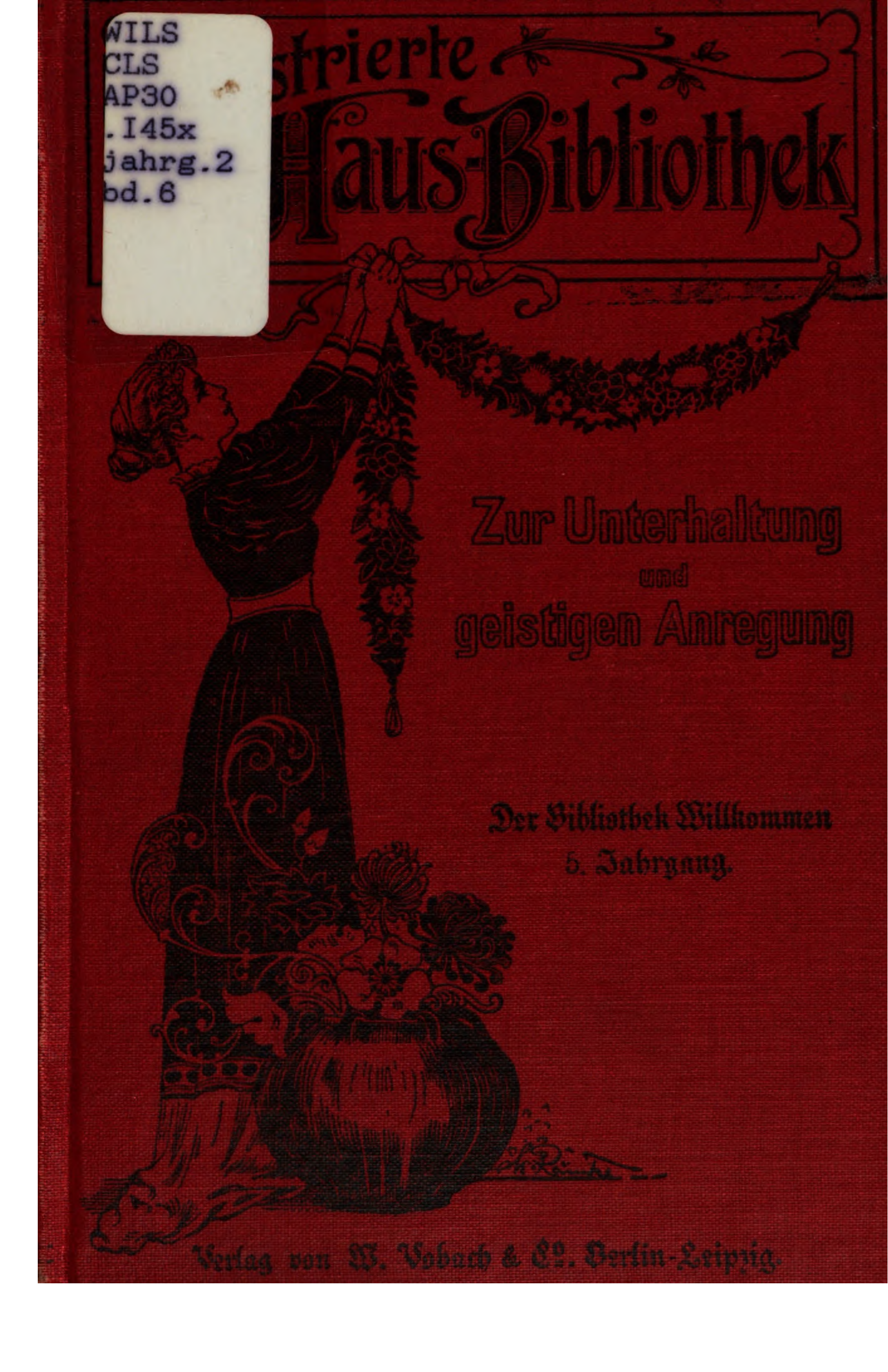
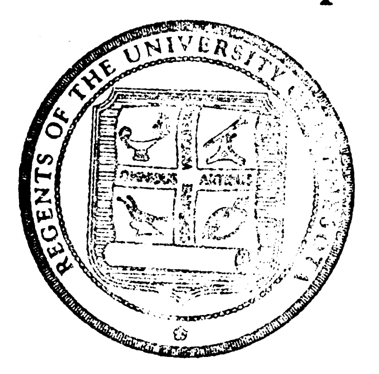

WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.6
strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig.


Illustr. Haus-Bibliothek
II. Jahrg.
Aus der Bibliothek von:



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



Lenzesfroh.

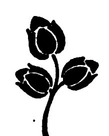
Nach dem Gemälde von W. Menzler.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band VI

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung



Druck von
W. Dobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.



Pflug und Schwert.

Original-Roman von Heinrich Vollrat Schumacher.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

om Lande war das Brot einst hereingekommen in die Stadt, geschaffen von denselben Händen, die sich nun voll zitternden Begehrens nach ihm ausgestreckt. Und die Stadt hatte es jenen Händen zurückgegeben.

Wieder kam dem Dahinschreitenden jener früher bereits gedachte Gedanke an den ewigen Kreislauf der Dinge in den Sinn. Wie jenes Geld des Vaters, des Einzelnen, machte auch das Brot des ganzen Volkes diesen unaufhörlichen Kreislauf mit. Das Land erzeugte es und in verbesserter Form gab es die Stadt zurück. Und war es nicht gut so? Mußte es nicht so sein?

Alles, was da lebte, bildete eine einzige, unlösbare Kette. Eine Kette von Händen, von Leibern, von Seelen, die einander umschlungen hielten. Auch der Einsame konnte sich nicht von ihnen lösen. Wollte, konnte er allein stehen; dennoch aber verbanden ihn tausend feine, unsichtbare Fäden mit den andern. Vielleicht, daß er sich ihrer in Tagen ruhigen Dahinlebens nicht so bewußt wurde; aber in den Stunden der Not traten sie sichtbar hervor, fühlte er deutlich das gemeinsame Band. Das Brot.

Und er nahm es, dankte, und brach es, und gab es seinen Jüngern.

Nun aber hatte sich ein neuer Kampf um das Brot entfesselt. Noch wußten die Kämpfenden nicht, daß es ihnen allen gehörte, daß sie alle ein Recht darauf hatten, Johannes, wie Judas. Und sie zerfleischten sich darum. Was heute geschehen, war nur eine Pause im Kampf, ein kurzer Waffenstillstand. Bald würde die Schlacht aufs neue beginnen. Wie würde das Ende sein, wem der Sieg? War nicht der Sieg des einen die Niederlage des andern? Durfte Kain seinen Bruder Abel erschlagen, ohne das Zeichen des Verderbens an der eigenen Stirn aufflammen zu fühlen?

Wann würde der neue Heiland kommen, der die Streitenden versöhnte und das Brot brach und dankte und es ihnen gab, allen, allen.

Wenn der Staat es war, dieser von den Menschen selbst auf den Thron gehobene Allgott, daß er sie beherrsche! — Wenn er sie beherrschte und ihnen das Brot gab! Wenn er der große Edelmann der Zukunft war!

Leise Anfänge glaubte Karl von Nottorp bereits zu verspüren. Schon standen ernste Männer an der Spitze des Ganzen, nicht mehr schmeichelnde Fürstendiener, nicht mehr geheime Räuber am Brote des Volkes. —

Jener stille Herzensseufzer des mächtigen Staatsmannes stieg in seiner Erinnerung auf, den er in den sorgenvollen Augen des Gütigen gelesen, damals, als er von der Not des Volkes gesprochen. Woher nehmen, um allen zu helfen?

Allen! Nicht dem Einzelnen, Begünstigten!

So schritt Karl von Nottorp dem Landratsamte zu, seine Bücher unter dem Arm, die eiserne Kasse in der Hand. Und so trat er in die Amtsstube des Landrats.

Jener erhob sich kühl, geschäftsmäßig, als sei zwischen ihnen nichts vorgefallen. Nur als sein Blick den eisernen Kasten streifte, zuckte es wie Enttäuschung über sein Gesicht.

„Sie bringen die Kasse, Herr Einnehmer?“

Karl von Nottorp setzte den Kasten auf einen Tisch und legte die Bücher daneben.

„Zu Befehl, Herr Landrat! Wenn Sie die Bücher nachsehen möchten?“

Landrat Dreßler setzte sich und sah nach. Er rechnete genau, mit der alles beobachtenden Sorgfalt und Schnelligkeit des geübten Beamten. Aber alles stimmte. Die Bücher waren in Ordnung.

„Die Kasse muß also enthalten —“ fuhr er fort und nannte die Summe. „Bitte, zählen Sie das Geld vor!“

Auf Karl von Nottorps Gesicht erschien ein seltsames Lächeln. Jenes traumhafte, weiche Lächeln der Sehnsucht, die alles umfaßte. Langsam öffnete er den Kasten. Der aber war leer. Nur ein Papier lag darin. Ein schmaler, weißer, mit wenigen Worten beschriebener Zettel.

Karl von Nottorp reichte ihn seinem Vorgesetzten hin.

„Hier, Herr Landrat!“

Jener sah erstaunt auf.

„Das Geld, Herr Einnehmer!“ stieß er ungeduldig heraus. „Das Geld!“

Der Einnehmer verbeugte sich leicht.

„Das ist das Geld!“ erwiderte er ruhig. „Wollen Sie nur lesen!“

Und Landrat Dreßler las, was auf den Zettel geschrieben war. Daß Karl von Nottorp den Bestand der Steuerkasse für eigene Verwendung entnommen hatte und dafür zur Entschädigung des Staates auf die Summe verzichtete, zu deren Zurückerstattung sich dieser ihm gegenüber verpflichtet hatte.

Ein Blitz des Triumphes glühte in den Augen des Landrats auf, während er las. Nun aber, da er den Zettel sinken ließ, war er so ruhig und kalt wie zuvor.

„Eine Verpflichtung des Staates?“ fragte er. „Ich weiß von keiner Verpflichtung!“

„Der Fürst-Ministerpräsident hat sie angenommen!“

„Haben Sie sie schriftlich, urkundlich?“

„Nein, Herr Landrat! Es ist eine moralische Verpflichtung, die der Staat übernommen hat!“

Das Gesicht des Landrats tauchte sich in Hohn.

„Moralische Verpflichtungen des Staates kenne ich nicht, Herr von Nottorp!“ sagte er schneidend und öffnete die zu den übrigen Amtsräumen führende Thür. „Sievers, kommen Sie herein!“

Sievers erschien, der in Stadt Nottorp stationierte Gendarm. Ein Mann in Nottorps Alter. Unter Nottorp hatte er den Krieg mitgemacht. Wie den einfachen Rock des Einnehmers, so zierte auch die Uniform Sievers' das schwarz-weiße Band des Eisernen Kreuzes.

Bei Karl von Nottorps Anblick grüßte er soldatisch. Noch immer sah er in ihm seinen Rittmeister, der die Schwadron in Kampf und Sieg geführt hatte.

„Hören Sie genau zu, Sievers, was hier gesprochen wird!" wandte sich der Landrat zu ihm. „Sie werden es bezeugen müssen!" Und dann zu Karl von Nottorp, ruhig, sachlich, fast gleichgültig: „Sie erkennen also an, daß Ihre Kasse die Summe enthalten muß, welche Ihre Bücher ausweisen?"

„Ich erkenne es an!"

„Und Sie bekennen, daß Sie diese Summe zur eigenen Verwendung der Kasse entnommen haben?"

„Herr Rittmeister!" schrie Gendarm Sievers zusammenfahrend auf. „Um Gotteswillen, Herr Rittmeister!"

Er war blaß geworden und starrte „seinen Rittmeister" fassungslos an. Karl von Nottorp lächelte ihm zu.

„Ich bekenne es!"

„Und als Deckung soll dies Papier gelten?"

„Dies Papier!"

„Nehmen Sie, Sievers, und nehmen Sie auch die Bücher!" befahl der Landrat. „Legen Sie alles zusammen in die Kasse, schließen Sie zu und versiegeln Sie!"

Der Gendarm gehorchte mit zitternden Händen.

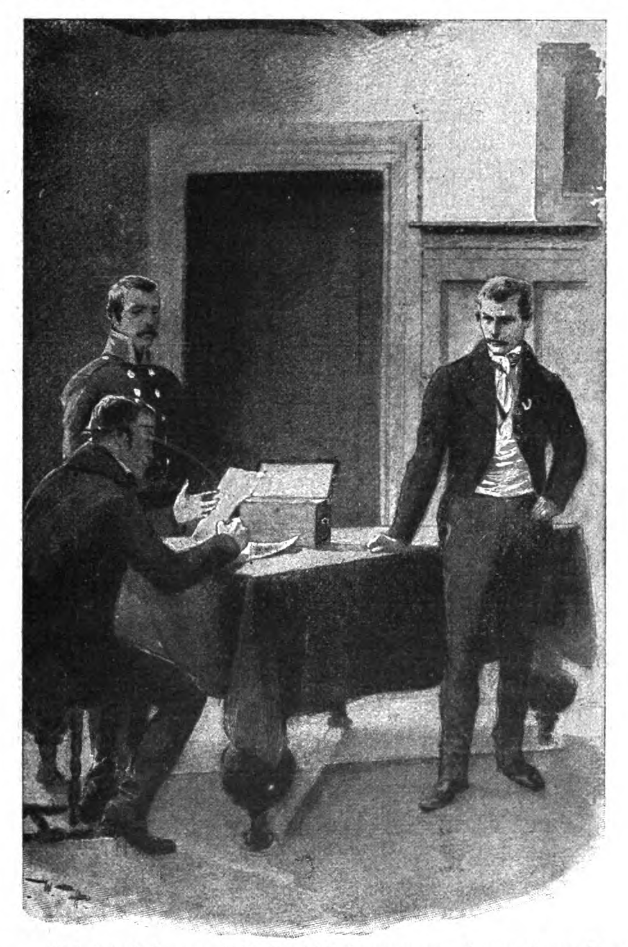
„Herr Rittmeister!" stöhnte er. „Mein Rittmeister!"

Und plötzlich fing er an zu schluchzen. Er wurde mit dem Siegeln nicht fertig; der Landrat mußte ihm zu Hilfe kommen.

„Setzen Sie Ihren Helm auf, Sievers," sagte dieser dann in demselben befehlenden Tone, „und verhaften Sie diesen Mann wegen Unterschlagung, begangen im Amte!"

Er deutete auf Karl von Nottorp. Dann wandte er sich ab und brachte Schlüssel und Kasten in Verwahrsam.

Eine Totenstille herrschte nach seinen letzten Worten. Die Augen des Gendarmen gingen wie verzweifelt von einem zum



„... Und Sie bekennen, daß Sie diese Summe zur eigenen Verwendung der Kasse entnommen haben?“

andern. Endlich blieben sie starr an dem schwarz=weißen Bande auf Karl von Nottorps Brust haften.

Er rührte keine Hand.

Wieder die Stimme des Landrats.

„Thun Sie, was ich Ihnen befohlen habe, Sievers, und transportieren Sie den Mann aufs Rathaus! Sie haften mir für seine Person!"

Der Gendarm taumelte zurück und hielt sich an der Kante des Tisches hinter ihm, um nicht zu fallen. Karl von Rottorp lächelte ihm ermutigend zu.

Und nun glaubte er den Mann zu verstehen. Langsam nahm er das schwarz-weiße Band von seiner Brust hinweg und reichte es jenem hinüber.

„Sie werden es mir aufheben, nicht wahr?" bat er. Und dann: „Nun wird's Ihnen wohl leichter werden!"

Der Andere schluchzte laut auf.

„Herr Rittmeister — mein Rittmeister —"

Wieder lächelte Karl von Rottorp. Etwas wie Humor kam über ihn. Er richtete sich auf. Und seine Stimme schallte durch den Raum, jene helle, durchdringende Kommandostimme, mit der er die Schwadron in den Feind geführt hatte.

„Unteroffizier Sievers!"

Unwillkürlich fuhr jener zusammen. Stramm stand er, wie der Soldat vor seinem Offizier.

„Herr Rittmeister!"

„Unteroffizier Sievers, thun Sie Ihre Pflicht!"

Und Unteroffizier Sievers biß die Zähne zusammen. Seine Augen blickten starr gerade aus. Kein Muskel seines Gesichtes zuckte. Nur auf seiner Stirn unter dem Helm stand Schweiß.

So trat er auf „seinen Rittmeister" zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Im Namen des Königs —"

* * *

Draußen beugte sich der Gendarm plötzlich herab und ergriff die Hand seines Gefangenen. Und ehe Karl von Rottorp es zu hindern vermochte, hatte er sie geküßt.

An jener Stelle war's, wo heute bereits ein anderer dieselbe Hand geküßt hatte — der alte Bauer. —

Wann würde es kommen, jenes erträumte Abendmahl der Liebe?

XXI.

Langsam senkte sich der Abend zu Thal. Breite, rosige Bahnen durch das helle Wolkengrau des Himmels ziehend, verglühte die Märzsonne hinter den Bergen, während, vom Feuerbruch aufsteigend, weiße Nebelmassen sich emporschoben. Wie in flüssiges Gold getaucht glänzten hoch oben auf dem Bilstein noch die Türme und Erker von Haus Nottorp; aber der Wulffshof zu Füßen des Felsens tauchte sich bereits in Schatten. Mehr und mehr zerrannen seine Umrisse ins Unbestimmte, wie aufgesogen von der emporwallenden Nacht.

Auf der vom Bilstein herabführenden Straße schritt Henne Wulff eilig dahin, seinem Hofe zu. Er kam vom Amtmann.

Hatte jener sein gegebenes Versprechen vergessen oder lag es an der Saumseligkeit des Gutsförsters — der Wildzaun war noch nicht wieder hergestellt. Allmählich verwüstete das Wild die wenigen bestellten Aecker. Wenn nichts dagegen geschah, war die Winterfrucht dahin.

Vor Wochen bereits war Henne Wulff auf Haus Nottorp gewesen, den Amtmann zu mahnen. Aber er hatte ihn nicht gesprochen. Wie es hieß, war er bettlägerig und konnte niemand empfangen.

Acht Tage später hatte Henne Wulff abermals einen Versuch gemacht. Mit demselben Mißerfolg.

Dann hatte er dem Amtmann einen Brief geschrieben. Es war auch eine Antwort eingetroffen. Jedoch nicht von Amtmann Dreßler, sondern vom Gutsförster. Der Amtmann sei nicht wohl genug, um mit dergleichen Kleinigkeiten behelligt zu werden. Dieselben würden von dem unterzeichneten Gutsförster selbständig entschieden. Und ihm sei nichts von einer Zusage bekannt, den Wildzaun wieder herzustellen. Eine gesetzliche Verpflichtung dazu liege jedenfalls nicht vor. Angesichts der schlechten Zeiten verbiete sich auch eine derartige teuere Anlage von selbst. Es müsse daher bis auf weiteres sein Bewenden dabei haben.

Henne Wulff war darauf zum Landrat gegangen, daß dieser ein gutes Wort bei seinem Vater für ihn einlege. Aber Landrat Dreßler hatte jede Einmischung seinerseits bestimmt

abgelehnt. Gerade weil er Beamter sei, hatte er erklärt, müsse er seinen Vater behandeln, wie einen Fremden. Und Henne Wulff wisse ja selbst, daß das Gesetz ihm kein Recht zum Einschreiten an die Hand gebe. Er müsse es ihm daher überlassen, sich mit dem Besitzer des Wildes in Güte zu einigen.

Henne Wulff hatte finster die Stirn gefurcht.

„Aber wenn mir keine Gelegenheit dazu geboten wird?“ hatte er gerufen. „Wenn der Herr Amtmann weder mündlich noch schriftlich für mich zu erreichen ist?“

Der Landrat hatte mit kühlem Bedauern die Achseln gezuckt.

„Ich kann nichts daran ändern! Das Gesetz steht auf seiner Seite!“

„Das Gesetz!“ Der junge Bauer fuhr wild empor. Mühsam beherrschter Zorn zitterte im Ton seiner Stimme. „Was ist das für ein Gesetz, das ihm erlaubt, ohne Schadensersatz sein Wild auf meinen Aeckern zu mästen?“

„Könnt Ihr beweisen, daß er das Wild absichtlich auf Euere Saaten treibt?“

„Absichtlich? Nein! Das glaube ich nicht! Das Wild treibt der Hunger!“

„So scheucht es!“

„Wer? Ich? Wir sind unserer Zwei auf meinem Hof, mein Knecht und ich. Und es ist Arbeit da für zwanzig, dreißig! Jahre wird's dauern, ehe der Wulffshof wieder mehr bringt, als den täglichen Notbedarf. Wir wissen nicht aus noch ein vor allem, was auf uns einstürmt. Kommen wir des Abends vom Felde heim, so fallen wir fast um vor Müdigkeit und Erschöpfung. Und da sollen wir noch die Nächte opfern, um fremdes Wild zu scheuchen? Wir haben's ja im Anfang gethan, aber nun geht es nicht mehr. Der Knecht weigert sich, und ich habe keine Macht, es von ihm zu verlangen, ohne daß er mir aufsagt. Ein Mensch, der arbeitet, bedarf des Schlafes!“

„Warum dingt Ihr nicht mehr Leute?“

Henne Wulffs offenes Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. Des Landrats Frage hatte die Wunde berührt, die heimlich in ihm brannte.

Wie der alte Schulmeister es vorhergesagt, so war's eingetroffen: Henne Wulffs Eintreten für Barba hatte das allgemeine Vorurteil auch gegen ihn gelenkt. Alter Brauch war's ja, daß selbst der Acht verfiel, wer eines Verfemten sich annahm. Vergessen schien, daß Henne ein Kämpfer für des Vaterlandes Rettung gewesen. Wer dachte in dieser Zeit der Not noch der früheren inneren Erhebung? So mied das Volk den Wulffshof und den Bauern, als beflecke die Berührung. Selbst der Hunger hatte darin keinen Wandel geschaffen. Niemand hatte sich auf Hennes öffentliche Aufforderung zum Dienste gemeldet. Nach starrer Bauernart hatten sie selbst das Brot zurückgewiesen, das er ihnen bot.

Nur ein einziger war gekommen, Garzewski, ein Zugewanderter aus Polen, berüchtigt als nachlässiger Arbeiter und ungetreuer Knecht. Zuletzt bei Amtmann Dreßler bedienstet gewesen, war er wegen eines Diebstahls entlassen worden. In gewöhnlichen Zeiten würde Henne Wulff den Mann, dessen lauerndes Auge und heimliches Wesen ihn abstießen, niemals aufgenommen haben. Aber die Not hatte ihm keine Wahl gelassen, und so war der Pole geblieben.

In kurzen Worten hatte Henne Wulff das alles dem Landrat auseinander gesetzt. Seine ganze bedrängte Lage hatte er ihm enthüllt. Nicht, daß ihm der Beamte besonderes Vertrauen eingeflößt. Dem stand die barsche, verschlossene Art des Landrats entgegen. Aber es war dem jungen Bauer eine Wohlthat, sich überhaupt einmal aussprechen zu können. Nach diesen endlosen Wochen gezwungener Einsamkeit floß in ihm über, was an Groll und Verbitterung sich in ihm angehäuft hatte. Nur einmal davon sprechen, was auf ihm lastete mit erstickendem Druck! Und beim Sprechen selbst womöglich größere Klarheit gewinnen! Wenn er vielleicht auch nicht Hilfe fand, so doch Teilnahme, Verständnis.

Um so mehr hatte ihn die völlig unbewegte Miene überrascht, mit der Landrat Dreßler ihm zuhörte. Als sei ihm das alles längst bekannt. Nun ja, Henne Wulff mochte wohl nicht der Erste sein, der in dieser Zeit von jenem Rat und Hilfe heischte.

„Gewiß, es ist schlimm für Euch!“ sagte der Landrat

kühl, als Henne Wulff geendet. „Aber es läßt sich nichts thun! Ihr müßt es geduldig tragen!“

Wieder wallte in Henne Wulff das heiße Blut.

„Geduldig tragen!“ schrie er fast auf. „Wissen Sie auch, was das heißt, Herr Landrat? Das heißt, die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen, wie das Unglück kommt und der Untergang! Ja, der Untergang! Wenn das Wild mir die kargen Saaten verwüstet, wovon soll ich denn ernten? Und wenn ich nicht ernte, wovon soll ich meine Schuld bezahlen?“

Diese Schuld, die er bei dem Kaufmann Schlüter gemacht, — außer all dem anderen lastete auch sie noch auf ihm. Im Herbst war sie fällig; er hatte gehofft, sie von dem Ertrage der Wintersaat begleichen zu können. Aber nun — wenn das Wild diese Saat zerstörte ...

Der Wulffshof war für die Schuld verpfändet. Wenn die Schuld nicht gezahlt wurde und Kaufmann Schlüter dann rücksichtslos vorging, war der Wulffshof verloren.

Auch von ihr schien der Landrat bereits gehört zu haben. Kein Zug in seinem Gesicht hatte verraten, daß er über die Verschuldung des vornehmsten Bauern unter dem Bilstein erstaunt war.

„Ja, Schulden machen jetzt viele!“ hatte er nickend gesagt und phrasenhaft mechanisch hinzu gesetzt: „Es ist eine schwere Zeit!“

Er hatte wie bedauernd dabei geseufzt. Aber Henne Wulff war nicht wärmer davon geworden. Mit finsterem Trotz hatte er dem Landrat starr ins Gesicht gesehen.

„Also — Sie wollen nichts für mich thun, Herr Landrat?“

Und kalt und klar war ihm die Antwort geworden.

„Nicht mein Wille kommt hier in Frage, sondern meine Macht. Und die reicht nicht so weit!“

„Dann — Herr Landrat, dann werde ich mir selbst helfen müssen!“

Jener hatte ruhig und kühl geblickt, wie zuvor.

„Selbsthilfe ist ein gefährlich Ding, Henne Wulff. Ihr wißt wohl selbst, daß Wilddiebstahl strenge geahndet wird!“

„Wilddiebstahl? Ist mir's um einen Braten für meine Küche oder um ein Teppichfell für meine Füße?“

Mit einem bitteren Lachen war Henne Wulff gegangen, ohne eine weitere Erwiderung abzuwarten. Das ererbte Mißtrauen des Bauern gegen alles, was Beamter hieß, war plötzlich in ihm rege geworden. Und die Worte kamen ihm in den Sinn, die ihm der Vater geschrieben, jene Worte, in denen er den Sohn an den langen Kampf der Herren auf dem Bilstein gegen die Bauern vom Wulffshof um die Herrschaft über die Bauernäcker erinnerte, in denen er von dem Unterschied zwischen Herren und Dienern gesprochen. Der adelig denkende Nottorp saß nicht mehr auf dem Bilstein, an seiner Stelle saß der Dreßler, der ehemalige Diener. Versuchte dieser nun durch tückische List zu erlangen, was jenem durch Ueberredung nicht geglückt war? Stellte er darum den Wildzaun nicht wieder her, um die Widerstandskraft des Kämpfenden durch den Wildschaden zu schwächen?

Aber Amtmann Dreßler hatte den jungen Bauer doch mit überströmendem Wohlwollen aufgenommen! Er hatte ihn nach Kräften unterstützt! Er hatte ihm das Darlehn von Kaufmann Schlüter vermittelt!

Und nun ein so jäher Gesinnungswechsel?

Eine furchtbare Ahnung war in Henne Wulff aufgestiegen, damals, als er auf der Heimfahrt vom Landratsamte diesen Gedanken zum ersten Male gedacht. Ein wirres Angstgefühl war über ihn gekommen. Er hatte etwas zu spüren geglaubt, wie die rauhe Berührung eines Strickes, der sich ihm um die Kehle legte.

Dann aber hatte er die lähmende Empfindung von sich abzuschütteln gesucht. Ohne Zweifel, die Sorge und das immerwährende Ringen hatten sein Gemüt verdüstert, ihm den frischen, unbekümmerten Mut geraubt. Er sah Gespenster. Wo er Absicht und Plan zu entdecken geglaubt hatte, spielte wohl nur ein unglücklicher Zufall. Ein Zufall war's, daß Amtmann Dreßler krank war und ihn deshalb nicht empfangen konnte; Zufall, daß er dem Förster noch keine Weisung hatte zugehen lassen, ein unglücklicher Zufall endlich, daß Landrat Dreßler nichts zu thun vermochte. Nicht Plan, nicht Berechnung!

Und so hatte Henne Wulff heute abermals einen Versuch gemacht, den Amtmann auf Haus Nottorp zu sprechen. Und

diesmal schien der Zufall sich günstiger anlassen zu wollen. Als Henne Wulff den Schloßhof betreten, hatte er gerade noch des Amtmanns mächtige Gestalt erblickt, wie sie, dem Eintretenden den Rücken kehrend, in der Thür zum Wohnhaus verschwunden war.

Erregt war Henne Wulff ihm nachgeeilt, aber er hatte ihn nicht mehr erreicht. So war er zum Gutsamt hinübergegangen, um sich durch den Förster beim Amtmann melden zu lassen. Neue Hoffnung beseelte ihn. Nun, da der Herr wieder da war, konnte der Diener keine Ausflucht mehr machen.

Der Förster hatte ihn mit einem versteckten Spottlächeln empfangen.

„Der Herr Amtmann?“ hatte er auf Hennes Gesuch wie erstaunt erwidert. „Aber Ihr wißt doch, daß der Herr bettlägerig ist!“

Da war dem Bauer die Geduld gerissen.

„Bettlägerig? Und eben hab' ich ihn hier über den Hof gehen sehen! Ich verlange, daß ich ihm gemeldet werde! Hört Ihr, ich verlange es! Und ich gehe nicht eher wieder von hier fort, als bis ich ihn gesprochen habe!“

Auf dem Gesicht des Försters war der Spott nun offen zu Tage getreten.

„Da werdet Ihr aber lange warten müssen, Verehrtester!“ hatte er lässigen Tones geantwortet. „Denn, wenn der Herr bettlägerig sein will, so ist er bettlägerig! Versteht Ihr?“

Vor Henne Wulffs Augen hatten rote Lichter getanzt. An sich halten hatte er müssen, um seine Fäuste nicht in das höhnisch grinsende Gesicht da vor ihm zu schlagen.

„Er will mich also nicht sehen? Er will nicht?“

Jener hatte gleichmütig die Achseln gezuckt.

„Jedenfalls hat er Befehl gegeben, Euch nicht vorzulassen!“ Und fast kichernd vor Spottlust hatte er hinzugefügt: „Er fürchtet wohl, daß Ihr ihn wieder so überrumpelt, wie damals, und seinem weichen Herzen Zugeständnisse erpreßt, die er nachher doch nicht einhalten kann!“

„Nicht kann?“ hatte Henne Wulff fast aufgeschrieen. „Nicht kann?“

Wieder jenes gleichgültige Achselzucken.

„Nicht kann, oder nicht will!“ hatte er höhnisch entgegnet. „Das Wort ist ja Nebensache. Jedenfalls wird der Wildzaun nicht wieder hergestellt! Es sei denn ...“

Er hatte plötzlich abgebrochen, wie vor dem erschreckend, was vielleicht bereit gewesen war, ihm vorläufig zu entschlüpfen. Aber ein lauerndes Spähen war dabei aus seinen kleinen, verschmitzten Augen über das fast verstörte Gesicht des jungen Bauern gegangen.

„Es sei denn...?“ hatte Henne Wulff atemlos wiederholt. „Redet aus, Förster! Was will er von mir?“

Jener hatte laut aufgelacht.

„Solltet Ihr das wirklich nicht wissen, Teuerster? Die Wulffbauern haben's doch schon oft genug gehört, was die vom Bilstein von ihnen wollen!“

Henne Wulff war zurückgefahren wie unter einem Peitschenhiebe. Mit greller Klarheit stand alles plötzlich vor ihm. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: Absicht und Plan war Amtmann Dreßlers scheinbares Wohlwollen gegen ihn gewesen, eine schnöde List, um den Wulffshof an sich zu bringen.

Und mit dieser Klarheit war plötzlich wieder etwas wie eine äußere Ruhe über ihn gekommen. Er hatte nun gewußt: jedes weitere Wort war überflüssig, der Kampf war da.

Schweigend hatte er sich abgewandt und war zur Thür geschritten. Der Förster aber war ihm ein paar Schritte nachgeeilt.

„Nun, was soll ich dem Herrn von Euch sagen? Daß Ihr bereit seid, daß Ihr ihm den Hof verkauft, nicht wahr! Was wollt Ihr auch in den schlimmen Zeiten mit dem Hof, der Euch nichts trägt? Ihr könnt ihn ja doch nicht halten! Und der Herr wird Euch die günstigsten Bedingungen machen. Ihr sollt nicht übervorteilt werden. Es wird für Euch so viel dabei herauskommen, daß Ihr anderswo Euch glänzend mit dem Gelde einrichten könnt. In Amerika zum Beispiel wird das Land billig abgegeben, fast verschenkt. Ueberlegt's Euch, das wäre 'was für Euch, für einen jungen, thatkräftigen Mann, wie Ihr seid! — Nun, wie ist's? So antwortet doch! Wollt Ihr?“

Henne Wulff hatte sich in der Thür umgedreht und jenem ein bleiches, festes Gesicht gezeigt.

„Niemals!“

So war er gegangen.

Aber nun, da Henne Wulff dem Vaterhause wieder zuschritt, überfiel ihn wieder die Erbitterung, das würgende Gefühl in der Kehle. Und er war voll Haß. Voll Haß gegen die Menschen, die ihn mieden, voll Haß gegen das Land, das ihn gefesselt hielt an seine Scholle, wie einen ohnmächtigen Sklaven. Voll Haß auch gegen sich selbst, darum, daß er sie dennoch nicht lassen konnte, Menschen und Heimat.

Jetzt erst glaubte er Barba zu verstehen, Barbas Liebe und Barbas Haß. Wie sie liebte und haßte, so liebte und haßte nun auch er. Ohne ihr Zuthun waren sie einander gleich geworden in Liebe und in Haß.

Was hatte sie damals zu ihm gesagt, als er sie gefunden im Schnee, das weinende Kind an der Brust, das Kind des Fremden? Damals, als Henne Wulff, einem dunklen Triebe seines Herzens folgend, ihr angeboten hatte, den schweren Leidensweg mit ihr gehen zu wollen?

Auf das Eiserne Kreuz an seiner Brust hatte sie gedeutet.

„Würde ich das Kind und mich schützen können vor der Schmach? Schützen auch vor dir selbst, Henne Wulff?“

Sie hatte nicht auf die Antwort gewartet. Noch jetzt glaubte er ihre dunkle, dahinwankende Gestalt zu sehen, wie sie damals um den nächsten Schneehügel verschwunden war.

Er war ihr nicht gefolgt. Er hatte gefühlt, daß sie recht hatte, daß er es nimmer ertragen haben würde.

Warum — das hatte er nicht gewußt. Nun aber wußte er es plötzlich. Daß, um eines anderen Leid tragen zu helfen, der Mensch dasselbe Leid an sich selbst erfahren haben mußte.

Und das hatte er nun. Sie waren einander gleich geworden in Liebe und in Haß. Und im Leide. Des einen Not war auch die Not des anderen.

Nur daß Barba es würdiger trug als er. Da sie es schweigend trug. Sie lehnte sich nicht auf gegen die Last, kein Laut des Grolls kam über ihre Lippen. Schweigend trug sie das Schwere.

Während er —

Aber war er nicht ein Mann? Durfte, konnte er das Unverschuldete hinnehmen ohne Widerspruch, ohne Kampf?

Alles in ihm bäumte sich dagegen auf. Seine Hände ballten sich, seine Zähne fuhren knirschend aufeinander.

„Niemals! Niemals!“

* * *

Auf dem Gutshofe kam ihm Garzcwski, der polnische Knecht, entgegen. Ein Fremder warte im Hause auf den Bauer. Des Mannes verschleierte Augen fuhren dabei mit heimlichem Forschen über das verstörte Gesicht seines Herrn.

Mit einer Gebärde des Widerwillens wies Henne Wulff ihn hinweg. Dann trat er ins Haus.

Der Pole hatte sich dem Pferdestalle zugewandt. Nun kam er eilig zurück, auf schleichenden Füßen, und legte sein Ohr an die Thür, hinter der der Fremde wartete.

Henne Wulff achtete kaum auf den Menschen, der sich beim Eintritt des Hausherrn von der Herdbank erhob, auf der er bis dahin brütend gesessen. Der junge Bauer war zerstreut, noch immer arbeitete in ihm der Haß. Und langsam stieg aus dem Durcheinander seiner Gedanken und Empfindungen ein Entschluß herauf, unklar noch, aber allmählich festere Gestalt annehmend.

Womit sollte der Widerstand beginnen, der Kampf um das Erbe der Väter?

Erst eine Bewegung des Fremden machte ihn auf diesen aufmerksam. Jener hatte ein kleines Buch aus einer Tasche seines einfachen Rockes gezogen und näherte sich nun mit demselben. Ohne ein Wort zu sprechen, hielt er es Henne Wulff hin, damit er lese.

Und Henne Wulff las.

Ein Aufruf war's von der Leitung des Krankenhauses in Stadt Rottorp zu Sammlungen für die Opfer der Pest, ein Appell an die werkthätige Nächstenliebe der Menschen. Die Wunden zu heilen, die der Krieg und seine Folgen dem Lande geschlagen.

Nächstenliebe!

Henne Wulff lachte schrill auf und gab dem Fremden das Buch zurück.

„Es wird nichts gegeben!“ sagte er rauh.

Wortlos blickte jener auf. Das Buch behielt er in der Hand. Und er sah Henne Wulff an.

Nun, zum ersten Male, betrachtete ihn dieser genauer. Ein langer, schwarzer Bart hing jenem auf die Brust herab, in seinem von Leidenschaften durchwühlten Gesicht glühten ein paar finstere, fanatische Augen, quer über Stirn und Kopf zog sich eine breite, dunkel gerötete Narbe.

Unheimlich berührte Henne Wulff das wilde Aussehen des Mannes. Dennoch war's ihm, als sei ihm das alles einmal vertraut gewesen, als habe er diese glühenden Augen bereits irgendwo einmal gesehen.

Aber er scheuchte die Erinnerung mit Gewalt zurück. Was kümmerte ihn dieser Mensch? Mochte er sein, wer immer. Was kümmerten ihn die Menschen überhaupt. Er hatte genug zu thun mit sich selbst. Und er haßte sie.

„Es wird nichts gegeben!“ wiederholte er, sich abwendend. „Geht!“

Mit ausgestreckter Hand deutete er auf die Thür. Aber jener ging nicht. Die brennenden Augen in die Augen des Abweisenden bohrend, hob er abermals das Buch zu Henne Wulff empor.

Und Henne Wulff sah, daß jene brennenden Augen zu flehen verstanden, wortlos zu flehen, wie er es niemals zuvor von Menschenaugen gesehen.

Unwillkürlich nahm er das Buch und blätterte in ihm. Name stand da unter Name verzeichnet mit Beiträgen, die oft nur wenige Pfennige betrugen. Auch Namen aus dem Dorfe waren darunter, Namen von Aermsten, die selbst nicht hatten, ihres eigenen Leibes zu pflegen. Namen derer, die Henne Wulff unter seine und Barbas Widersacher zählte.

Die weiche Regung von Mitleid, die er bei jenen Scherflein Hungernder verspürt, verflog wieder, vor dem Haß und Ekel, die ihm jene anderen einflößten. Für unbekannte Leidende gaben sie, hier, wo es ihrer Eitelkeit schmeichelte, den eigenen Namen verzeichnet zu sehen. Aber von dem Elend, das in ihrer Mitte einherging, wandten sie sich gleichgültig ab. Dieselbe Hand, die den Fremden gab, steinigte den Heimatgenossen!

Schon wollte er dem Manne das Buch vor die Füße schleudern und den Mann selbst hinausjagen, mit der Peitsche, wie einen Hund, wie ein räudiges Tier. Siedend quoll in ihm der Haß empor, daß seine Hände zitterten und Flammen vor seinen Augen loderten.

Dann aber — plötzlich tauchte ein neuer Gedanke in ihm auf, hohnvoll, kitzelnd, voll berauschenden Giftes. Ja, das wollte er thun. Seine ganze Verachtung wollte er diesem eklen Menschengeschlechte in das falsche Antlitz speien. In diesem bettelnden Manne da.

In großen, starken Zügen setzte er seinen Namen auf das folgende, leere Blatt, quer durch die ganze Seite.

„Henne Wulff!“ Und darunter: „Den lieben Nächsten, die er haßt!“

Er warf das Buch vor dem Fremden auf den Tisch. Jener nahm es auf und las.

„Henne Wulff!“ murmelte er, und es war das erste Wort, das er sprach. „Henne Wulff — Henne Wulff?“

Er rieb sich mit der Hand die Stirn. Eine dunkle Röte stieg in sein Gesicht. In seinen weit geöffneten, starr ins Leere blickenden Augen war etwas wie Kampf. Wie das dämmernde Erwachen einer fernen Erinnerung, einer schlummernden Seele.

„Henne Wulff?“ wiederholte er. „Henne Wulff?“

Aber er schien die Erinnerung nicht zu finden. Immer, wenn er mit ihr kämpfte, drängte sich etwas anderes dazwischen — das Gesicht eines Weibes — nein, ein Kind war's, ein ganz kleines, weinendes Kind — in einem Feuer — einem gewaltigen, prasselnden, gierig züngelnden, näher und näher rückenden Feuer. —

„Henne Wulff? Henne Wulff?“

Henne Wulff achtete nicht auf ihn. Flammenden Auges war er zu dem alten Kasten geeilt, in dem er das Geld verwahrte, das er von der Schlüterschen Schuld übrig behalten. Nun riß er es heraus, Silber und Scheine, und teilte es in zwei Hälften. Die eine legte er in den Kasten zurück, die andere schleuderte er mit einer einzigen schnellen Handbewegung dem Fremden vor die Füße.

Und mit einem verächtlichen Lächeln sah er zu, wie der sich bückte und das Geld in seinen Taschen sammelte.

Im Geiste sah er sie alle so vor sich, die er haßte. Und er warf ihnen das Geld hin und sie bückten sich und rannten nach den rollenden Thalern und Groschen und schlugen sich darum — ein ekles Bettlergeschlecht.

Dann — mit einem einzigen Schlage seiner Hand warf er den Mann hinaus.

„Henne Wulff?“ murmelte dieser draußen, in der sinkenden Nacht verschwindend. „Henne Wulff?“

Und Henne Wulff ahnte nicht, wie nahe in diesem Augenblicke seiner Hand die einzige Waffe gewesen war, die ihn gegen seinen Widersacher auf dem Bilstein geschützt hätte, die einzige Waffe rächender Vergeltung.

So aber griff er zu dem Gewehr, das drinnen in seiner Stube über dem Bette hing, lud es sorgfältig und wanderte mit ihm der gefährdeten Saat zu. Dem Knechte empfahl er treue Hut des Hofes.

Der Pole sah ihm mit einem listigen Lächeln nach. Gleich darauf verließ er eiligen Laufes den Hof, Haus Nottorp zu.

Eine halbe Stunde später fiel Henne Wulffs erster Schuß.

XXII.

Seitdem waren mehr als acht Tage vergangen. Am letzten März hatte es angefangen zu schneien, und nun breitete sich über Berg und Thal eine starke Schneedecke, wie im tiefsten Winter. Rudelweise erschien das Wild auf den Feldern, vom Hunger aus den schützenden Forsten getrieben. Selbst in die Dörfer wagte es sich, in die Nähe der menschlichen Wohnungen, sich von dem kargen Abfall zu nähren, den die Not übrig ließ. Massenweise verendete es im Dickicht der Wälder, wie erstickt von dem weißen Flockenregen, der ihm letzte Ruhestätte und Grab ward. Ein allgemeines Sterben war bei Mensch und Tier.

Henne Wulff ging nun nicht mehr nur in den Abendstunden aus, seine Saat zu schützen, ganze Nächte blieb er draußen. Anfangs hatte er das Wild nicht getötet; blinde Schüsse nur hatte er am Saum der Nottorpschen Forst ab-

gegeben, es von seiner Grenze zu scheuchen. Aber das Wild hatte sich schnell daran gewöhnt. Bald trat es wieder in Massen auf das lockende Feld hinaus, zwar in einiger Entfernung von dem Schützen, aber kaum aufschauend, wenn er schoß. Der Hunger war stärker, als die Furcht.

Und so hatte Henne Wulff angefangen, das Wild zu töten. Er wußte, daß schwere Buße seiner harrte, wenn er beim Bruch des Jagdgesetzes ergriffen wurde. Dennoch zögerte er nicht länger. Ihn zwang das Notrecht.

Ein gewaltiger Achtzehnender war sein erstes Opfer. Mitten im Feuer sprang er hoch in die Luft, überschlug sich und brach dann mit dumpfem Krach zusammen. Ringsum färbte sich der Schnee rot. Das übrige Wild zerstob in eiliger Flucht. Henne Wulff schleifte den Hirsch in die angrenzende Forst und ließ ihn dort liegen. Nicht um Beute war's ihm, nur um den Schutz der Saat. Nicht einmal die Spuren verwischte er. Mochte man es wissen, wer der Schütze gewesen, wenn man ihn nur nicht dabei ergriff. Aber der fallende Schnee deckte alles zu. Als Henne Wulff aus dem Walde zurückkehrte, lag das Feld vor ihm, weiß und unberührt.

Eine Stunde später war das Wild wieder da. Und wieder schoß Henne Wulff.

Ein Kampf von Wut und Haß hatte sich seiner bemächtigt, der ihm das Blut brausend in den Kopf trieb.

Am folgenden Tage ging er den Wald ab, nach den verscharrten Opfern zu schauen. Er fand sie unberührt unter dem Schnee. Der Förster hatte nichts entdeckt. Er ahnte ja auch wohl nicht, daß Henne Wulff sich selbst sein Recht nahm, wie er's vermochte, da man es ihm überall verweigerte. Aber da er das tote Wild sah, kam's ihm in den Sinn, wie nutzlos das Fleisch hier verkam, während in den Wohnungen der Menschen die Entbehrung herrschte. Er verlachte sich selbst darum, daß er noch Mitleid empfand mit jenen, die ihn von sich gestoßen hatten. Aber es war mächtiger als sein Zorn. Im Morgengrauen des nächsten Tages schleppte er das neugeschossene Wild zum Dorfe und legte es am Eingange nieder. Von dort wanderte es in die Häuser, begrüßt wie ein Geschenk des Himmels. Niemand ahnte den heimlichen Geber.

Allmählich aber ließ jener Zorn in Henne Wulff nach, der ihn zur ersten That getrieben. Etwas anderes erwachte in ihm und trat an jenes Stelle. Eine Art von drängender, verführerischer Lust, die ihn den Anbruch der Nacht mit atemloser Spannung erwarten ließ. Und wenn er dann das Wild vor sich sah, schoß er nicht mehr blindlings auf das erste beste, zunächststehende — er wählte, er suchte das stärkste Stück aus. Dem schwur er den Tod, und wenn seine Kugel es erreicht hatte, eilte er hinzu und prüfte den Schuß, und empfand ein heißes inneres Frohlocken über die Schärfe seines Auges, die Sicherheit seiner Hand.

Nun lag's wie eine Krankheit auf ihm, wie ein Fieber. Selbst am Tage ließ es ihm keine Ruhe, es trieb ihn hinaus aufs Feld und von da in den Wald.

In den Wald!

Der ganze stille Winterzauber seiner heimatlichen Forsten umfing ihn dort.

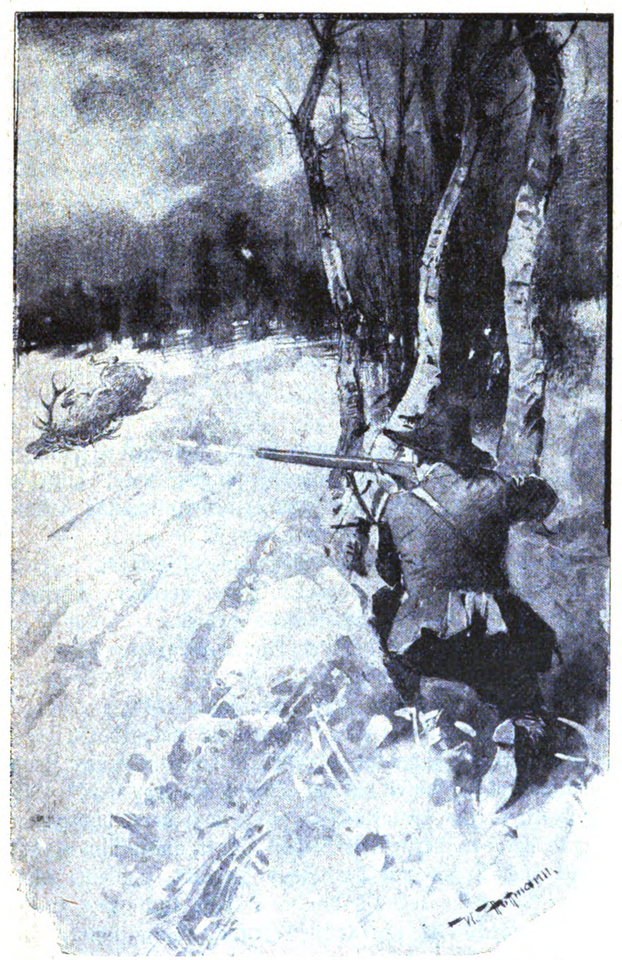
Er lauschte dem leisen Rieseln des Schnees, den der Wind vom Geäst herabfegte, die glatten Stämme entlang. Er horchte auf das ferne Krachen der Bäume, die der Frost spaltete; er spürte die Fährten des Wildes. Und wenn er dann das aufgespürte vor sich sah, vermochte er nicht zu widerstehen.

Sein Schuß durchdröhnte den Wald, wie er vordem über das Feld gekracht war.

Aber dann durchfuhr ihn plötzlich ein eisiger Schreck. Wer hatte ihm das Recht gegeben, das Wild im Wald aufzusuchen, in diesem Walde, der einem andern gehörte? In dem ihm nicht das Notrecht zur Seite stand, das Notrecht des verwüsteten Ackers?

Er fühlte, wie er blaß wurde, totenblaß. Wie ihm das Blut im Herzen zusammenströmte. Wie eine schmerzende Pein in ihm bohrte und wühlte. Klar sah er es vor sich, was er geworden war — ein Wilddieb. Aus Gier nach der Jagd selbst. Aus Lust am Töten.

Fast fliehend wandte er sich zurück, dem Saume des Waldes zu, wo das Tageslicht heller leuchtete. Aber dann — als ein Knacken brechender Aeste an sein Ohr drang, jenes bekannte Knacken, erzeugt von flüchtigem Wilde — mächtiger



Ein gewaltiger Achtzehnender war sein erstes Opfer.

war der Drang in ihm und die frevle Lust, als Selbstvorwurf und das Drohen der gesetzlichen Sühne — er folgte. Schleichend, kriechend, springend birschte er auf das Wild. Und schoß.

Töte! Töte!

Jene schon fast vergessene Wut der Schlachten kam plötzlich wieder über ihn, da er in jedem ihm gegenüber stehenden Gesichte das Gesicht eines Todfeindes erblickt hatte. Hussa! Drauf und dran! Und nicht eher ruhen, als bis die Fratze dort drüben erblich und mit einem letzten, wilden, markerschütternden Schrei in den Schnee sank!

Töte! Töte!

Wilde Schauer überliefen ihn, während er so diesen neuen Krieg führte. Schauer des Entsetzens und gleichzeitig Schauer eines namenlosen Entzückens. In allen seinen Adern pulste und brannte das Gefühl seiner Kraft. Alles ging unter in dem Taumel seiner sieghaften Stärke.

Töte! Töte!

* * *

An jenem Abend, da Henne Wulff zum ersten Male mit dem Gewehr auf das Feld hinausgegangen war, hatte der Förster von Rottorp eilig das Zimmer des Amtmanns betreten.

„Hat der Herr den Schuß gehört?“

Erwartungsvoll hatte der Amtmann aufgeblickt.

„Es war, als käm's vom Wulffshof herüber, Förster?“

Der Förster hatte triumphierend genickt.

„Ja, vom Wulffshof! Der Bauer selbst war's!“

„Woher wißt Ihr das?“

„Garzewski war eben hier. Er sagte es!“

Der Amtmann hatte einen Augenblick nachgedacht.

„Der Pole? Ihr wißt, der ist kein einwandsfreier Zeuge! Man müßte den Wilddieb auf der That selbst ergreifen!“ Aber da der Förster eine lebhafte Bewegung nach der Thür gemacht hatte, wie um den versteckten Befehl sofort auszuführen, hatte er schnell abwehrend mit der Hand gewinkt. „Nein, bleibt, Förster! Wie nun, wenn's blinde Schüsse sind, nur zu dem Zweck, das Wild zu schrecken? Henne Wulff würde Euch auslachen, wenn Ihr ihn darum vor Gericht schlepptet!“

Der Förster hatte die Stichhaltigkeit des Einwandes sofort erkannt.

„Es ist wahr, Herr!“ hatte er zögernd erwidert. „Und kein Richter könnte ihn darum strafen! Aber vom blinden

Schuß zur Kugel ist nicht weit entfernt. Ich fürchte, er wird eine Kugel nehmen, wenn er merkt, daß das Wild sich durch den bloßen Knall nicht scheuchen läßt!"

Etwas Heimliches war in den Augen des Amtmanns aufgeblitzt. Ein leichtes, spöttisches Lächeln war um seine Lippen geflogen.

„Glaubt Ihr wirklich? Dann allerdings, wenn er das Wild tötete ... Ich würde gern Rücksicht auf ihn nehmen, sein Vater war mir lieb! Aber wenn er es wagt, das Wild zu töten ... Laßt ihm also Zeit, Förster! Vielleicht nimmt er Vernunft an und lenkt wieder zum Guten. Wie ich es wünsche. Hört Ihr, ich wünsche es. Aber wenn er sich gehen läßt, wenn er das Wild tötet, dann ... Natürlich müßtet Ihr es ihm beweisen können! Man darf nicht sagen, der Amtmann Dreßler habe ohne Beweis, bloß auf die Aussage eines ungetreuen Knechtes hin den Sohn eines früheren Freundes ins Unglück gebracht. Beweise, Förster, Beweise! Nachher mögt Ihr thun, was Eure Pflicht ist!"

Die beiden Männer hatten einander angeblickt und dabei gelächelt. Sie hatten einander verstanden. Erst wenn Henne Wulff sicher gemacht war, durch scheinbare Gleichgültigkeit gegen sein Thun — wenn er kühn und sorglos geworden war ...

Nun aber schien es so weit mit ihm gediehen. Das getötete Wild, das allmorgendlich am Eingang des Dorfes gefunden wurde, verriet es. Heimlich traf der Förster seine Vorbereitungen.

Zur gewohnten Stunde wollte Henne Wulff an diesem Abend den Hof verlassen, um ins Dorf zu gehen, wie er dem Knecht sagte. Er traute dem Polen nicht. Darum hatte er auch das Gewehr in einem festen Kasten auf freiem Felde in einem dichten Gebüsch versteckt.

Der Knecht lächelte verstohlen. Ueber sein Gesicht gingen unruhige Schatten. So schien's Henne Wulff. Aber er achtete nicht darauf. In finstere Gedanken versunken schritt er dem Felde zu.

Nach einer kleinen Weile aber hörte er seinen Namen rufen. Zusammenfahrend wandte er sich um und erblickte den Polen, der ihm erregt nachgelaufen kam.

„Was ist, Garzewski? Was giebt's noch?"

Der Mann stand keuchend still. Sein Gesicht erschien seltsam blaß. Seine Augen fuhren unstet über die kraftvolle Gestalt seines Herrn. Etwas wie Furcht sprach aus ihnen. Als ob sich diese strotzende Kraft da im nächsten Augenblicke gegen ihn wenden könne. Und auch etwas wie Mitleid. Henne Wulff war ihm bis dahin ein wohl strenger, aber peinlich gerechter Herr gewesen.

„Ich vergaß, zu fragen, Herr,“ stammelte er atemlos, „ob ich heute abend das Wild scheuchen soll?“

Henne Wulff blickte erstaunt auf.

„Ihr, Garzewski? Wie kommt Ihr darauf?“

Der Knecht wurde plötzlich verwirrt. Scheu sah er an Henne Wulff vorüber, nach dem Walde hin, dessen schwarzer Saum sich scharf von dem weißen Felde abhob. War's nicht eben, als bewegten sich dort drüben dunkle, schattenhafte Gestalten?

Der Pole wurde noch bleicher als zuvor.

„Ich dachte nur, Herr,“ stieß er abgebrochen heraus, „weil Ihr doch jede Nacht scheucht — Ihr könntet Ruhe wohl brauchen — das unstete Leben muß Euch doch aufreiben —“

Henne Wulff nickte finster.

„Ich danke Euch, Garzewski, da Ihr's wohl gut mit mir meint! Aber überlaßt das nur mir! Euere Arme sind mir bei der Tagesarbeit nützlicher.“ Er machte eine verabschiedende Bewegung mit der Hand und wollte sich dem Felde wieder zuwenden. Ein erneuter Anruf des Knechtes hielt ihn zurück. „Was wollt Ihr denn noch?“

Jenes Lippen bebten unter dem Barte.

„Ja, und — heut nachmittag — ich sah zufällig nach dem Walde hinüber — es war mir, als sähe ich dort den Förster von Haus Nottorp mit noch ein paar anderen — sie machten sich dort zu thun — und da — sie werden das Wild verscheucht haben, Herr, es wird nicht herauskommen!“

Henne Wulff lachte bitter auf.

„Glaubt Ihr? Man sieht, daß Ihr noch nie rechten Hunger gehabt habt! Wenn eine Kreatur hungert, so fragt sie nach nichts mehr. Sie stürzt sich auf die Nahrung, blind, rücksichtslos, voll Gier. Geradeswegs ins Verderben!“

„Aber — wenn der Amtmann den Wildzaun nun doch vielleicht wieder herstellen läßt, Herr? Wenn der Förster mit den Leuten deshalb im Walde war? Wär's da nicht unnütz, das Wild noch weiter zu scheuchen?"

Henne Wulff blickte jenem finster in die Augen.

„Den Wildzaun? Glaubt Ihr daran?"

Verwirrt schlug jener die seinen wieder. Und während Henne Wulff sich nach dem Walde entfernte, stand er noch eine ganze Zeitlang so, blaß, mit herabhängenden Armen, das Gesicht von einem inneren Kampfe verzerrt.

Plötzlich machte er eine Bewegung, als wollte er seinem Herrn nachstürzen. Sagen wollte er ihm den Verrat, gestehen, alles gestehen!

Aber er sah Henne Wulff nicht mehr. Das Feld war leer.

Langsam kehrte der Knecht auf den Hof zurück. Und während er brütend dahinschritt, schwand die fremde Regung aus seinem Herzen. Jener war gewarnt. Wenn er nun trotzdem den Weg zum Verderben ging, war's seine Sache. Hatte er's nicht selbst gesagt, daß es in der Natur lag? Wie das Wild sich auf die Nahrung stürzte, so Henne Wulff auf das Wild. So auch würde sich der Förster auf Henne Wulff stürzen. Einer war des andern Verderben. So lag's in der Natur.

Und dann — was kümmerten ihn diese Deutschen? Mochten sie sich gegenseitig zerfleischen, sie, die das Vaterland des Polen zerfleischt hatten! War's ihm da nicht Pflicht, sie zu schädigen, wo er konnte?

Leise, mit aufsteigendem Haß, pfiff er das nationale Fluchlied der Polen gegen ihre Bedränger vor sich hin. Als er in das Haus trat, war er wieder ganz der scheue Schleicher, der er vordem gewesen. Und ein höhnischer, schadenfroher Gedanke blitzte in seinen Augen auf.

Wenn er den Wulffshof anzündete?

Aber nein! Die Flamme würde über das Feld hin leuchten und Henne Wulff herbeiziehen. Ehe geschehen war, was heute dort am Waldrande geschehen sollte. Und der Verdacht würde sofort auf den Knecht fallen und mit ihm die Strafe.

Besser war's schon, das Geld zu nehmen, das er neulich bei der Anwesenheit des fremden Bettlers durch das Fenster in

Henne Wulffs Händen gesehen, und damit in die Heimat zurückzukehren. In das Land der wilden Kruschken*) und der braunen Mädchen. Zwar gab es auch da Herren und Knechte. Aber die Herren waren nicht so peinlich und genau, wie diese ewig rechnenden Deutschen. Sie schlugen ihre Knechte, aber sie ließen sie stehlen. Auch würde Garzewski kein Knecht mehr sein, dann, wenn er das Geld hatte. Ein Herr würde er sein mit Peitsche und Sporen und im Tanze das braune Mädchen hoch in die Luft schwenken.

Ein wuchtiger Axthieb spaltete die Holzkiste. Papiere fielen heraus, die er achtlos zur Seite schleuderte. Dann die Uniform eines Wachtmeisters der reitenden Jäger von Nottorp; auf die Brust war das Eiserne Kreuz geheftet.

Garzewski schnitt das Kreuz ab und steckte es zu sich. Was sollte es noch dem Bauern? Dem nutzte es nichts mehr. Selbst wenn er mit dem Leben davon kam, durfte der Zuchthäusler, der er dann sein würde, das Ehrenkreuz nicht mehr tragen. Während es daheim, im Dorfe des Polen, Gelegenheit gab zu kurzweiligen Scherzen. Er würde es in der Schenke des Juden auf die festgestampfte Tenne werfen und würde mit seinen Füßen darauf herumtreten, er, der verachtete Knecht, der dann ein Herr sein würde; im Tanze mit dem braunen Mädchen.

Die Uniform spie er er an und gab ihr einen Fußtritt, daß sie weit in das Zimmer hineinflog.

Und dann kam er zu dem Gelde. Mit gierigen Händen riß er es heraus, Scheine und harte Thaler, und stopfte es sich in die Taschen. Er zählte es nicht; er wußte, daß er genug daran haben würde für sein ganzes Leben. Dann löschte er das Licht und eilte hinaus, zum Stalle, in dem die beiden neuen Pferde des Wulffshofs standen. Ein Hengst und eine Stute. Sie sollten nach Henne Wulffs Plänen das Material bilden, aus dem die vor Zeiten weit und breit gerühmte Pferdezucht des Wulffshofes aufs neue emporwuchs.

*) Eine wildwachsende Birnensorte, von der die Polen behaupten, daß sie nur da wachse, wo einst das Polenreich geblüht habe. All der Boden, der Kruschken trage, sei von Rechtswegen polnischer Boden.

Bei dem Gedanken lachte der Pole höhnisch auf. Was verstanden diese plumpen Deutschen von Pferden! Ungeschlacht saßen sie auf ihren knochigen Gäulen und trabten schütternd dahin in ihrem schwerfälligen Zuckeltrab. Während die Polen —

Ah, und nun sah er plötzlich klar, was er thun mußte, um die schnelle Flucht zu ermöglichen und eine Verfolgung zu vereiteln! Er brauchte bloß die Stute zu töten und den Hengst zu besteigen. Selbst wenn der Beraubte ungefährdet vom Walde zurückkam, vermochte er dann den Fliehenden nicht einzuholen.

Er zog den Hengst heraus und befestigte eine wollene Decke auf seinem Rücken. Das edle Tier schaute unruhig nach dem Stalle zurück, wie erstaunt, daß ihm die Gefährtin nicht wie gewöhnlich folgte. Plötzlich wieherte es laut und fast angstvoll auf. Der brennende Feuerspan, bei dem Garzewski seine Arbeit verrichtete, erschreckte den Hengst wohl. Und die Stute im Stalle antwortete.

Es war, als wenn die beiden Tiere miteinander sprächen. Wie Gatten, die getrennt werden sollten; zitternd, voll Schmerz.

Nun war Garzewski mit dem Hengste fertig. Aus dem Schaft seiner langen Stiefel zog er sein langes Messer und prüfte die Schneide der Klinge mit dem Daumennagel. Es war scharf wie ein Bartmesser. Mit einem einzigen Schnitte würde es die Gurgel der Stute zerreißen. Und dann fort.

Als sich Garzewski nun dem Stalle wieder näherte, überlegte er. War's nicht klüger, die ganze That zu verwischen, anstatt bloß die Flucht zu erleichtern? Wenn man die getötete Stute fand, wußte man sofort, wer der Thäter gewesen.

Dagegen — sicherer war's doch, Feuer anzulegen, wie er's ursprünglich gewollt. Im Brande des Stalles waren dann die Pferde sowohl wie der Knecht umgekommen. So würde man glauben. Niemand würde mehr nach dem Flüchtling forschen. Ein unglücklicher Zufall war dann alles gewesen, kein vorsätzlich ausgeführter Plan.

Unschlüssig stand er eine Zeitlang in der geöffneten Stallthür, den brennenden Span in der einen Hand, das blanke Messer in der anderen. Schade, daß er die Stute nicht auch

mitnehmen konnte. Aber sie würde ihm die Flucht erschweren. Wenn er mit zwei Pferden durch die Dörfer ritt, mußte er Aufsehen erregen. Das galt es zu vermeiden.

Zögernd starrte er auf das Tier. Der Feuerspan beleuchtete die weiße Blesse der breiten Stirn, die schnuppernden, weiten Nüstern, die großen, dunklen, unruhig blickenden Augen. Es hatte den Kopf nach der Seite gewendet, wo es den Hengst vermütete. Von Zeit zu Zeit stieß es ein seltsames, wie fragendes Wiehern aus. Und jedesmal antwortete ihm der Gefährte, der im Hofe am Brunnenrohr angebunden stand und mit den Hufen den Schnee trat.

Garzewski trat näher an die Stute heran. Sie wich vor dem Lichte zurück, bäumte sich empor und riß an der Kette. Unaufhörlich war sie in Bewegung. Unmöglich, ihr das Messer in den Hals zu stoßen.

Aber nun wieherte plötzlich der Hengst wieder. Einen Augenblick stand die Stute unbeweglich, horchend, mit spitz aufgereckten Ohren. Der Knecht hob die messerbewehrte Hand.

Gleich darauf ließ er sie zusammenschreckend wieder sinken. Ein Schuß war gefallen. Draußen, nach dem Walde zu.

Unwillkürlich ließ Garzewski den Feuerspan fallen. Er fiel seitwärts in einen Haufen losen Strohs, hier aufgeschichtet, um am nächsten Morgen den Pferden als Streu untergebreitet zu werden. Die Flamme des Spans setzte das Stroh in Brand. Klein, leicht mit dem Fuße zu zertreten, züngelte er anfangs auf, um dann weiter um sich zu greifen, nach der Wand zu, an deren Holzfachwerk er neue Nahrung fand, zum Dach empor, zu dem Strohdache der ländlichen Häuser.

Der Knecht achtete nicht darauf. Von feiger Furcht gepackt war er ins Freie gelaufen, nach dem Garten, von dem aus er das weite, weiße Feld überblicken konnte. Wie mit unwiderstehlicher Macht angezogen von dem Donner jenes Schusses, der schon längst verhallt war. Angestrengt spähte er hinaus.

Doch er sah nichts. Regungslos lag das weite Feld.

Jetzt plötzlich fernhin am Walde ein lauter Ruf. Ein Aufschrei folgte. Dann ein wirres Durcheinander von vielen hastenden Stimmen. Wie bei einer Treibjagd war's. Und jetzt kam's in wilden Sätzen über das Feld einher, ein Rudel

flüchtiger Hirsche. Dicht am Garten jagten sie vorbei und verschwanden schattenhaft in der Ferne. Deutlich hatte der Lauschende das Schnaufen der Kehlen vernommen.

Nun wieder ein Schuß, scharf, schneidend, mit nachfolgendem, kurzem Schlag. Das war nicht Henne Wulffs Büchse. Deren Knall kannte der Knecht zu gut. Jede Nacht hatte er ihn gehört, wenn er spähend auf seinem Posten stand, das heimliche Thun seines Herrn zu überwachen, um es dem auf Haus Nottorp zu verraten.

Und dieser zweite Schuß war nicht aus Henne Wulffs Waffe gekommen. Lag er nun schon auf dem Schnee, ein wunder oder gar ein toter Mann?

Eine plötzliche, tiefe Stille war nach diesem Schusse eingetreten. Nun aber erhob sich das Geschrei von neuem. Es kam über das Feld. Näher und näher. Sie hetzten ihn.

Und als wollte auch der Wulffshof seinen Herrn verraten, seine fliehende Gestalt den Verfolgern preisgeben, flammte in diesem Augenblicke das Dach des Stalles hell auf, weithin das Feld beleuchtend. Laut, angstvoll wieherten die beiden Pferde. Sie riefen einander zu. Die Gefährtin rief den Hengst zur Hilfe, und er antwortete. Er bäumte sich an dem haltenden Strick und durchfegte mit schlagenden Hufen die Luft.

Kalter Schweiß trat auf die Stirn des Knechtes. Mit ein paar wilden Sprüngen war er wieder im Hofe, warf sich auf den Rücken des Hengstes und zerschnitt mit seinem Messer den Strick. Dann trat er dem Tiere die Absätze seiner schweren Stiefel in die Weichen.

Der Hengst bewegte sich nicht. Am ganzen Leibe zitternd stand er und starrte in die knisternde, leuchtende Glut des Stalles, aus der unaufhörlich das angstvolle Wiehern der sterbenden Gefährtin erklang. Seine Augen quollen weit vor aus ihren Höhlen, aus seiner Brust kam ein furchtbares Stöhnen. Wie das Stöhnen eines Menschen.

Und nun erschien im geöffneten Thore des Wulffshofes eine Gestalt. Nicht Henne Wulff. Ein Fremder. Ein Mann mit langem, schwarzem Barte. Unbedeckten Hauptes kam er herzu, auf der Stirn eine dunkelrot glänzende, schreckliche Narbe. Und wie die Augen des Tieres, so starrten auch die

Augen des Mannes auf das Feuer. Wie magisch angezogen von der Glut. Als treibe ihn eine unsichtbare Hand. Und seine Lippen murmelten:

„Das Feuer, wieder das Feuer . . .“

Hatte er bereits einmal ein solches Feuer gesehen? Liebte er das Feuer?

An der Narbe erkannte ihn der Knecht. Jener Bettler war's, dem Henne Wulff die Hälfte seines Geldes vor die Füße geworfen, dieses Geldes, dessen andere Hälfte nun in Garzewskis Tasche war, daß der Knecht ein Herr werde. Daß er das braune Mädchen im Tanze schwenke, im Lande der Kruschken.

Der Gedanke brachte ihn zur Besinnung zurück. Wieder stieß er dem Hengste die Absätze in die fiebernden Flanken. Dann, da er sich noch immer nicht von der Stelle bewegte, stachelte er es mit der Spitze des Messers an.

Fort! Nur fort!

Der Hengst machte einen gewaltigen Satz vorwärts und schoß an dem fremden Bettler vorbei nach dem Hofthor.

Ein Schrei!

Er kam aus dem brennenden Stalle. Gellend durchschnitt er die Luft, übertönte das Knistern des Strohs, das Prasseln des berstenden Gebälkes. Markerschütternd klang er, herzzerreißend. In einem furchtbaren, jammervollen, das Blut erstarren machenden Tone. Der Todesschrei der Stute.

In den Flammen starb die Gefährtin.

Mitten im Laufe stieg der Hengst kerzengerade in die Luft. Wie von Sinnen klammerte sich der Pole um den Hals des Tieres. Zwischen seinen Händen rann das sickernde Blut der Messerwunde.

Der Hengst drehte sich auf seinen Hinterhufen. Er jagte zurück, den Bettler überrennend, der zwischen ihm und dem Feuer stand.

Der Reiter sah und hörte nichts mehr. Wie geblendet, kraftlos, ohne Empfindung der Gefahr hing er auf dem Pferde.

Am Stalle angelangt, hob sich der Hengst hoch empor. Seine Nüstern blähten sich, den Geruch des Feuers einsaugend, seine Augen quollen glühend und aus weit geöffneten Lefzen

stieß er ein furchtbares Geräusch hervor, ähnlich dem Gebrüll eines Raubtieres. Seine Flanken dehnten sich, seine Mähne sträubte sich empor.

Ein Röcheln kam aus der Glut.

Der Hengst erschauerte. Dann stieß er sich mit den Hufen vom Boden ab. Einen Augenblick lang zeichnete sich sein dunkler Körper mit dem darauf hängenden Reiter gespensterhaft vom Nachthimmel ab ...

Nun zerkrachte unter Herabsausen das Gebälk des Daches ... über beide wälzte sich die feurige Flut ...

Fern im Dorfe gellte eine Feuerglocke ...

* * *

Henne Wulff schoß. Der Hirsch zeichnete, machte ein paar wilde Sätze über den Schnee und brach dann in sich zusammen. Das noch rauchende Gewehr in der Hand eilte Henne Wulff zu ihm hin, im Laufen sein langes, genickfängerähnliches Messer aus dem Gürtel lüftend, um dem Verendenden den Gnadenstoß zu geben. Den wild umherfegenden Läufen ausweichend, beugte er sich nieder.

In diesem Augenblick erschien seitwärts von Henne Wulffs früherem Standort eine dunkle Gestalt am Rande des Waldes. Ein scharfer Anruf tönte zu Henne Wulff herüber.

Zusammenfahrend blickte er auf. Der Förster von Haus Nottorp!

Unwillkürlich schlug er seine Waffe an. Gleich darauf ließ er sie mit einem Fluche wieder sinken. Sie war ja nicht geladen! Der Förster hatte den Augenblick der Wehrlosigkeit gut erspäht.

Finsteren Blickes sah er dem Näherkommenden entgegen. Der Förster schritt langsam, vorsichtig über den Schnee, sein Gewehr schußbereit in beiden Händen haltend.

Wilde Gedanken zuckten durch Henne Wulffs Hirn. Sollte er sich wirklich so ohne Widerstand ergeben? Wie ein feiger Dieb? Er, der in so vielen Schlachten das Pfeifen der Kugeln, das heulende Krachen platzender Bomben gehört hatte?

„Im Namen des Gesetzes," schrie der Förster, „Ihr seid mein Gefangener! Werft das Gewehr fort!"

Seine Stimme hatte einen höhnischen, schadenfrohen Klang. Henne Wulff stieß einen wilden Schrei aus, und plötzlich warf er sich auf den Förster. Das Messer fallen lassend, griff er nach dem Lauf des ihm entgegengestreckten Gewehrs und schlug es zur Seite. Die Waffe entlud sich und die Kugel pfiff an Henne Wulffs Ohr vorbei in die Luft. Ein keuchendes Ringen begann, Mann gegen Mann. Mit gestrafften Armen umschlangen sie einander, jeder bemüht, den anderen zu Boden zu werfen. Aber da der Förster merkte, daß seine Kraft nachließ, daß seine Knie zu zittern anfingen, rief er laut um Hülfe.

Näherkommende Stimmen antworteten, unter den Bäumen des Waldes hervor tauchten Männergestalten auf.

Henne Wulff hielt den Atem an. Seine Muskeln schwollen an zu einer letzten Kraftanstrengung. Mit einem jähen Ruck löste er sich aus der Umklammerung des Försters, hob den Gegner hoch empor und schleuderte ihn weit von sich in den Schnee. Dann stürmte er in gewaltigen Sätzen über das Feld, in der Richtung auf den Wulffshof.

Hinter ihm drein ein lärmendes Durcheinander von hetzenden Stimmen.

Plötzlich ein schriller Pfiff. Henne Wulff kannte ihn. Er kam aus der Jagdpfeife des Försters. Jener hatte sich von seinem Sturze also bereits wieder aufgerafft. Gab er mit dem Pfiff nun das Zeichen, die aussichtslose Verfolgung aufzugeben? Einen Augenblick herrschte eine atemlose Stille. Dann erscholl das Geschrei von neuem. Aber nun ertönte es nicht nur in Henne Wulffs Rücken, auch vor ihm wurden Stimmen laut. Aus dem Boden, aus der Luft, von überall her schienen sie zu kommen. Von allen Seiten drang die Hetze auf ihn ein.

Und jene Männergestalten, die er eben aus dem Walde hatte auftauchen sehen — wie waren sie so plötzlich hierher gelangt? Da, vor ihm wuchsen sie aus dem Boden empor. Hinter den Büschen hervor traten sie, erhoben sich aus den Falten des Geländes, stiegen aus Löchern und Ackerfurchen heraus, alles mit ihrem wilden, hetzenden Geschrei erfüllend. Und kaum ein paar hundert Schritte von ihm entfernt, näherten

sie sich einander zu einer zusammenhängenden Kette, zu einem Kreise, der sich enger und enger zusammenzog, zu einer Falle, aus der es kein Entrinnen zu geben schien.

Keuchend blieb Henne Wulff stehen. Wie geblendet starrte er auf seine Bedränger, etwas Lähmendes kam plötzlich über ihn, etwas Verzweifeltes, Hoffnungsloses. Heiß, atemraubend stieg eine brennende Glut in ihm herauf, die ihm bis in die äußersten Spitzen seinen Finger drang. Knirschend fuhren seine Zähne aufeinander, aus seinen Augen sprangen Thränen der Wut.

Nun aber — hinter der auf ihn eindringenden Kette seiner Treiber blitzte jählings etwas auf, wie ein Licht. Dort war's, wo der Wulffshof lag. Hatten seine Feinde auch dort Posten aufgestellt, um ihn den Rückweg ganz sicher zu verlegen, und kamen diese nun mit Lichtern und Fackeln, um ihn zu fangen?

Aber es war kein Licht! Und hunderte von Fackeln hätten nicht genügt, um diese Glut weithin auf das Feld zu werfen, die den Schnee färbte wie mit roten beweglichen Rosen.

Der Wulffshof brannte.

Wie ein Blitz durchzuckte Henne Wulff der Gedanke an Garzewski, den polnischen Knecht. Wie seltsam war der Mann nicht vorhin gewesen, da er von dem Förster gesprochen! Hatte er Henne Wulff nicht abhalten wollen, zum Walde zu gehen?

Vor Furcht hatte seine Stimme gezittert, vor Angst vor dem, was er doch selbst herbeigeführt!

Und nun brannte der Wulffshof. Mit einem Schlage wußte Henne Wulff alles, wie es gekommen.

In ihm war nun nichts mehr, als Verzweiflung. Was blieb ihm noch, wenn der Wulffshof unterging?

Dann war's für den Wulffbauer das Beste, zu sterben.

Damals, im Kriege gegen die Schänder der Heimat, war's bei Nottorps reitenden Jägern stillschweigendes Uebereinkommen gewesen, weder Pardon zu geben, noch Pardon zu nehmen. Niemals hatten sie einen Gefangenen gemacht, niemals aber auch war einer der ihrigen in Gefangenschaft geraten. Selbst wer verwundet in feindliche Hand geraten, war nie-

mals Gefangener gewesen. Seine Wunde hatte er sich aufgerissen, bis er starb.

Ja, sterben! Wie auf dem Schlachtfelde sterben. Von einer Kugel hinweggerafft, den fröhlichen Jägertod.

Eine würde vielleicht weinen — eine! Barba. Wenn sie des Gefallenen gedachte. Aber hatte sie es nicht selbst so gewollt? Trug sie, ohne es zu wissen, nicht selbst einen Teil der Schuld daran?

Wenn sie ihn nicht von sich gestoßen hätte ... damals, am Tage der Heimkehr.

Eine seltsame, wilde Lustigkeit kam plötzlich über ihn. Er lachte laut auf. Wie Wahnsinn bohrte es ihm im Hirn. Mit einem irren Blicke schaute er um sich.

Das weite, weiße Feld — rot war's, wie von Blut. Ein Schlachtfeld, auf dem sich die Menschheit mordet. In langer, dunkler Kette rückte sie heran, Hand in Hand, Leib an Leib gedrängt. Unaufhörlich schrie sie, den hetzenden, meuchelnden Schrei. Avant! Avant! Avant!

Aber die Nottorper Jäger waren stets singend in den Tod gegangen ...

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte ..."

Das Lied anstimmend, schwang Henne Wulff das Gewehr in der Faust und stürzte sich mit jäher Wendung auf die ihm Folgenden. Zwei, drei warf er nieder ... dann in rasendem Lauf dem Walde zu.

Die Bahn war frei.

Als er die ersten Bäume fast erreicht hatte, knallte hinter ihm ein Schuß. Etwas wie ein Schlag traf seine linke Schulter. Vom Anprall taumelte er und ließ das Gewehr fallen.

Hinter ihm ein jubelndes Triumphgeschrei, dann wieder die hetzenden Stimmen, näher und näher ...

Henne Wulff raffte sich auf und sprang in den Wald, über rollenden Fels und gestürzten Baum, durch tiefen Schnee und reißenden Dorn weiter, weiter, eine wilde Jagd ...

* * *

In der Waldhammerschmiede fuhr Barba plötzlich aufhorchend empor.

„Vater! Hörst du? Ist es nicht, wie eine Jagd?“

Auch Dittmar horchte, während er auf das Kind sah, das auf Barbas Schoße schlummerte.

„Wie eine Jagd!“ bestätigte er. „Jagen jetzt die Bauern das Wild? Zeit wär's, daß sie's thäten! Vor zwanzig Jahren schon riet ich's ihnen. Sie wagten es nicht. Nun aber, wo der Hunger sie treibt — vielleicht...“ Er verstummte. Angestrengt lauschte er. Plötzlich wurde er bleich. „Es kommt hierher! Sollten sie's auf uns gemünzt haben? Da sie dich vergeblich hetzten?“

Er rief den Hund an und eilte in den Hof. Hastig legte Barba das Kind in sein Bettchen und folgte ihrem Vater.

Er hatte die kleine Pforte in der Umfassungsmauer schon geöffnet und spähte vorsichtig hinaus. Barba trat zu ihm.

Das Hetzgeschrei im Walde näherte sich. Eine hohe, wankende Gestalt kam unter den nächsten Bäumen hervor, sie wollte vorüber...

„Henne Wulff!“ schrie Barba auf.

Henne Wulff wandte ihr sein totenblasses Gesicht zu.

XXIII.

Hilde erwachte, zitternd, in Schweiß gebadet. Jener Traum hatte wieder auf ihr gelastet mit seinem unerträglichen Druck. Einen Schuß glaubte sie gehört zu haben, dessen Feuer unmittelbar vor ihren Augen aufblitzte, dessen Knall ihr das Ohr zerriß. Und sie fiel in das frische, grüne Gras der Wiese...

Aber diesmal umfing sie dann nicht bewußtlose Nacht. Sie atmete weiter und ihre Augen blieben geöffnet. Und im Halbdunkel des nur durch eine schwach brennende Lampe erhellten Turmzimmers erblickte sie ein Gesicht, wie es sich mit bohrendem Forschen in den finstern, umbuschten Augen über sie herabbeugte.

„Vater!“ murmelte Hilde. „Vater!“

Sie erkannte ihn nun zum erstenmale wieder, seitdem jener düstere Traum über sie gekommen. Und während sie ihn erkannte, kehrte ihr langsam die Erinnerung an das Vergangene zurück, dunkel und verworren erst, dann allmählich heller und klarer werdend.

Amtmann Dreßler trat hastig von Hildes Lager zurück und gab Brigitte einen befehlenden Wink mit der Hand. Die Alte hatte mit erhobener Lampe hinter ihm gestanden und das Licht auf das blasse Gesicht in den Kissen fallen lassen. Nun setzte sie die Lampe auf einen Tisch und verließ das Zimmer.

Draußen blieb sie vor der Thür stehen, unberufene Lauscher abzuwehren.

Eine drückende Schwüle herrschte im Zimmer. Die Thür zu dem kleinen, mit einem eisernen Gitter umgebene Balkon, der, eine Art von Auslug, unter dem Dach dieses Hauptturmes von Haus Nottorp hing, stand weit offen. Ein frischer Windzug drang von dort herein, ein Geruch von Schnee, dennoch erschien den beiden Menschen die Luft seltsam heiß und dick.

Der Amtmann war auf den Balkon hinausgetreten. Er stand weit vorgebeugt, die beiden Hände um das Gitter geklammert, und starrte in die Nacht hinaus, nach dem Walde hin.

Unten, fast zu seinen Füßen, am Felsenausläufer des Bilstein, brannte der Wulffshof, rote Glut über das Feld werfend. Seine Flammen schienen zu dem Schauernden heraufzuzüngeln, wie um ihn von seinem hohen Platze herabzureißen in ein glühendes Grab.

Er lächelte verächtlich. Ja, hoch stand er, zu hoch für diese kleine, ihm feindlich gesinnte Menschheit. Ueber ihr stand er, er verachtete ihr Mühen, ihre Feindschaft. Er lachte über ihr Thun.

Und er folgte dem flimmernden Lichtschein an dem brennenden Hofe hinweg bis zum dunklen Rande des Waldes. Dunkle Gestalten sah er dort über den Schnee huschen, auf einen schwarzen Punkt zu, der das falsche Rot des feurigen Schnees unterbrach

Der Wulffshof braunte und um den Wulffbauer zog sich heimlich die lebende Kette. Nun war's bereits so gut wie entschieden: der Wulffshof würde zu Haus Nottorp kommen. Wenn im Herbst Kaufmann Schlüter die Tilgung der Schuld verlangte.

Ein verbrannter Hof, verwüstete Felder — wovon sollte der Bauer zahlen?

Und dieser Bauer selbst, dessen geheimes Mißtrauen aus jedem seiner Blicke gesprochen hatte — wenn er verurteilt war — wenn er in der wilden Hetzjagd da unten umkam, zermalmt von der lebenden Kette...

Ein heißer, wilder Wunsch stieg plötzlich in dem Amtmann auf. Wenn Henne Wulff umkam! Wenn alle umkamen, die ihn in dem erschlichenen Besitztum bedrohten!

Am Waldrande blitzte es auf, jäh, wie ein blinkender Stich — dann ein scharfer Knall ...

Die dunklen Gestalten erhoben sich von allen Seiten aus dem Schnee und stürmten vorwärts — lautlos, gespensterhaft.

Und das alles lag tief unter ihm. Es reichte nicht zu ihm herauf. Weder die Flammen noch der Schuß! Wie jener andere Schuß an der Waldhütte am Bühl nicht zu ihm heraufgereicht hatte, Dittmars Schuß auf den alten Freiherrn!

Wieder wollte ihm das höhnische Lachen über die Lippen. Aber er verstummte. Eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt. Erschreckt wandte er sich um. Hilde stand vor ihm.

Jenen zweiten Schuß hatte sie deutlich gehört. Nicht Traum war's gewesen; Wirklichkeit. Mit ihm hatte sich plötzlich aus der Vergangenheit die Forderung erhoben. Jene wilde, zehrende Forderung, die sie aus dem Zusammenbruch ihrer Kräfte mit in die wirren Phantasien des Fiebers übernommen hatte und die seitdem unaufhörlich in ihr gearbeitet hatte.

Zurückerstatten! Zurückerstatten!

Wie war's doch gewesen? Warum war sie damals zusammengebrochen? Was hatte ihr den Willen gelähmt und das klare Denken getrübt?

Wenn jene Forderung des Zurückerstattens erfüllt wurde, so konnte es nur durch den Untergang des Vaters geschehen.

Einen anderen Weg gab's nicht. Und doch mußte erfüllt werden, zurückerstattet werden!

Es gab wirklich keinen anderen Weg.

Unter der Wucht dieses Gedankens war Hilde in sich zusammengesunken. Aber der Gedanke hatte in ihr weiter gewühlt. Nur daß sie ihn nicht mehr gedacht hatte. Geträumt hatte sie ihn. Und geträumt hatte sie von dem Wege, der aus dem Zwiespalte heraus zur Erfüllung führte, ohne daß er den Untergang des Vaters brachte.

Nicht des Vaters. Aber eines anderen Untergang. Doch was lag an dem anderen, an Hilde? Freudig würde sie es thun für jenen, den sie liebte. Und er würde wieder auf Haus Nottorp sitzen als Herr in der Heimat, um die man ihn betrogen. Und würde es nicht ahnen, was Hilde für ihn gethan.

Hilde, die er nicht liebte.

Und nun — mit einem Schlage sah sie den erträumten Weg vor sich, hell beleuchtet wie von den Strahlen einer Sonne. So würde es sein. So würde sie es thun. Und ein Glück war's, ein freundliches Geschick, daß er sie nicht liebte. Wenn er Hilde geliebt hätte, würde sie es nicht thun können. Wenn er sie geliebt hätte, würde Hildes That für ihn schmerzlicher sein, als der Verlust der Heimat.

Gut und schön war's, daß er Hilde nicht liebte. Eine Erlösung.

Hilde stand auf und warf das leichte Gewand über, das sie auf dem Stuhl vor ihrem Lager fand. Dann trat sie auf den Balkon hinaus. Ihre Hand berührte die Schulter des Amtmanns. Und da er sich zu ihr wandte, sah er ihr blasses Gesicht verklärt von einem seltsamen, strahlenden Lächeln.

„Komm' herein, Vater!" sagte sie sanft. „Ich habe mit dir zu reden!"

Sie ging in das Zimmer zurück. Er folgte ihr überrascht, verwirrt. Aber trotz seiner Unruhe vergaß er nicht, die Balkonthür zu schließen.

„Was willst du?" fragte er dann rauh, mühsam seine Erregung verbergend. „Welch eine Unvernunft von dir, aufzustehen und in den kalten Wind zu gehen! Du kannst den Tod davon haben!"

„Den Tod?" Wieder lächelte sie seltsam. Dann aber scheuchte sie den Gedanken mit einer leichten, fast tändelnden Bewegung ihrer Hand hinweg. „Sprechen wir nicht von mir, Vater! Sprechen wir von dem, was geschehen muß, was wir thun müssen!"

Er heuchelte Verwunderung. Wie jedesmal, wenn Unerwartetes, Unvorhergesehenes an ihn herantrat. Dieses Erstaunen war eine seiner Waffen. Er spielte mit ihm, bis das Unbekannte offen vor ihm lag, bis er ihm gegenüber einen beherrschenden Standpunkt gefunden.

„Thun?" wiederholte er. „Ich weiß nicht, was du meinst! Was müssen wir thun?"

Sie sah ihn traurig an. Sie kannte nun seine Art. In jener Nacht der Entdeckung hatte sich das ganze innere Wesen des Vaters ihr enthüllt. Sie achtete ihn nicht mehr; ihr Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen bei dem Gedanken, daß sie ihren Vater nicht mehr zu achten vermochte. Weder zu achten, noch zu lieben. Dennoch fühlte sie Mitleid mit ihm. Mitleid mit dem großen, kraftvollen Geschöpf, das unter dem Druck der Lüge langsam zerbröckelnd dahinsank. Mitleid auch mit sich selbst, daß sie sich von der Vorstellung nicht frei zu machen vermochte, daß dieser Verbrecher ihr Vater war. Nie zuvor hatte sie den harten Druck der Schuld des Vaters so empfunden, wie jetzt. Aber sich frei zu machen, war unmöglich, war gegen die Natur. Also galt es, den Weg zu gehen!

„Wir müssen zurückerstatten, Vater!" sagte sie ruhig, langsam, bestimmt, aber ohne Schärfe. Wie etwas aussprechend, das selbstverständlich war. Und da er aufzuckte und reden wollte, wehrte sie es ihm mit einer Bewegung ihrer Hand. „Zurückerstatten! — Nun begreife ich aber wohl, daß das nicht so geht, wie ich es anfangs wollte. Ich sehe ein, daß es dir zu schwer werden würde, öffentlich aufzustehen und die Schuld zu bekennen!" Wieder unterbrach sie sich, seine beabsichtigte Einrede abwehrend. „Sprich jetzt noch nicht, Vater! Laß mich dir erst sagen, was ich denke, wie ich mir die Lösung vorstelle. — Ich sehe, daß du das Schwere nicht auf dich nehmen wirst, obwohl es vielleicht das Beste wäre für dich und für uns alle. Das Beste, Vater, und auch das

Leichteste! — O, unterbrich mich nicht! Glaubst du, ich fühle die entsetzliche Last nicht, die auf dir liegt? Das Bewußtsein der Schuld, das dich erstickt und dem du nicht zu entrinnen vermagst! Wenn du dieses furchtbare Schweigen, dieses schweigende Leiden von dir würfest, wenn du laut davon sprächest, vor allen Menschen — wie leicht würde dir dann werden, wie leicht und wie froh! Aufatmen würdest du und wieder Freude haben an dem, was dir bleiben würde, an deinen Kindern. Glaubst du nicht, Vater, daß Reden das Beste wäre, auch für dich?“

Sie hatte sich zu ihm vorgebeugt und sah ihn mit einem eindringlichen, fast zärtlichen und wie um Liebe bittenden Ausdruck ins Gesicht. Und sie streckte ihre Hand zu ihm hin, als wollte sie seine Hände ergreifen und mit weichem Druck erwärmen, seine Hände, die hart zusammengekrampft auf seinen Knien lagen. Aber sie öffneten sich nicht, sie bewegten sich nicht, ihr entgegenzukommen. Finster starrten jene Augen zu Boden und jenes Gesicht war verschlossen in brütendem Trotz, wie in Stein gehauen. Und Hilde ließ ihre Hand sinken und jener zarte, weiche Schimmer in ihren Augen erlosch.

„Ich sehe, du glaubst nicht daran, Vater!“ sagte sie langsam und müde. „Und ich kann dich nicht zwingen, es zu glauben!“

Er lachte kurz und schneidend auf.

„Weil du ein Mädchen bist, ein Weib mit sentimentalen Gefühlen!“ höhnte er. „Ich aber bin ein Mann und weiß selbst, was ich thun muß!“ Und während seine Augen sich lauernd auf ihr bekümmertes Gesicht richteten, setzte er hinzu: „Aber du — nicht wahr, nun weißt du auch, was du zu thun hast?“

Sie nickte, fast unmerklich. Ihre Augen sahen über ihn hinweg ins Leere. In ihnen prägte sich ein fester, ruhiger Wille. Und um ihre Lippen erschien wieder jenes seltsame, rätselhafte Lächeln.

„Ich weiß es, Vater! — O, fürchte nicht, daß ich dich verraten werde! Ich weiß, daß ich das nicht darf. Daß ich es als dein Kind nicht darf! — Aber etwas anderes kann ich für dich thun, einen Weg kann ich für dich gehen ...“

„Welchen Weg?“

„Den Weg, der zum Ziele führt. Zu dem Ziele, daß du zurückerstattest, ohne zu bekennen!“

Sie sah ihn voll an. In höchster Ueberraschung stand er auf.

„Ich verstehe nicht, was du willst! So spiele doch nicht Verstecken mit mir! Sag' es doch offen heraus!“

Eine brennende Röte stieg ihr plötzlich ins Gesicht unter seinem bohrenden Blicke, der in die geheimsten Tiefen ihrer scheuen Seele dringen zu wollen schien. Verwirrt wandte sie sich ab. Es war doch schwerer, als sie geglaubt hatte.

Aber es war notwendig, unumgänglich. Und so faßte sie sich. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihre Stimme zitterte und stockend klang.

„Ich werde es sagen, Vater, offen!... Franz würde wohl auf Haus Nottorp verzichten, nicht wahr, nun, wo er weiß, wie wir zu dem Besitz gekommen sind?“

„Warum?“

„Weil es nötig ist, Vater! Weil mir Haus Nottorp gehören soll, mir! Hörst du, Vater? Mir allein!“

Er starrte sie verständnislos an.

„Dir?“

Sie lächelte. Dann schloß sie die Augen, wie um seinem wühlenden Blicke nicht mehr zu begegnen. Wie, um es besser sagen zu können, was sie zu sagen hatte.

„Mir! Haus Nottorp muß mir gehören, damit ich es seinem wahren Herrn zurückgeben kann!“

Er fuhr zusammen. Ein Zittern lief durch seine riesige Gestalt.

Er beugte sich zu ihr herab, ihr Gesicht mit seinen Augen verschlingend, aus denen, ihm selbst unbewußt, plötzlich die ganze, geheime Todesangst seines Herzens hervorbrach.

In diesem Augenblicke fühlte er es jäh, mit überzeugender Wucht, daß er sich vorhin selbst belogen hatte, draußen, auf dem Balkon. Als er sich eingeredet hatte, daß er zu hoch stehe für die züngelnden Flammen und den dröhnenden Schuß. Lüge war's, wie alles! Sie fraßen ja an seinem Herzen, diese

Flammen, und das Dröhnen des Schusses zerriß sein Ohr, wie eine schneidende, tötende Klinge!

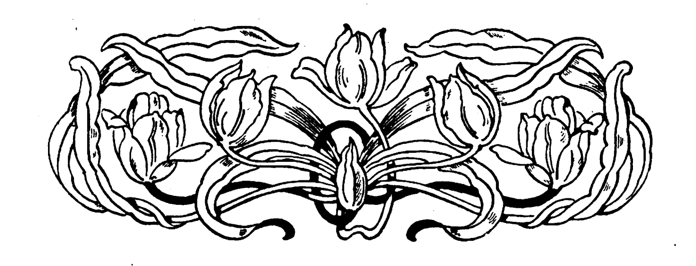
Und nun zeigte sich hier ein Weg, um aus der Not zu kommen.

„Zurückgeben würdest du es ihm?“ fragte er flüsternd, atemlos, lechzend nach dem rettenden Strohhalm greifend. „Würdest du es können, ohne ...“

Das feige Wort wollte ihm nicht über die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)





1. Ostpreußisches Grenadier-Regiment „Kronprinz" No. 1.

Von **C. von Sierakowski**-Berlin.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)



Das Halbbataillon v. Plitzing, 1. und 4. Kompagnie, war am Nordende von Chlum in Reserve zurückgehalten worden, verblieb circa eine Viertelstunde in dieser Stellung und nahm dann am nördlichen Abhange der Höhe Aufstellung, woselbst kurz hintereinander zwei Granaten in die 1. Kompagnie einschlugen und mehrere Leute töteten resp. verwundeten, während der 1. und 8. Zug, auf dem Gipfel der Höhe, woselbst bereits Schützen des 26. und 27. Regiments und des 1. und 2. Garde-Regiments zu Fuß sich befanden, vorgeschoben und diesem eindoubliert wurden. Der Kronprinz kam, von seinem Adjutanten Grafen zu Eulenburg begleitet, von Chlum, ritt an das Halbbataillon heran, begrüßte es freudig und fragte den Fahnenträger, „ob seine Fahne in Gefahr gewesen". Die Antwort lautete: „Sie hat sich lange in heftigem Granatfeuer befunden." Der Kronprinz fand darauf in einem Hohlwege südwestlich von Chlum den schwerverwundeten Grenadier Neumann der 5. Kompagnie in seinem Blute auf der Erde. Als der Brave

seinen Chef erblickte, sprang er, so gut es eben ging, auf und meldete sich. Der Prinz reichte ihm die Hand, erkundigte sich nach seiner Verwundung und tröstete ihn als tapferen Soldaten. Beim Avancieren des 2. Bataillons geriet dasselbe in dem östlich von der Kirche abgehenden Hohlwege in ein heftiges Granatfeuer, wobei am Nordende Chlums sein Kommandeur Major Scheuermann samt seinem Pferde durch eine Granate zu Boden geschleudert wurde und trotz der durch den Luftdruck bewirkten Betäubung, auf einen Hornisten gestützt, das Bataillon dennoch weiter führte. Bei Rochlitz machten ausgeschwärmte Züge der 5. und 6. Kompagnie mehrere 100 Gefangene, die den nachkommenden Gardetruppen übergeben wurden. Dem Bataillonsadjutanten v. Plewe (2. Bataillon) ergaben sich in einem Gehöft 150 Mann mit ihrem Kommandeur, dem Major Hauer des 14. österreichischen Jäger-Bataillons. Unter Führung des Sergeanten Neumann schickte Lieutenant Gerlach die mit dem 8. Zuge von ihm gesammelten 146 Gefangenen rückwärts nach Horenowes, wo der Kronprinz Hauptquartier hatte und den Sergeanten nach seinem Kommando, insbesondere nach der Kompagnie befragte. Beim Eindringen in ein verschlossenes, mit bewaffneten Oesterreichern besetztes Gehöft in Rosberitz fand Lieutenant v. Rehbinder mit dem 3. Zuge bei der Durchsuchung des Hauses einen verwundeten preußischen Offizier auf dem Boden liegend, welcher sich ihm als Prinz Anton von Hohenzollern zu erkennen gab und sich auch sofort nach dem Stande der Schlacht erkundigte, eine Frage, welche der Befragte zur Freude des Prinzen mit dem bedeutungsvollen, schönen und kurzen Worte „Sieg“ beantworten konnte. Hierauf gab ihm der Prinz, der leider bald darauf seinen Wunden erlag, seine Uhr, sein Portemonnaie und sein Notizbuch zur Aufbewahrung, welche von Lieutenant v. Rehbinder später einem ihm begegnenden Gardegeneral zur weiteren Veranlassung übergeben wurden.

Am Abend des 3. Juli bezog das Regiment, bis auf die detachierte 3. Kompagnie wieder vereint, mit der 1. Brigade am Nordrande des südwestlich von Problus belegenen Waldes Bivouak, und zwar auf dem westlichen Teile der Wiese. Am Tage hatte es geregnet, am Abende klärte sich der Himmel, und

Sonnenstrahlen beleuchteten noch auf kurze Zeit das grausige Ehrenfeld, das mit Leichen und Verwundeten wie besät dalag. Plötzlich erklang, weithin schallend, von sämtlichen Musikkorps ausgeführt, der Choral: „Nun danket alle Gott!“ zum Himmel.



Ernst Wilhelm von Hamilton, Kommandeur des Regiments 1803—1807. Am Rahmen oben ist die Kugel befestigt, durch die er am 8. Februar 1807 bei Preußisch-Eylau tödlich verwundet wurde.

Alle, alle waren von dem herrlichen Choral tief ergriffen, und jeder dankte Gott im Stillen, und aus wahrem, dankbarem Herzen kommend, für seine wunderbare Errettung aus dem Gewühle der furchtbaren Schlacht. Die Wachtfeuer wurden an-

gezündet und leuchteten über das grausige Feld, auf welchem vor kurzem noch der Kanonendonner die Erde erzittern gemacht und auf dem jetzt Ruhe und Frieden lag — Frieden insbesondere für diejenigen, die mit ihrem Leben den Eid der Treue für König und Vaterland besiegelt hatten.

Jetzt aber trat die volle Freude über den erlangten, wohl einzig dastehenden Sieg in ihre vollen Rechte. Alles jubelte, jeder verkündete seinen Angehörigen den „Sieg“ und vor allem sein glückliches „Durchkommen“. Alle Mattigkeit infolge der erlittenen, wahrlich nicht geringen Strapazen war vergessen, man tanzte, jubelte und freute sich in echt militärischer Weise, während die Musik die Nationalhymne spielte.

Hocherfreut über die Bravour seiner Armee, erließ der König am 4. Juli folgenden Armeebefehl:

„Soldaten meiner in Böhmen versammelten Armeen! Eine Reihe blutiger und ruhmreicher Gefechte hat die rechtzeitige Vereinigung unserer sämtlichen Streitkräfte in Böhmen möglich gemacht. Aus den Mir vorliegenden Berichten ersehe Ich, daß dies Resultat durch die sichere Führung meiner Generale und durch die Hingebung und Tapferkeit sämtlicher Truppen erreicht worden ist. Unmittelbar darauf hat die Armee trotz aller Anstrengungen der vorhergehenden Tage unter Meiner Führung den Feind in einer festen Stellung bei Königgrätz energisch angegriffen, die gut verteidigte Position nach heißem Kampfe genommen und einen glorreichen Sieg erkämpft. Viele Trophäen, über hundert eroberte Kanonen, Tausende von Gefangenen geben aufs neue Zeugnis von der Tapferkeit und Hingebung, in welcher alle Waffen miteinander gewetteifert haben. Der Tag von Königgrätz hat schwere Opfer gefordert, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt. Ich weiß, Ihr werdet auch ferner Meinen Erwartungen entsprechen, denn preußische Truppen wußten stets mit dem Heldenmut diejenige Manneszucht zu vereinigen, ohne welche große Erfolge nicht erkämpft werden können.

H.-Qu. Horic, den 4. Juli 1866.

gez. Wilhelm.“

Welche Freude dieser Armeebefehl, als er den einzelnen Truppenabteilungen vorgelesen wurde, überall bereitete — das vermag die Feder nicht zu schildern; war doch jeder Einzelne für seine im Ernste der Schlacht bewiesene Tapferkeit und Hingebung aus königlichem Munde in demselben belobt worden.

Wie groß waren aber auch die Verluste, mit welchen dieser herrliche Sieg erfochten werden mußte und die wohl den schlagendsten Beweis ergaben, mit welcher Tapferkeit, mit welcher Todesverachtung auf beiden Seiten gekämpft worden ist. Die Verluste der preußischen Armee betrugen: 99 Offiziere und 1830 Mann tot, 260 Offiziere und 6688 Mann ververwundet, 276 Mann vermißt — im ganzen 359 Offiziere und 8794 Mann.

Die österreichisch-sächsische Armee verlor an Toten 335 Offiziere und 5411 Mann, an Vermißten 43 Offiziere und 7521 Mann, an Verwundeten 452 Offiziere und 7472 Mann, an verwundet Gefangenen 307 Offiziere und 8984 Mann, an unverwundet Gefangenen 202 Offiziere und 12677 Mann — insgesamt 1339 Offiziere und 42394 Mann.

Außerdem fielen 187 österreichische und ein sächsisches Geschütz und 5 Fahnen, großes Kriegsmaterial und 19800 Gefangene den Preußen in die Hände.

Das Regiment hatte 1 Offizier, 4 Unteroffiziere und 80 Mann verloren.

Der für die Thätigkeit des Regiments während der Schlacht immerhin noch sehr geringe Verlust war daher gekommen, daß die Bataillone durch ihr schnelles Vorrücken vor dem heftigen feindlichen Artilleriefeuer möglichst verschont blieben.

Das Regiment rückte am 4. Juli nach Tobitschau und von hier, ohne mit dem Feinde in erheblicher Weise wieder in Berührung gekommen zu sein, nach Olmütz, woselbst es, Feldwachen ausstellend, bis zum 23. Juli verblieb, während die 3. Kompagnie als Ehrenwache des Regimentschefs nach Mährisch-Trübau detachiert wurde.

Am 21. Juli wurde ein fünftägiger Waffenstillstand zu Nicolsburg abgeschlossen, dem auch bald darauf die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Nicolsburg folgte.

Laut Kabinetts-Ordres vom 18. und 20. Juni waren noch zuguterletzt aus Abgaben der entsprechenden Ersatzbataillone die vierten Bataillone gebildet worden, mit der Bestimmung, diese Bataillone nach dem Ermessen der Regimentskommandeure entweder zur Ergänzung der entstandenen Manquements zu verwenden, oder auch als viertes selbständiges Bataillon bestehen zu lassen. Die vierten Bataillone des I. Armeekorps behielten ihre selbständige Formation, wurden durch Kabinetts-Ordre vom 3. Juli zur Verstärkung des Korps bestimmt und nach beendeter Formation per Eisenbahn nach Oderberg geschafft und von hier aus durch den Generalmajor Grafen Stollberg nach Preran weiterbefördert. Das 4. Bataillon des Regiments war am 17. Juli in Königsberg aus Wehrleuten ersten und zweiten Aufgebots, Reserven, aktiven Mannschaften und schnell ausgebildeten Rekruten mit 12 Offizieren, 55 Unteroffizieren, 1 Tambourmajor und 753 Gemeinen nebst 3 Lazarettgehilfen ormiert worden und kam infolge des inzwischen eingetretenen Waffenstillstandes nicht mehr in Aktion.

Inzwischen war aber auch noch ein sehr gefährlicher Feind, ein Feind, der mehr Opfer als Kugel und Blei forderte, zum Schrecken aller zum Ausbruch gekommen, nämlich die Cholera, die sich in erschreckender Weise schnell über das ganze Land verbreitete, infolge der sofort getroffenen Vorsichtsmaßregeln aber im Weiterumsichgreifen glücklicherweise bald gehemmt wurde.

Oberst von Beeren wurde zum Kommandeur der 2. Infanterie-Brigade und Oberstleutnant von Schlichting zum Regimentskommandeur ernannt.

Am 30. Juli besichtigte der König bei Bodendorf die Elbarmee, am 31. Juli bei Schönkirchen drei Divisionen der I. Armee, am 2. August das V. Armeekorps bei Wischau und kehrte am 3. August in Begleitung des Kronprinzen nach Berlin zurück, mit Jubel und Freude von seinen Berlinern begrüßt, woraufhin auch bald die Truppen nach ihren Garnisonen zurückkehren konnten. Das 1. Bataillon rückte am 7. September morgens 5 Uhr, das 2. Bataillon 1½ Uhr nachmittags und das Füsilier-Bataillon in der Nacht vom 7. zum 8. in Königsberg wieder ein. Auf dem Bahnhofe wurde das 1. Bataillon

von einer Deputation der Stadt Königsberg begrüßt und marschierte dann, die anderen Bataillone später, überall mit Jubel empfangen und mit Kränzen beworfen, nach dem Paradeplatz zur feierlichen Begrüßung und Bewirtung.

Hoch erfreut wurde das Regiment, als dem 1. Bataillon bei seiner Ankunft eine Depesche des Kronprinzen überreicht wurde, in welcher er sein Regiment in Königsberg willkommen hieß und mitteilte, daß die Kronprinzessin für jede Fahne einen Lorbeerkranz bestimmt habe.

Zu dem feierlichen Einzuge der sieggekrönten Truppen in Berlin war die erste Kompagnie mit der Fahne des 1. Bataillons, die inzwischen von Frau von Bonin, der Gattin des Korpskommandeurs, mit dem von der Frau Kronprinzessin geschenkten Lorbeerkranze geschmückt worden war, unter Hauptmann von Klitzing, Premierleutnant Taureck, den Leutnants von der Trenck, von Scharfenort II und Kurella und dem Fähnrich Hahn befohlen worden.

Die Kompagnie rückte am 21. September, unter dem 2. kombinierten Bataillon (Oberstleutnant von Blumenthal), in Berlin ein. Nach dem feierlichen Einzuge und dem Parademarsch vor dem König war im Lustgarten Feldgottesdienst, zu dessen Schluß „Nun danket alle Gott“ von allen gesungen wurde.

Am 24. September wurde die Ehrenkompagnie als Gast des Kronprinzen mit der Eisenbahn nach Potsdam befördert, wo die Unteroffiziere und Mannschaften in der Centralhalle festlich bewirtet und die Offiziere zur kronprinzlichen Tafel befohlen wurden. Am 26. September kehrte die Ehrenkompagnie nach Königsberg zurück.

Der Kronprinz wurde durch Kabinetts-Ordre vom 17. September von dem Oberbefehl über die II. Armee und von der Stellung als Militärgouverneur von Schlesien entbunden und nahm schon am 16. September in einem längeren Armeebefehl Abschied von den Truppen der II. Armee, aus welchem der Schluß besonders hervorgehoben werden mag:

„Mit gerechtem Stolze dürft Ihr auf Eure Leistungen zurückblicken, ein jeder von Euch hat im vollen Sinne des Wortes seine Schuldigkeit gethan und die Thaten der II. Armee reihen sich würdig den größten unserer an Ruhm

und Ehre so reichen Geschichte an. Ich danke Gott mit Euch, der uns von Sieg zu Sieg und nach kurzem, glänzendem Kriege zu einem ehrenvollen Frieden geführt. Solange ich lebe, wird es mir ein erhebendes Gefühl und eine teuere, unvergeßliche Erinnerung bleiben, während dieses denkwürdigen Kampfes an der Spitze der braven Truppenteile des Garde-, I., V., und VI. Armeekorps gestanden zu haben.

Indem ich meiner braven und mir so teuren II. Armee ein herzliches Lebewohl zurufe, danke ich den Herren Generalen und Offizieren, den Unteroffizieren und Soldaten für ihre Tapferkeit, Ausdauer und Pflichttreue und spreche die Erwartung aus, daß auch während des Friedens ein jeder bestrebt sein wird, den alten, aufs neue glänzend bewährten Ruf des preußischen Heeres ungetrübt und ungeschmälert zu behaupten.

Berlin, den 8. Septemben 1866.

gez. Friedrich Wilhelm Kronprinz,
General der Infanterie, Oberbefehlshaber der II. Armee
und Militärgouverneur von Schlesien."

Am 1. November besichtigte der Chef auf der Durchreise nach Petersburg, gelegentlich der Hochzeit des Großfürsten Thronfolgers, auf dem Bahnhofe die im Feldzuge dekorierten Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments und unterhielt sich während des einhalbstündigen Aufenthaltes des Zuges in liebenswürdigster Weise mit den erschienenen Offizieren. Denjenigen Fahnen und Standarten, welche vor dem August 1866 die feindliche Grenze überschritten, hatte der König zum bleibenden Andenken an den Feldzug 1866 das Band des Erinnerungskreuzes für Kombattanten mit den vorschriftsmäßigen Quasten in Silber und Schwarz, und denjenigen, die ein Gefecht mitgemacht, für die Fahnenbänder zwei über der Quaste übereinander gelegte Schwerter von Metall verliehen. Die feierliche Weihe der neuen Fahnenbänder der Königsberger Truppen fand am 3. März 1867 statt, bei welcher Gelegenheit auch den bei der Fahne noch verbliebenen Kombattanten die Erinnerungskreuze ausgehändigt wurden.

Laut Kabinetts-Ordre vom 13. Juni wurden die Füsilier-Bataillone der Regimenter Nr. 1 bis 32 mit neuen Zündnadelgewehren nach dem veränderten Modell 62 bewaffnet.

Am 27. Juni, dem ersten Erinnerungstage von Trautenau, wurde das Regiment durch einen telegraphischen Gruß seitens des Chefs erfreut und die den neuen Truppenteilen verliehenen Fahnen und Standarten am 3. Juli, dem Gedenktag der Schlacht bei Königgrätz, welcher in der ganzen Armee festlich begangen wurde, durch Deputationen in Empfang genommen.

Zu dem Ordensfest am 13. Januar 1868 wurden auf Wunsch und Kosten des Kronprinzen die dekorierten Feldwebel Kraska (M.-E.-Z. I. Klasse), Boldt und Puttien (M.-E.-Z. II. Klasse) nach Berlin befohlen und nahmen, vom Kronprinzen freundlichst begrüßt, an allen Festlichkeiten teil. Bei der Taufe des Prinzen Waldemar, der leider an der Diphtheritis in jugendlichem Alter verstarb, war das Regiment durch Oberst von Auer und die nach Berlin kommandierten Leutnants von Usedom I, Keyler und Giesche vertreten.

Am 27. April erhielt das Regiment vom Chef aus Turin nachstehende Depesche:

„Einen freundlichen Gruß des Chefs von dem südlichsten Punkte, den die Feldzüge meines Regiments erreichten."

und bald darauf eine große Anzahl Musikstücke, die von den Musikkorps derjenigen Regimenter, deren Chef der Kronprinz war, einstudiert werden sollten.

1869 konnte das Regiment, nach der bisherigen Annahme über seine Gründung, sein 250jähriges Jubiläum festlich begehen, und zwar auf Allerhöchsten Befehl am 3. Juli, dem Schlachttage von Königgrätz. Der Kronprinz traf, vom Offizierkorps feierlichst empfangen, schon am 2. Juli in Königsberg ein, welches sich in Festgewand geworfen hatte. Die Ehrenwache stellte die erste Kompagnie, die der Chef besichtigte und vorbeimarschieren ließ. Abends 6½ Uhr besuchte der Kronprinz das Theater, wo ein Festspiel, das Momente aus der Geschichte des Regiments darstellte, gegeben wurde, während die Offiziere sich gegen 8 Uhr im Garten der Loge zum Phönix versammelten, um die zahlreich erschienenen Fest- und Ehrengäste zu begrüßen. Um 8½ Uhr erschien, aus dem Theater kommend, der Kronprinz. Er war in heiterster Laune, ließ sich durch den Kommandeur die Offiziere wie auch die Gäste vorstellen, nahm ein photographisches Tableau mit den Porträts

der Ritter des Eisernen Kreuzes (von 1813/14) und des Ordens pour le mérite entgegen und machte an dem schönen Abende eine Promenade in den Gängen und am Ufer des Schloßteiches. Hierbei rauchte er eine kurze Pfeife, welche ihm seine Gemahlin eigens für diese Feier hatte anfertigen lassen, und die aus einem Porzellankopfe bestand, auf welchem die Jahreszahl 1619, der preußische Adler, von Lorbeer- und Eichenzweigen und verschiedenen von der Frau Kronprinzessin selbst entworfenen Emblemen umgeben, kunstvoll gemalt waren Um 9 Uhr wurde bei bengalischer Beleuchtung des Schloßteiches großer Zapfenstreich geschlagen.

Am 3. Juli 8½ Uhr morgens begrüßte der Kronprinz das Regiment, das im Paradeanzuge stand, auf dem inneren Schloßhofe. Die Fahnen standen vor der Front des 2. Bataillons, die Fahne des 1. Bataillons war schon mit dem Fahnenbande, welches die Frau Kronprinzessin dem Regimente für die Jubelfeier verliehen hatte, geschmückt. Das neue Fahnenband, aus schwerem Silberstoff, trägt die Inschrift: „Victoria Kronprinzessin, 1619" und in einem Wappenschild den Namenszug der hohen Frau, und: „1. Ostpreußisches Grenadier-Regiment Nr. 1 ‚Kronprinz', 1869", mit den vereinigten Wappen Preußens und Englands.

Auf dem rechten Flügel des ersten Bataillons standen die in großer Anzahl erschienenen Festgäste, Herren in hoher Militär- und Civilstellung.

Nach einer längeren Ansprache ans Regiment ließ der Kronprinz dasselbe präsentieren und brachte unter dem Salut von 101 Kanonenschüssen das Hoch auf den König aus, während Oberst von Massow nach längerer Ansprache unter dem Salut von 21 Kanonenschüssen den Regimentschef hochleben ließ. Major von Mischke, Generalstabsoffizier des Kronprinzen, verlas hierauf nachstehende Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 30. Juni 1869:

„Ich beauftrage Eure Königliche Hoheit, dem 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 1 ‚Kronprinz' zu seiner am 3. Juli dieses Jahres stattfindenden Stiftungsfeier mit Meinem Glückwunsch die beifolgende Ordre zu übergeben und hoffe, daß es Ihnen Freude machen wird, demselben die fol-

genden von mir beschlossenen Beförderungen und Auszeichnungen an dem Festtage zu verkündigen. (Es folgen die Namen der Offiziere, die befördert wurden resp. Auszeichnungen erhielten.) Die anbei folgenden Dekorationen haben Eure Königliche Hoheit den Beliehenen in Meinem Namen zu übergeben.

Berlin, den 30. Juni 1869. gez. Wilhelm.

An meinen Sohn, den Kronprinzen, Kgl. Hoheit.“

In einer Ansprache des kommandierenden Generals betonte derselbe, daß der König befohlen habe, daß die Kaserne des Regiments von nun an den Namen „Kaserne Kronprinz“ und das Regiment selbst den Namen „Grenadier-Regiment ‚Kronprinz‘ (1. Ostpr.) Nr. 1“ führen soll.

Die betreffenden an das Generalkommando gerichteten Kabinetts-Ordres lauteten:

„Ich will dem Ostpreuß. Grenadier-Regiment Nr. 1 ‚Kronprinz‘, welches am 3. Juli dieses Jahres den Jahrestag seiner Errichtung feiert, einen erneuten Beweis Meines Königlichen Wohlwollens geben, indem Ich hierdurch bestimme, daß dasselbe zur Erinnerung an seinen jetzigen Chef, den Kronprinzen, Meinen Sohn, fortan den Namen „Grenadier-Regiment ‚Kronprinz‘ (1. Ostpreußisches) Nr. 1“ führen soll. Das Generalkommando hat dies an dem genannten Tage bekannt zu machen.

Berlin, den 30. Juni 1869. gez. Wilhelm.“

„Ich habe bestimmt, daß die gegenwärtig vom 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 1 ‚Kronprinz‘ belegte Defensions-Kaserne auf dem Herzogsacker zu Königsberg i. Pr., vom 3. Juli ab die Benennung „Defensions-Kaserne Kronprinz“ führen soll, und beauftrage das Generalkommando, dies bei der an dem genannten Tage stattfindenden Stiftungsfeier bekannt zu machen.

Berlin, den 30. Juni 1869. Wilhelm.“

Hierauf trat das Regiment zum Abmarsch an. Der Kronprinz setzte sich mit gezogenem Degen an die Spitze und führte es durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Herzogs-

acker, wo die übrigen Truppen der Garnison schon in Parade standen. Nachdem der Kronprinz dem kommandierenden General das Regiment gemeldet, brachte letzterer mit den Worten: „Dem ältesten Regiment der Armee, den glorreichen Fahnen des Grenadier-Regiments ‚Kronprinz‘ Hurra!“ das Hoch auf dasselbe aus.

Während des Hochs der Truppen fiel an dem großen Mittelturme der Kaserne die Hülle, und weithin sichtbar wurde der in großen schwarzen Buchstaben ausgeführte neue Name der Kaserne „Defensions-Kaserne Kronprinz“.

Hierauf marschierten zu Ehren des Regiments die Truppen der Garnison an dem Regiment, vor dessen Front der Kronprinz hielt, in Parade vorüber und beim zweiten Parademarsch führte der Kronprinz das Regiment, an der Tete aller anderen Truppen, mit gezogenem Degen, dem kommandierenden General vorbei.

Nach der Parade besichtigte der Kronprinz die Kaserne und wohnte dem Preisturnen und Bajonettieren bei, die errungenen Preise an die Sieger eigenhändig verteilend. Auch dem Festessen der Mannschaften auf dem festlich eingerichteten Kasernenhofe schenkte der Chef sein besonderes Interesse und erfreute in seiner bekannten, herzgewinnenden Leutseligkeit manchen Grenadier mit wohlwollenden Worten. Das Hoch auf den König brachte der Feldwebel Boldt der vierten Kompagnie und das Hoch auf den Chef des Regiments Feldwebel Walther der neunten Kompagnie aus. Ein schöner Damenflor bewegte sich zwischen den weiß gedeckten Tischen der Mannschaften, da auch die Damen des Regiments als Zuschauer an demselben teilgenommen hatten.

Das Diner, welches der Kronprinz seinem Offizierkorps und seinen Gästen gab, fand um 3 Uhr in dem festlich dekorierten Moskowiter-Saale statt. Das Hoch auf den König brachte der Kronprinz, das auf den hohen Chef der kommandierende General aus. Hierauf trank der Kronprinz auf das Wohl des Regiments und der ganzen Armee. Sehr viele Depeschen, auch eine vom König, waren inzwischen eingelaufen. Am Abende hatten die Mannschaften ihr Fest, an welchem auch der Kronprinz und die sämtlichen Ehrengäste und geladenen

Gäste teilnahmen. Der Kronprinz hatte dem Regiment sein Porträt geschenkt, welches mit dem Bilde „Gefecht bei Goldberg" an dem großen Mittelturme der Kaserne aufgestellt



Tableau der gefallenen Offiziere.
(Hängt im Frühstückszimmer des Kasinos.)

wurde und allgemeine Freude und Bewunderung erregte. Um 11 Uhr abends verließ der Kronprinz die Kaserne, während das Fest selbst bis zum frühen Morgen währte.

Am 4. Juli (Sonntag) war Festgottesdienst in der Schloßkirche, bei welchem der Militäroberprediger Jahr in ergreifenden Worten die Festrede hielt. Das Diner nahm der Kronprinz im Kreise seines Offizierkorps in der Königshalle ein, abends

besuchte er den Festball beim kommandierenden General und fuhr nachts 12 Uhr nach Berlin zurück.

Im Herbste 1869 hatte das I. Armeekorps und mit ihm das Regiment Königsmanöver, bei welchem dasselbe durch den König vielfach ausgezeichnet wurde. —

Das bedeutungsvolle Jahr 1870 war gekommen. Aus nichtigen Gründen hatte Napoleon Preußen den Krieg erklärt, und durch ganz Deutschland ging ein Schrei der Entrüstung über die ungerechtfertigte Herausforderung. All-Deutschland erhob sich gegen den Enkel des Korsen, und binnen wenigen Tagen standen die deutschen Truppen jenseits der Grenze.

Das Regiment wurde am 31. Juli mit der Bahn nach Berlin befördert, und das 1. und 2. Bataillon am 1. August von dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, und dem Prinzen Heinrich begrüßt. Der König hatte inzwischen am 31. Juli aus Berlin den bekannten Aufruf: „An mein Volk!“, und am 2. August 1870 aus dem Hauptquartier Mainz den bekannten Armeebefehl: „An die Armee!“ erlassen. Am 3. August wurde das I. Armeekorps der I. Armee zugewiesen und überschritt das Regiment mit ihm am 10. August die Grenze, um den übrigen Truppen des I. Armeekorps und denen des XII. Armeekorps behilflich zu sein, die französische Rheinarmee bei Metz festzuhalten. Bei Colombey-Nouilly hatte das Regiment am 14. August das erste Gefecht zu bestehen. Es verlor die 10. Kompagnie, welche mit der 11. Kompagnie bis Fort St. Julien vorgedrungen war, 1 Unteroffizier und 2 Mann, die 12. Kompagnie 3 Mann, die sämtlich durch Granatsplitter verwundet worden waren, und erhielt für diese Schlacht 10 Eiserne Kreuze 2. Klasse. Damit die auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten im Dunkel der Nacht auch die Gewißheit hatten, daß der Sieg errungen, spielte die Regimentsmusik abwechselnd „Heil dir im Siegerkranz“ und „Ich bin ein Preuße.“

Nach Colombey kam das Regiment erst wieder in der Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. September in größere Thätigkeit. Das 1. Bataillon nahm gegen 7 Uhr morgens im Dorfe Nouilly die vorbereiteten Gefechtsstellungen ein, das 2. Bataillon besetzte Noisseville und das Füsilier-

Bataillon Failly. Die Bataillone hatten sich in den verschiedenen Situationen, in die sie im Laufe der Schlacht verwickelt wurden, tapfer durchgeschlagen, auch bei Servigny und in der Wallièresschlucht hinter Servigny. In der Nacht zum 1. September versuchte der Feind einen Durchbruch gegen das 1. Korps, der aber mißlang; das 1. Bataillon wurde infolge der Uebermacht durch eine feindliche Brigade aus Noisseville wieder verdrängt, nahm es aber, durch andere Truppen verstärkt, am andern Morgen von neuem. Das 2. Bataillon erkämpfte sich die ihm durch Ueberrumpelung abgenommenen Teile von Servigny wieder zurück, während das Füsilier-Bataillon das ringsum mit bedeutender Uebermacht umgebene Failly behauptete; hier fielen 3 Offiziere, und die 11. Kompagnie zeichnete sich dadurch besonders aus, daß sie sieben auf den Dorfeingang versuchte Angriffe zurückschlug.

Am 29. Oktober kapitulierte Metz. Das Regiment, welches an diesen beiden Tagen 19 Offiziere, 23 Unteroffiziere und 286 Gemeine verloren hatte, und für seine tapfere Haltung 2 Eiserne Kreuze 1. Klasse, und 88 solche 2. Klasse erhalten hatte, wurde zur Besetzung des Forts St. Julien, jetzt Fort Manteuffel, befohlen.

Die 1. Division mußte die Festung Mezières cernieren und kam hierbei das Regiment bei Harcy am 16. und bei Charteville am 17. November ins Gefecht. — Die I. Armee rückte dann im Verein mit anderen Truppen gegen die französische Nordarmee, welche bei Amiens am 27. November geschlagen und gezwungen wurde, die Stadt zu räumen, wobei das Regiment den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, Villers Bretonneux, im Sturme nahm und dafür mittelst Armee- und Korpsbefehl auch besonders belobigt wurde.

Der Feind hatte hier einen Verlust von 1383 Toten und Verwundeten und von etwa 1000 Vermißten, das Regiment ‚Kronprinz' einen solchen von 6 Offizieren, 6 Unteroffizieren und 49 Gemeinen. Besonders hatte sich hier die 1. Kompagnie, die nur 3 Offiziere, 3 Unteroffiziere und 60 Mann zählte, bei einem Verluste von 23 Mann dadurch ausgezeichnet, daß sie, nachdem sie ein Gehölz genommen hatte, unter dem Gesange: „Wir Preußen ziehen in das Feld! Hurra!" stark beschossen

über ein freies Feld gegen eine Schanze vorging und dadurch erwirkte, daß das gefährliche Vordringen des feindlichen rechten Flügels unterbrochen wurde.

Nach der Schlacht bei Amiens rückte das Regiment mit dem 1. Korps nach Rouen, wo es durch die Gefechte bei Orival und Moulineaux am 30., und bei Robert le Diable und Orival am 31. Dezember die Stadt gegen die vordringenden Franzosen deckte, welche darauf auch durch einen nächtlichen Ueberfall bei Robert le Diable und Maison Brulet am 4. Januar 1871 völlig in die Flucht geschlagen wurden. Zum Entsatz von Paris kam von Norden her ein feindliches Heer, welches jedoch von einem Teile des Korps in dem Gefecht bei Tertry-Poueilly am 18. Januar, und dann in der blutreichen Schlacht bei St. Quentin vollständig geschlagen wurde; an letzterer nahm das Regiment so hervorragenden Anteil, daß der Kronprinz aus Versailles am 23. Januar telegraphierte:

„Ich bin sehr glücklich über die Thaten meines Regiments, dem ich meine freudige Anerkennung hierdurch ausspreche, den Verwundeten meinen teilnehmenden Gruß.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Am 20. Januar wurde der Feind durch Gewaltmärsche bis an die Festung Cambrai verfolgt. Das 2. Bataillon machte dann einen Vorstoß gegen Douai, wurde aber in seinen weiteren Bewegungen durch den Waffenstillstand aufgehalten, der nach der Uebergabe von Paris eintrat. Diesen Waffenstillstand benutzte der Kronprinz, um seinem Regiment einen Besuch abzustatten und demselben noch persönlich für seine Waffenthaten zu danken.

Bald darauf wurde Friede geschlossen. Der König, welcher inzwischen am 30. Januar 1871 zu Versailles die Kaiserkrone angenommen hatte, teilte dieses den Truppen in folgendem Armeebefehle mit:

„Versailles, den 2. März 1871.

Soldaten der deutschen Armee!

Soeben habe ich den Friedensschluß ratifiziert, nachdem er schon gestern in Bordeaux angenommen worden ist. Soweit ist also das große Werk vollbracht, welches durch

siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Gnaden gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Den Armeen und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen Meinen Dank. Wilhelm."

Am 15. März 1871 kehrte der Kaiser, vom Kronprinzen begleitet, nach Berlin zurück, nachdem er sich von den Truppen in einem Armeebefehl verabschiedet hatte, der wie folgt lautete:

„Soldaten der deutschen Armee!

Ich verlasse am heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen soviel neue kriegerische Ehren erwuchsen, auf dem aber auch soviel teures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Frieden ist jetzt gesichert, und der Rückmarsch der Truppen hat zum Teil schon begonnen. Ich sage Euch Lebewohl und ich danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimat zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen — daß das teure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegen sehen.

Nancy, den 15. März 1873. Wilhelm."

Das Regiment rückte infolge des Friedens am 6. August in seine Garnison Königsberg ein, nachdem seine Fahnen auf Befehl des Chefs mit Lorbeerkränzen geschmückt worden waren. 1 Orden pour le mérite, 7 Eiserne Kreuze 1. Klasse, 209 2. Klasse, 16 davon am weißen Bande, 1 St. Georgen-Orden 5. Klasse und 1 Großherzogl. Mecklenburgisches Verdienstkreuz

hatte sich das Regiment erworben, ein Beweis wohl, daß die Nachkommen des Regiments „von Schwerin“ ihren Vorfahren an Tapferkeit in Nichts nachgeblieben sind. — Durch Kabinetts-Ordre vom 14. Juni 1871 gehörte das Korps, mit ihm auch das



Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, bei seinem 25jährigen Chefjubiläum am 4. Juni 1885 aus dem Schloß hinaustretend, zwischen seinen Grenadieren, die in Uniformen verschiedener Jahrhunderte gekleidet sind.

Regiment, nunmehr zu der 1. General-Inspektion unter dem Kronprinzen von Sachsen. Der Jahrestag von Noisseville und Amiens wurde beim Regimente festlich begangen. Während der Feier lief folgendes Telegramm des Kaisers ein:

„Ich gedenke in Anerkennung und Dankbarkeit des heutigen Jahres- und Ehrentages des I. Armeekorps vor Amiens. Wilhelm.“

Zum Jahrestag der Schlacht bei St. Quentin ließ der Kaiser durch Parolebefehl telegraphisch dem 1. Korps nochmals „Anerkennung und Dank für seine Hingebung, Tapferkeit und Ausdauer“ aussprechen. Inzwischen hatten auch die Fahnen den für den letzten Feldzug laut Kabinetts-Ordre vom 16. Juni 1871 verliehenen Schmuck erhalten, so daß derselbe — dem 1. und 2. Bataillon die mit „dem Kreuze bezeichneten Fahnenbänder“ und dem Füsilierbataillon eine neue „Spitze mit dem eisernen“ Kreuz — am 7. Juli in der Schloßkirche zu Königsberg nach feierlichster Weihung an den Fahnen befestigt werden konnte. Laut Kabinetts-Ordre vom 1. Januar 1873 wurde der Kronprinz zum 2. Chef des 1. Leib-Garde-Landwehr-Regiments ernannt und am selben Tage auch das den Gefallenen des Regiments auf dem Schlachtfelde bei Metz errichtete Denkmal vom Regiment feierlich eingeweiht. Bei Gelegenheit des Kaisermanövers 1879 besichtigte der Kaiser das Regiment, welches 6 Jahre später, am 4. Juni 1885, unter großer Feier in Gegenwart des Kronprinzen und seines ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm, das 25jährige Chefsjubiläum des Kronprinzen feiern konnte. 1874 überraschte der Kronprinz sein Regiment damit, daß er demselben als persönlichen Beitrag für die Offizierspeiseanstalt ein mit seinem Wappen und der Jahreszahl 1619 versehenes Silberbesteck übersenden ließ. Am 27. November wurden die Gedächtnistafeln für die Gefallenen der letzten Feldzüge feierlichst in der Schloßkirche zu Königsberg geweiht.

Am 7. Mai erhielt das Regiment aus Metz vom Chef folgendes Telegramm:

„Soeben von den Schlachtfeldern von Metz heimgekehrt, habe ich an den Stätten, wo mein Regiment sich mit altgewohnter Tapferkeit auszeichnete, desselben und seiner Gefallenen tiefbewegt gedacht.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“

Am 18. Juni 1877 wurde das von der Stadt Königsberg für die Gefallenen von 1870/71 errichtete Denkmal im Volks-

garten enthüllt, dem eine Deputation des Regiments beiwohnte. Gelegentlich des Manövers des 1. Korps und einer Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Kaiser von Rußland in Alexandrowo am 3. September besichtigte der Kaiser die Ehrenkompagnie unter Hauptmann v. Gorne und hielt am 5. September eine große Parade über die Königsberger Garnison ab. Schon vor der Parade, um 10 Uhr, kam der Kronprinz auf seinem Lieblingsfuchs „Wörth" in Begleitung seines Sohnes, des Prinzen Wilhelm, nach dem Paradefelde bei Devau geritten, um sein Regiment zu begrüßen, welches er dann bei der Parade dem Kaiser vorüberführte.

Bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Sohnes des Chefs, des Prinzen Wilhelm, war das Regiment durch eine Offiziersdeputation vertreten. Der Kronprinz hatte zu Ehren seines Regiments die Uniform desselben angelegt.

Auch während seiner kurzen, schmerzensreichen Regierungszeit hat der hohe Chef seines Regimentes treu gedacht. Noch kurz vor seinem Tode verlieh er seinem Regimente die Bezeichnung „Kaiser-Grenadier-Regiment Nr. 1" und begleitete diesen Akt mit folgender Ordre an den Kommandeur:

„Um dem Regimente bei Meinem Regierungsantritt einen Beweis unveränderten, besonderen Wohlwollens und Meiner Anerkennung seiner in Kriegs- und Friedenszeiten in der langen Zeit seines Bestehens jederzeit bewiesenen Pflichttreue zu geben, will Ich auch künftig Chef desselben bleiben und soll das Regiment unter Anlegung Meines Namenszuges fortan die Bezeichnung „Kaiser-Grenadier-Regiment Nr. 1" führen.

Sie haben dies dem Regiment bekannt zu machen, zu dem Ich die feste Zuversicht hege, daß es seinen neuen Namen jederzeit in Ehren führen wird."

Zu sehen bekam das Regiment seinen Chef als Kaiser nicht. Nur ein Soldat des Regiments sah ihn noch wenige Tage vor seinem Tode. Er stand vor Posten, als der Kaiser, den neuen Namenszug auf der Achselklappe erkennend, an ihn herantrat und ihn mit seinen gütigen Augen anschaute. —

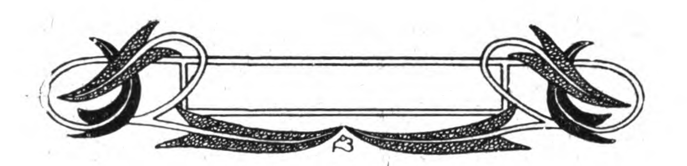
Alsbald nach dem Tode Kaiser Friedrichs befahl sein Sohn, Kaiser Wilhelm II., daß das Regiment zum bleibenden

Andenken an seinen verstorbenen Vater für alle Zeiten „Grenadier-Regiment König Friedrich III. (1. Ostpr.) Nr. 1" heißen solle. — Am 14. Mai 1890 besichtigte der Kaiser das Regiment und führte es bei der Parade an der Kaiserin und dem König von Sachsen vorbei, desgleichen auch gelegentlich des Kaisermanövers im Jahre 1894. 1893 im Herbst erhielt das Regiment, wie alle anderen, ein schwaches IV. Bataillon, welchem am 18. Oktober 1894 zu Berlin eine schwarze Fahne, wie die alten Kompagniefahnen des Regiments von 1769 waren, verliehen wurde.

Das Regiment ‚Kronprinz' hat sich vom Tage seiner Stiftung an durch Tapferkeit vor dem Feinde stets ausgezeichnet, und mit berechtigtem Stolze konnte es am Eingange in das Kasino den schönen Vers anbringen:

Alt meine Fahnen, alt meine Ehr',
Doch jung mein Fühlen, scharf meine Wehr.
Ruh' nicht auf Lorber aus großer Zeit;
Ruf' mich, mein König, ich bin bereit.





Die Technik der Fälschungen und Surrogate.

Von **W. Berdrow.**

(Nachdruck verboten.)


Wenn es auch an Versuchen, der Natur mit allerlei Hilfsmitteln unter die Arme zu greifen und ihre Produkte durch täuschende Ersatzmittel zu verdrängen, niemals gefehlt hat, so ist doch der Umfang und das Raffinement der Surrogatentechnik sicherlich niemals so groß gewesen, wie in unseren Tagen. Man fälscht heute Speisen und Getränke so gut wie Augen, Haare und Gliedmaßen; es giebt keinen Stoff der Bekleidungsindustrie, für den nicht Surrogate existierten, von der Seide und dem Leinen bis zum Leder. Man stellt künstliche Roßhaare und künstliches Elfenbein, künstliche Wohlgerüche und künstliche Altertümer mit derselben täuschenden Vollkommenheit her. Man schaltet mit den Stoffen, die uns von der Natur gegeben sind, mit bewunderungswürdiger Souveränität und stellt aus ihnen die seltsamsten Gemische her, wenn sich damit nur der geringste Gewinn erzielen läßt. Man macht künstliches Holz aus Steinen, und künstliche Steine aus Holz und hat noch hundert andere merkwürdigere Manipulationen ersonnen, die schließlich immer darauf hinaus laufen, ein wertvolles Produkt der Natur durch ein minder wertvolles oder, wenn ebenso zweckdienliches, doch wohlfeileres Produkt der Technik zu ersetzen. Natürlich kann man nicht alle Erzeugnisse dieser Nachahmungskünste über einen Kamm scheren; jede Fälschung ist oder erzeugt ein Surrogat, aber bei

weitem nicht jedes Surrogat ist eine Fälschung! Wenn man anstatt leicht verwitternder oder sonstwie verderblicher Naturprodukte sich bemüht, künstlich einen haltbareren Stoff herzustellen, oder wenn man anstatt der teuren Flachsfasern die nahezu wertlosen Holzfasern zu billigen Kleidungsstücken verwebt und den Käufer darüber unterrichtet, was er für sein Geld erhält, so will das mit ganz anderen Augen angesehen werden, als wenn man die wichtigsten Nahrungsmittel verfälscht und den Leuten anstatt Brot buchstäblich Steine, anstatt Bier gesundheitsschädliches Saccharinwasser verkauft.

Die Fälschung der Nahrungsmittel ist für die Allgemeinheit ohne Zweifel das wichtigste und interessanteste Kapitel der Surrogatentechnik; wir wollen also unsere Generalübersicht über dieses ganze weite Gebiet mit einem Blick auf die Surrogate der Nahrungsmittel beginnen.

Versuche, den menschlichen Magen an den Genuß von Mineralien zu gewöhnen, sind nicht nur im Lande der berufsmäßigen und unverschämtesten Nahrungsmittelfälschung, den Vereinigten Staaten, sondern auch bei uns oft genug gemacht worden, besonders durch die Vermischung des Mehles mit Schwerspat. Die smarten Yankees fassen neuerdings die Sache energischer, im großen an. Die Besitzer der Speck- oder Seifensteinbrüche von Queensborough in Nordkarolina haben den Großmühlenbesitzern der Vereinigten Staaten ein Zirkular zugehen lassen, in welchem sie ihnen vorrechnen, wie hübsch sie durch eine gehörige Beimengung von gemahlenem Speckstein zu ihrem Mehl Geld verdienen können; sie bieten sich gleichzeitig zur Versendung von Speckstein unter der Bezeichnung „Shipstuff" an und sprechen die löbliche Ueberzeugung aus, daß dieses niedliche Surrogat bei der Schwierigkeit, den Speckstein vom Mehl zu unterscheiden, ganz gefahrlos sei — für die Fälscher natürlich! Uebrigens können wir leider den Amerikanern den Ruhm solcher wohlthätigen Erfindungen nicht allein überlassen. In Rußland hat man schon vor ziemlich langer Zeit Zwiebäcke aus Sand und Brennöl gebacken, und wenn sie bald wieder aus dem Handel verschwunden sind, so lag das sicher nicht an der Absicht ihrer Erfinder, sondern war die Folge davon, daß dies prächtige Gebäck die Zähne etwas stark angriff. Natürlich

lohnt es sich mehr, Nahrungs- und Genußmittel zu fälschen, von denen das Kilo ein paar Mark kostet, als so billige, wie das tägliche Brot. Wenn Kaffee und Thee plaudern könnten, sie dürften wunderbare Mitteilungen über die bei ihrer Entstehung angewandten Künste machen. Die Theefälschungen durch Weidenröschen-, Erdbeer-, Eschen-, Holunder-, Faulbaum- oder Rosenblätter sind verhältnismäßig harmlos und jedenfalls nicht viel schlimmer, als wenn man beim Einkauf billigen Thees ein echtes Theekraut erhält, das lediglich durch einige vorhergehende Aufgüsse in den verschiedensten Teilen der Erde veredelt ist. Unangenehmer ist die Beschwerung der Theeblätter durch Sand, Gips oder Metallspäne, besonders da diese Beimischungen je nach der Farbe der Theeblätter mit Indigo, Berliner Blau oder dergleichen gefärbt zu werden pflegen.

Die Fälschung des Kaffees ist nicht so leicht, wie die des Thees, wenigstens, wenn es sich um wirklich nachgeahmte Kaffeebohnen, nicht um jene Kaffeesurrogate handelt, von denen jeder Gebildete weiß, daß er in ihnen Eicheln, Rüben, Feigen, Getreide, Erbsen, Bohnen, Linsen und sonst noch Verschiedenes, aber keinen Kaffee erhält. Etwas dreist ist es allerdings, wenn eine Firma abgebrauchten Kaffeesatz als „Kaffee in Büchsen“ und eine andere eine Gemenge von grober Erde, angebrannten Rinden und Wurzeln als „echtes Kaffeepulver“ verkauft, aber so lange es Thoren genug giebt, die auf diesen Schwindel hineinfallen, wird er wohl gewissermaßen seine innere Berechtigung haben. Auch die Liebhaber der Cichorie können nicht unter allen Umständen sicher sein, daß sie nicht eine ganze Menge erdiger Zusätze zwischen ihr ohnehin schon wertloses Kaffeesurrogat gemengt bekommen. Was die eigentlichen Kaffeefälschungen betrifft, so erfordern sie mehr Geschick und auch mehr Unverschämtheit, als die ganze Kaffeepulverindustrie. In Amerika sind Kaffeebohnen aus Papiermaché in großen Mengen hergestellt worden, in Lille in Frankreich aber wurde im Jahre 1891 eine Fabrik mit einem Arbeits- und Maschinenmaterial von 50000 Franken Wert ausgehoben, die sich als ein richtiges Fälschernest erwies. Dort wurden Kaffeebohnen von wundervollem Aussehen aus Cichorienpulver und Mehl hergestellt, die mit Eisenvitriol schwarzbraun gefärbt wurden

und durch einen Ueberzug von Paraffinöl den sanften Glanz natürlicher Bohnen erhielten. Bis zum Mahlen bestanden diese Bohnen die Probe ganz gut, aber beim Kochen sollen sie zu einem so entsetzlichen Kleister zergangen sein, daß über dieses Stadium der Verwendung wohl kein Käufer hinausgelangt sein wird.

Wenn der Kaffee gefälscht wird, warum soll dann der Zucker echt sein? Hier und da beginnt man schon, ihn durch das viel stärker süßende Saccharin zu ersetzen, ohne zu wissen, daß dieses Surrogat lediglich die Zunge kitzelt, ohne eine Spur von dem bedeutenden, leider noch vielfach unterschätzten Nährwert des Zuckers zu besitzen. Neuerlich ist es übrigens dem italienischen Chemiker Pellegrini gelungen, wirklich künstlichen Zucker von den Eigenschaften und der Zusammensetzung des natürlichen auf chemischem Wege herzustellen. Kohlensäure, Wasserdampf und Aethylen, ein Verwandter des bekannten Leuchtgases Acetylen, sind die Rohstoffe, die er zu diesem Kunststück gebraucht. Die drei Gase werden miteinander gemischt und strömen unter hohem Druck gegen eine poröse Scheidewand, die dazu bestimmt scheint, etliche von ihren Bestandteilen aufzusaugen. Das entstehende Produkt soll alsdann reiner Zuckersyrup, wie er auch bei der Herstellung des Rohr- und Rübenzuckers als Zwischenglied entsteht, sein.

Ueber die Verfälschung der Getränke, von der Milch, dem Fruchtsaft und der gesundheitsschädlichen Saccharinbrühe, die als Malz- oder Ammenbier lange Zeit ungehindert verkauft worden ist, bis zum Champagner, ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Aber unser Thema ist zu umfassend, um uns noch länger mit dem Zweige der Nahrungsmittelsurrogate zu befassen. Wir lassen es daher mit der bloßen Aufzählung einiger Kuriosa dieser Branche bewenden und gehen zu einem anderen Gebiete über. Die amerikanischen Kaffeebohnen aus Papier wurden zu ihrer Zeit vielleicht nur durch die Fabrikation billiger Eier aus Holz oder Gips mit weißem Lackanstrich übertroffen. Daß man, durch solche Erfolge mutig gemacht, auch begann, Muskatnüsse aus Holz zu drechseln, ist eigentlich ganz erklärlich. Neuerdings hat man sich denn endlich, durch den ziemlich hohen Preis der echten Mandeln verlockt, auch noch der

Fabrikation künstlicher Mandeln aus Runkelrüben zugewandt. Die aus denselben hergestellten Schnitzel werden mit einer Gelatineschicht überzogen und geröstet und sollen dann von wirklichen Mandeln gar nicht so leicht zu unterscheiden sein, außer durch den Geschmack natürlich. Aber bevor es zum Probieren kommt, sind sie ja meist schon in denjenigen Händen, wo man sie zu haben wünscht, nämlich in denen des bezahlenden Publikums.

Eine bewunderungswürdige Technik der Surrogate, aber beileibe nicht der Fälschungen, hat sich neuerdings, dank den außerordentlichen Fortschritten der Chemie, in der künstlichen Herstellung feiner Riechstoffe ausgebildet. So wird z. B. das Vanillin, der Riechstoff der Vanilleschoten, aus dem Saft der Tannen und dem Nelkenöl hergestellt, und wohlverstanden, hier wie bei den folgenden Beispielen handelt es sich nicht um minderwertige Surrogate, sondern um genau denselben Stoff, den die Natur hervorbringt und den die Chemie, oft auf wunderbar verschlungenen Wegen, ihr aus billigen Rohstoffen getreu bis ins Kleinste nachzumachen versteht. So wird der Duft des Heliotrops aus der Piperinsäure kilogrammweise hergestellt. Das ätherische Oel der bitteren Mandeln, das man zuerst durch das billigere, aber bei weitem nicht so aromatische Nitrobenzol zu verdrängen suchte, kann jetzt ebenfalls durch die synthetische Chemie künstlich hergestellt werden. Das Nitrobenzol war ein Surrogat, das künstliche, echte bittere Mandelöl ist ein wirklicher, vollwertiger Ersatz des natürlichen. Ein Produkt, mit dem viel Geld verdient wird, ist jetzt auch der künstliche, aus einem Steinkohlenteerstoff hergestellte Moschus, der dem natürlichen nicht nur gleichkommt, sondern ihn sogar an Kraft oder Ausgiebigkeit des Duftes noch übertrifft. Der Preis des feinen Tongkinmoschus beträgt pro Kilogramm mehrere tausend Mark, weshalb die chinesischen Exporteure ihn gern mit kleinen Steinen oder anderen, mehr durch Schwere als durch Duft sich auszeichnenden Sachen vermischen. Der künstliche Moschus wird nur etwa um ein Viertel billiger, als der natürliche verkauft, seine Herstellung ist aber durchaus nicht sehr kostspielig.

Wir kommen nunmehr zu der Herstellung von Surrogaten, durch welche nicht Rohstoffe des täglichen Gebrauches, sondern solche der Industrie ersetzt werden sollen. Der Gummiverbrauch,

der durch die beschränkte Ergiebigkeit der natürlichen Hilfsquellen stets in gewisse Schranken gewiesen worden ist, will sich ihnen neuerdings durchaus nicht mehr fügen. Besonders die Fahrradindustrie hat den Konsum an Gummi so ungeheuer gesteigert, daß die Nachfrage nach echtem Gummi auch bei den höchsten Preisen nicht mehr befriedigt werden kann. Unter den Ersatzmitteln, mit denen man diesem Mangel abzuhelfen sucht, nimmt die Balata, in Europa seit den sechziger Jahren bekannt, wohl die erste Stelle ein. Die Balata ist, wie der Kautschuksaft, das Produkt einer Tropenpflanze, des in Guyana sehr häufigen „Bully-tree“. Die Eingeborenen haben den reichlich fließenden Saft des Baumes, eine dicke, milchartige Flüssigkeit, früher nur als Genußmittel verwendet, während jetzt von Berbice allein jährlich große Mengen von Balata ausgeführt werden. Früher fällte man die großen Bäume, um ihnen ihren ganzen Saftgehalt, 3 bis 6 Kilogramm, durch eine Menge von Einschnitten mit einem Male zu entziehen, jetzt läßt man die Bäume stehen und entzieht ihnen nur durch strichweise Entrindung ein Pfund Saft in jedem Jahre. Der aus diesem Saft hergestellte und in vulkanisiertem Zustande guttaperchaähnliche Stoff läßt sich zu vielen Zwecken an Stelle von Guttapercha und Kautschuk verwenden, so als Isolator, bei chemischen Apparaten, zur Herstellung von Treibriemen, Gummischuhen und dergleichen. Andere Kautschuksurrogate hat man durch das Vulkanisieren oder die Schwefelbehandlung von Oelen, besonders Rüböl und Leinöl, herzustellen gesucht, jedoch nicht mit sonderlichem Glück. — Ein anderes, in beschränkten Mengen vorkommendes Ersatzmittel ist das sogenannte Korrongit, ein Naturprodukt von kautschukähnlichen Eigenschaften, das in Australien in dünnen Schichten oder Stücken im Sande liegend gefunden wird, von dem man aber nicht einmal weiß, ob es mineralischen oder pflanzlichen Ursprungs ist. Eine kautschukähnliche, aber nur für einige wenige Zwecke verwendbare Ersatzmasse hat man endlich aus Roßhaaren herzustellen gelernt. Dieselben werden zunächst von allen fettigen und sauren Bestandteilen durch chemische Reinigungsmethoden befreit und dann unter andauernder Erwärmung auf 93 Grad einem starken Dampfdruck ausgesetzt, der ihr Gefüge lockert und sie in eine

zusammenhängende, konsistente Masse verwandelt. Unter Hinzufügung von immer neuen Rationen wird dieses Verfahren mehrmals wiederholt und zuletzt unter Beibehaltung des Luftdrucks die Temperatur auf etwa 150 Grad gesteigert. Das Endprodukt ist eine Art von verhärtetem, aber elastischem Kautschuk, dem jedoch die Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit des vulkanisierten Gummi fehlt.

Es ist kurios, daß man während der Bestrebungen, Kautschuk aus Roßhaaren zu machen, gleichzeitig eifrig bemüht ist, für die Roßhaare selbst, die auch einen keineswegs billigen Rohstoff darstellen, ein brauchbares Ersatzmittel zu finden. Ein Verfahren zur Herstellung künstlicher Roßhaare ist neuerdings einem Engländer patentiert worden. Die Fasern der Kokosnuß oder der Agave werden zu diesem Zweck in einer Lösung von kaustischem Natron gekocht, mehrfach gewaschen und durch andere chemische Prozesse ihres Dextrins und aller anderen unelastischen Bestandteile beraubt. Die Fasern werden dann getrocknet, gefärbt, mit Schellack imprägniert, durch Alkohol wieder davon befreit und allerhand anderen Kunststücken unterworfen, um zuletzt, wenn nicht als echte Roßhaare, so doch als ein ihnen sehr ähnliches und gleichwertiges Produkt aus allen diesen Prüfungen hervorzugehen.

Gerade auf die Imitation von Faserstoffen hat sich übrigens die Technik stets mit großer Energie geworfen, wahrscheinlich weil das weite Verwendungsgebiet der Faserstoffe und die, wenn auch große, so doch nicht unerschöpfliche Produktionsfähigkeit der Natur an Flachs-, Baumwoll-, Woll- oder Seidenfäden die Nachahmungskunst besonders reizten. Fast gleichzeitig sind neuerdings gelungene Versuche gemacht, das Holz und den Torf zu spinnfähigen Fasern zu verarbeiten. Im Jahre 1897 wurden zuerst auf der Leipziger Gewerbeausstellung hölzerne Kleider resp. ihr Herstellungsprozeß gezeigt, d. h. Kleiderstoffe, die zu einem Zehntel aus Baumwolle und zu neun Zehnteln aus besonders vorbereiteten und dann von gewöhnlichen Spinnmaschinen versponnenen Holzfasern gewebt wurden. Mit der Herstellung feinen und haltbaren Garns aus Torffasern dagegen beschäftigt sich eine neuerdings patentierte Erfindung von E. Geige, die jedenfalls sehr zeit-

gemäß ist, denn angesichts der ungeheuren Torfmoore des Deutschen Reiches und anderer Teile von Europa ist man noch immer im Zweifel, ob man diese Reichtümer an Torf durch einen elektrischen Prozeß, der erst erfunden werden soll, in Kohlen verwandeln, ob man sie an Ort und Stelle in riesenhaften Elektrizitätswerken verfeuern und die erzeugte Energie durch Drähte fortleiten oder in Gestalt von Calciumkarbid versandfähig machen oder ob man sie endlich ganz ruhig in ihrer gegenwärtigen Gestalt belassen und auf die aus ihnen zu erzielende Bereicherung des Volksvermögens um einige Milliarden großmütig verzichten soll. Vielleicht verwirft man alle älteren Pläne und verwandelt unsere ganzen Torfmoore in Kleider. Das Verfahren dazu ist ja ganz einfach. Der Torf wird gestochen, getrocknet, zerkleinert, durch Alkalien ausgelaugt, noch weiter zerfasert, teils in Cellulose verwandelt, und durch einige andere Prozesse in einen indifferenten, weichen, gleichmäßigen Faserstoff verwandelt, der alsdann der weiteren Behandlung auf der Spinnmaschine harrt. —

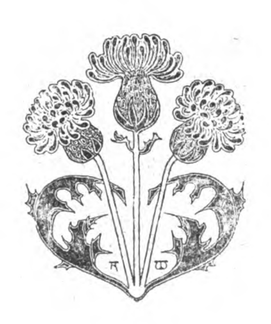
Die Fabrikation künstlicher Seide wird nach verschiedenen Verfahren schon seit langer Zeit in großen Fabriken betrieben, und wie man beim Einkauf wirklich echter Seide niemals wissen kann, ob dieselbe nicht durch metallische Farben derart beschwert ist, daß man ebenso viel Eisen oder Zinn wie Seide bekommt, so kann man sich bei billigen Seidenstoffen, selbst wenn wir von der mit künstlichem Seidenglanz versehenen Baumwolle absehen, immer noch fragen, ob man wirklich den edlen Spinnstoff der Seidenraupe oder nicht vielmehr ein Surrogat besitzt, das einst als das Kernholz einer hochstämmigen Tanne in irgend einem Waldgebirge bessere Tage gesehen hat. Uebrigens haben die aus Holz oder Baumwolle hergestellten Seidensurrogate noch einen wertvolleren Nebenbuhler in der Meerseide oder dem Byssus, einem schon den alten Indern und Phönikiern bekannten Rohstoff der Textilindustrie. Der Byssus oder die Muschelseide wird mit einer Beimischung von echter Seide zu einem äußerst feinen, goldig schimmernden, die echte Seide an Widerstandsfähigkeit noch übertreffenden Gespinst verarbeitet und darf demnach den eigentlichen Surrogaten kaum beigezählt werden.

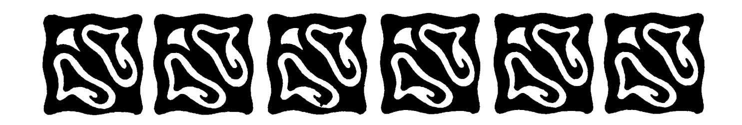
Es liegt auf der Hand, daß die seltensten und kostbarsten Rohstoffe der Natur am meisten der Nachahmung unterliegen. Wo erweist sich die Technik der Fälschung kunstreicher als bei der Nachahmung von Diamanten und Perlen, von Gold-, Silbermünzen und dergl. Den Bernstein sucht man durch eine ganze Menge von wertloseren Surrogaten zu ersetzen, von denen das Ambroid, aus Bernsteinabfällen mit Hülfe von Aether und heißem Schwefelkohlenstoff zusammengeschmolzen, noch das relativ wertvollste ist. Unendlich ist die Menge der nach und nach versuchten Elfenbeinfälschungen, aber nur wenige davon haben auch nur einen beschränkten, dem Elfenbein in einer oder der anderen Eigenschaft gleichkommenden Wert. In Frankreich soll es gelungen sein, ein dem Elfenbein recht ähnliches Produkt aus denselben Elementen, aus denen der echte Rohstoff besteht, künstlich zusammenzubrauen. Das Elfenbein besteht aus Kalk, Phosphorsäure, etwas Leim und vielerlei anderen Ingredienzen, über die wir in unbeschränktem Maße verfügen, aber wie schwer ist es, durch Kunst das zuwege zu bringen, was die Natur durch die einfachen Prozesse des Werdens und Vergehens täglich schafft. Immerhin kommt es auf den Versuch an. Ist es doch, wie oben gezeigt wurde, der modernen Chemie auch gelungen, einige der schönsten und seltensten Riechstoffe künstlich nachzuahmen. Für die Elfenbeinfabrikation hat man demnach Aetzkalk mit Wasser zum Löschen angestellt, und während dieser Prozeß noch im Gange war, eine Lösung von Leim und Phosphorsäure und einen nach dem natürlichen Verhältnis bemessenen Zusatz von kohlensaurem Kalk, Magnesia und Thonerde hinzugefügt. Die ganze Masse wird lange und sorgfältig durchknetet, nach 24 Stunden in Formen gepreßt und endlich in einem heißen Luftstrom getrocknet. Nach einigen Wochen soll das Produkt die Farbe, Härte und Elastizität des echten Elfenbeins annehmen. In den praktischen Gebrauch scheint übrigens dieses Surrogat, wenn wir von der massenhaften Verwendung der geringwertigen sogenannten Elfenbeinmasse absehen, bei deren Ankauf ein jeder schon durch den Preis darüber informirt wird, was er erhält, wenig oder gar keinen Eingang gefunden zu haben. Vielleicht ist einem anderen jüngst entdeckten Elfenbeinsurrogat

eine bessere Zukunft beschieden. Man will dasselbe in den Früchten eines im Innern Afrikas wachsenden palmenartigen Baumes, **Phytelephas macrocarpa**, gefunden haben. Die Kerne dieser Baumfrucht, unter sehr starkem Druck zusammengepreßt, sollen nach dem Erhärten dem Elfenbein sehr ähnlich werden und auch die Eigenschaften desselben, besonders seine große Elastizität, erhalten. Ob man auch hier zu rosig sieht, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls wird für die Menschheit, wenn es mit dem Abschlachteu der Elefanten in der bisherigen Weise weiter geht, über kurz und lang nichts weiter übrig bleiben, als sich auch mit minderwertigen Surrogaten zu begnügen.

Mehr Glück als mit der Herstellung der seltenen und wertvollen Naturprodukte hat die Technik bei der Surrogatfabrikation für minder edle Rohstoffe gehabt. Die Fabrikation der Kunststeine, sowohl des Sandsteins als des Marmors und aller anderen Hausteine, wird gegenwärtig in großem Umfange betrieben. Die Natur hat zwar alle diese Gesteine in nahezu unbegrenzten Quantitäten hervorgebracht, allein bei ihrer Schwere und bei den Massen, in denen sie verwendet werden, liegt ihr Wert viel weniger in ihrem Vorhandensein an sich, als in der auf ihr Losbrechen und ihren Transport verwandten Arbeit, und in Gegenden, wohin die natürlichen Hausteine aus weiter Entfernung geschafft werden müssen, lohnt sich ihr Ersatz durch künstliche, sofern nur die letzteren annähernd dieselben Eigenschaften haben, unter allen Umständen. Zur Herstellung von künstlichem Sandstein wird reiner, gewaschener Sand oder scharfer Flußkies mit Cement vermischt, mit Wasser angerührt und in passende Formen gepreßt. Nach einigen Tagen werden sie aus der Form genommen, nach einigen Wochen sind sie erhärtet und können beliebig transportiert und bearbeitet werden. Diese Fabrikate geben dem natürlichen Sandstein in der That nichts nach und man beginnt neuerdings selbst zum Ersatz für Ziegelsteine in Gegenden, wo das Hauptmaterial der letzteren, ein geeigneter Thon, fehlt und dafür Sand im Ueberfluß vorhanden ist, Sandsteinziegel von etwas geringerer Festigkeit, aber auch geringerem Preise als die gebrannten Ziegel, in großen Mengen herzustellen. Außer dem Sandstein ist der

Granit und der Marmor am meisten nachgeahmt worden. Interessant ist ein Verfahren, natürliche Kreide oder porösen Kalkstein in festen Marmor von beliebiger Farbe und Aderung zu verwandeln. Erst werden dem Kalksteine in einer Lösung von Gummi, Terpentin und Eisensalzen in Wasser und durch ein zweites Bad von Eisen-, Kupfer- oder Zinkvitriol die Adern beigebracht. Die Färbung des Steines geschieht ebenfalls in Metallbädern von verschiedener Zusammensetzung, dann gelangt der Stein auf 36 Stunden in einen mit Dampf geheizten Trockenofen und wird zuletzt durch ein Zinkvitriolbad an seiner Oberfläche so weit gehärtet, daß man ihn wie echten Marmor schleifen und polieren kann. Eine ausgedehnte Industrie ist endlich auch die Herstellung künstlicher Pflastersteine geworden, da einerseits die natürlichen Steine aus Granit oder Basalt in gebirgsarmen Gegenden sehr teuer sind, und andererseits in den Schlackenmassen der Eisenhütten, sowie der starken Aschenproduktion der Städte Rohmaterialien für die Fabrikation künstlicher Steine hinreichend zur Verfügung stehen.





Eine geheimnisvolle Weissagung.

Roman von Eufemia Adlersfeld-Ballestrem.

(Nachdruck verboten.)

„Nur der Mensch ist glücklich, der sein Glück nicht dem Glücke verdankt!"



Hui — wie das saust, als käme das Glück geflogen," lachte Elisabeth Fuchsius, indem sie ihr Matrosenhütchen von weißem Stroh fest hielt gegen den brausenden Lufthauch, der vom Thal herauf zu kommen schien und eine Welle von Tannenduft mitbrachte, der kräftig und belebend das junge Paar umwehte, das auf der „Felsenbrücke" stand, hoch über dem alten Schlosse Hochbaden.

„Das Glück!" wiederholte Sir Donald Mac Catrine*), den Blick von dem herrlichen Landschaftsbilde losreißend, um ihn sinnend auf seine Nachbarin zu heften, deren liebreizendes Antlitz vom Lufthauch rosig gefärbt war, — oder war's der Lufthauch nicht allein, sondern auch der Blick aus seinen schönen, etwas verträumten, dunklen Augen? „Das Glück! Was verstehen Sie unter Glück? Und meinen Sie wirklich, daß es, wie Sie sagen, geflogen kommt und man nur zugreifen muß, um es zu halten und sich zu eigen zu machen? Mehr noch, — glauben Sie an das Glück?" —

„Viel gefragt, Sir Donald," erwiderte sie, immer noch mit der kecken Bergluft um ihren Hut kämpfend, aber sie lachte nicht mehr, weil ein eigener Klang in seiner Stimme

*) Sprich: Mack-Katrein.

sie warnte, daß er nicht bloß gedankenlos und um des Fragens willen fragte — es lag fast eine Angst in seinem Ton, und das wirkte bei dem breitschulterigen Riesen nicht lächerlich, sondern es machte eine ganz eigene Saite im Herzen der Hörerin erbeben.

„Zunächst — ob ich an das Glück glaube? Ja, dreimal Ja, Sir Donald! Mein Gott, ich bin zwanzig Jahre alt — da ist's doch keine Schande, zu gestehen, daß man an das Glück glaubt, daß man es noch als etwas Märchenhaftes erwartet! Ich möchte wissen, ob es Menschen giebt, die mit zwanzig Jahren schon verlernt haben, an das Glück zu glauben? Und was ich darunter verstehe? Nun, eben das Glück — eine Sache, die einen unbeschreiblich froh, zufrieden, selig und glücklich macht! Freilich wohl fliegt's durch die Welt, greifbar und bestimmt für alle Menschen — nur, daß ihrer so viele sind, die's nicht sehen können, die zu langsam sind, es im rechten Augenblick zu erfassen und zu verfolgen, wenn's einem entwischen will, die nicht die Kraft und den Mut haben, darum zu ringen —“



Sie hielt tiefatmend inne.

„Und den Mut hätten Sie?“ fragte er wieder.

„Den Mut hätte ich!“ rief sie, wieder lachend, im Bewußtsein ihrer Kraft, mit blitzenden blauen Augen. „Da käm' es bei mir schön an, das Glück, wenn es dächte, es könnte sich gerad' nur so von mir fangen lassen, um mir direkt durch die Finger zu schlüpfen auf Nimmerwiedersehen! Herrgott, da sollte es einen schweren Stand haben — fest klammern würde ich mich daran und ringen würde ich mit ihm, bis ich unterliege oder bis ich es bezwungen habe! Ich glaube, es verlieren darum so viele Menschen den Glauben an das Glück, weil sie nicht die Kraft haben — ich meine die innere Kraft, darum zu kämpfen, denn das denke ich auch nicht, daß es allen Leuten direkt in die Arme fliegt!“

„Wer's so auffassen könnte — wer sich soviel Kraft zutraute!“ sagte Sir Donald halblaut mit bewunderndem Blick auf seine Gefährtin auf schwindelndem Steg.

„Kraft!“ wiederholte Elisabeth Fuchsius. „Wer den Willen hat, der hat auch die Kraft. Und da doch jeder Mensch ein Anrecht hat auf das Glück, so muß ihm auch die Kraft gegeben sein, darum zu kämpfen!“ —

„— Da doch jeder Mensch ein Anrecht hat auf das Glück!“ wiederholte Sir Donald sinnend. „Ja, hat denn das jeder Mensch? Giebt es keine Gezeichneten, an denen das Glück in so weitem Bogen vorüber geht, daß sie es gar nicht ergreifen können?“ —

„Nein, solche giebt's nicht,“ sagte Elisabeth mit solch fester und fröhlicher Zuversicht, daß selbst der allerschwärzeste Pessimist zum mindesten gestutzt hätte.

Sir Donald war Pessimist und er stutzte auch — aber nur für einen Moment.

„Doch,“ sagte er, wenn auch eine gewisse Unsicherheit durch seinen Ton klang, „doch. Es giebt solche Menschen und ich bin einer von ihnen!“

Elisabeth sah ihn mit ihren großen, offenen blauen Augen einen Moment sprachlos vor Erstaunen an — dann aber lachte sie gerade heraus.

„Das glaube, wer will, ich nicht!“ erklärte sie entschieden, so entschieden, daß es dem Manne ganz warm ums Herz wurde und er mitlachen mußte, eigentlich ganz wider Willen.

„Das muß ich aber besser wissen," behauptete er dann.

„Bewahre, das weiß man oft selbst nicht," entgegnete Elisabeth seelenruhig. „Das wären ja Abnormitäten der Schöpfung, die kein Recht hätten aufs Glück. Natürlich, es mag ja Menschen geben, die dies Recht verwirkt haben, aber vorher, ehe das geschah, müssen sie's besessen haben. Und offen gesagt, Sie sehen nicht aus, als ob Sie durch irgend eine Unthat Ihr Anrecht an das Glück verscherzt hätten." —

„Danke!" entgegnete Sir Donald ernsthaft. „Es könnten das aber andere für mich gethan haben —"

„Andere für Sie!" erwiderte Elisabeth erstaunt und fügte kopfschüttelnd hinzu: „O, ich weiß — das sind Spitzfindigkeiten, Stoffe für Ibsensche Dramen und so weiter. Nein, nein — machen Sie sich darüber keine Gedanken, Sir Donald, das Glück ist für Sie ebenso da wie für andere auch; Sie müssen nur die Augen aufmachen und es suchen, und wenn Sie's haben, dann fest halten! Fest halten, wie's liebe Leben!" —

„Das will ich! Bei Gott, ich will's!" rief Donald und reckte und dehnte seine mächtige Gestalt, als erwachte er aus einem Traume, und ehe Elisabeth sich's versah, hatte er seinen Arm um ihre schlanke Gestalt geschlungen und sie an seine Brust gezogen. „Jetzt werden wir gleich sehen, ob das Glück auch bei mir bleiben will!" —

Das „Glück" aber rührte sich nicht. Freilich, die Felsenbrücke ist nur ein schmaler Steg, halbmeterbreit höchstens, das Gefühl der Sicherheit nicht gewährend — —

„Will oder nicht — es muß, denn wenn ich mich hier entrüstet losreiße, dann liegen wir beide drunten im Abgrund und haben die Glücksfrage damit endgültig erledigt," sagte Elisabeth mit einem Anflug ihrer gewohnten Art, aber durch den sonst so freien, harmlosen Ton zitterte eine Bewegung wie von verhaltenen Thränen.

Sir Donald löste sofort seinen Arm von ihrer Gestalt und trat mit zwei Schritten nach rechts auf den schmalen, aber sicheren Weg auf festem Boden. Dort blieb er stehen und breitete beide Arme aus.

„Ich weiß,“ sagte er dabei, „man darf das Glück nicht zwingen wollen und dort auf der Brücke war's Zwang. Hier aber ist keine Gefahr mehr —“

Eine Weile noch blieb Elisabeth zaudernd auf der Brücke stehen — ihr reizendes Gesicht war erst weiß geworden, weil alles Blut ihr zum Herzen geströmt war, das es nun in heißen Wellen wieder zurücksandte in ihre weißen Wangen, — die Rechte hielt den immer noch bedrohten Hut fest, während die Linke die rohe Holzstange des Geländers faßte. So stand sie, ein Bild unaussprechlich lieblicher Jugend, ein Weilchen, aber nicht lange, denn Elisabeth war weder prüde noch überbildet, noch in irgend welcher Weise abhängig von vorurteilsvollen Vorstellungen — einmal entschlossen, machte sie die drei, vier Schritte vorwärts, ohne Zögern, den ausgebreiteten Armen entgegen, die sich mit einem tiefen, freudig bewegten „Ah!“ ihres Besitzers um die lichte, schlanke Gestalt schlossen, die nun aus eigenem, freiem Willen ihrem Herzen gehorchte, das ihr diesen Weg gehen hieß.

Wo das Glück allzu groß ist, findet es meist keine Worte, und so standen die beiden denn auch stumm, wortlos unter dem blauen, sonnigen Himmel — unter ihnen starrten die Felsen und rauschte der Hochwald in der bewegten Sommerluft — „als käm' das Glück geflogen“! — So war's gekommen für die beiden, auf Tannenduft in hehrer, herzbewegender Bergeinsamkeit, hin über die dunklen, träumerischen Höhen des Schwarzwaldes, her durch die nebeldämmernde Ferne des Rheinthales, aus dem der Turm des Straßburger Münsters herüberragt als ein Wahrzeichen menschlicher Kraft und Intelligenz. Und hier oben störte kein Laut den ersten, weihevollen Moment, da zwei Herzen sich gefunden für Zeit und Ewigkeit. Das Summen der Bienen, die über den bunten Bergblumen gaukelten, das leise Knistern des Holzes, wenn ein Reh wechselte, das Rauschen des Waldes und das Raunen in dem niederen Laubholz, das war alles, was hier oben zu hören war, und das störte nicht, sondern hob die Weihe dieser sonnendurchflimmerten Nachmittagsstunde, — un des giebt ja auch ein Schweigen, das beredter ist als Worte. Und wer weiß

auch, wie lange das junge Paar hier oben gestanden hätte, wäre nicht ein Raubvogel aufgeflogen im Gehölz; sein schwerer, lauter Flügelschlag schreckte sie auf aus ihrem seligen Schweigen.

* * *

Drunten, im ehemaligen Burghof des alten Schlosses Hochbaden, saß Ihre Excellenz die verwitwete Generalin Fuchsius, Elisabeths Tante, bei einer Tasse Kaffe und einem mächtigen Stück Gugelhupf, aus dem sie die Rosinen mit der Stricknadel herauspolkte, wenn sie dieselbe nicht zum Stricken benutzte.

Ihre Excellenz Frau Generalin Fuchsius saß im Burghofe bei Kaffee und Kuchen, weil es hier weniger „zog" als auf dem weiten Plan vor dem Burgthor, und sie hatte die übrigen Plätze ihres Tisches großmütig einigen Bekannten überlassen, die auch heraufgekommen waren im Schweiße ihres Angesichtes.

„Aber wo ist denn Ihre liebe Nichte, Fräulein Elisabeth?" war natürlich eine der ersten Fragen der erhitzten Freunde.

„Elisabeth? Ach, die wollte durchaus auf die Felsen hinauf. Na, Sie können sich denken, daß ich mich bedankt habe, die achthundert steilen Felsenstufen hinaufzukraxeln," war die zwar nicht ganz klare, aber doch recht beruhigende Antwort.

„Ah — und da ist Ihr Fräulein Nichte allein gegangen? Nun, es ist ja nicht gerade gefährlich, aber doch für ein so junges Mädchen allein immerhin gewagt —"

„Allein ist sie auch nicht gegangen!" erklärte die Generalin, ihren Gugelhupf bearbeitend. „Nein, der Baronet — wie heißt er doch? — war mit uns gekommen und hat Elisabeth begleitet."

„Ah!" — Ein kurzes Schweigen folgte dieser Mitteilung, dann im liebenswürdigsten Tonfall: „Aber meinen Excellenz nicht, daß dies noch gefährlicher ist, als allein?"

„Wieso?" fragte die Generalin, die trotz der in ihrer Jugend gepredigten Prinzipien eine verhältnismäßig harmlose Natur war.

„Nun, weil — es ist doch schon aufgefallen, daß der Baronet Fräulein Elisabeth in seiner Weise stark den Hof macht."

„Und da meinen Sie, ist Gefahr im Verzuge, daß die beiden sich oben verloben könnten? Hören Sie, ich weiß aus

ganz sicherer Quelle, daß der Baron kein Rothschild ist — soll nichts weiter haben, als einen alten Steinkasten von Schloß im Norden Schottlands mit nichts als Felsen rings herum und ein paar elenden Haferstoppeln dazwischen. Der wird ganz genau wissen, daß Elisabeth noch weniger hat, — darüber können Sie ganz ruhig sein."

„Hm, wirklich? Wie interessant! Na, und Fräulein Elisabeth — sie lebt ja wohl ganz bei Excellenz!"

„Seit ihr Vater tot ist, der meines Seligen Bruder war," nickte die Generalin. „Waren Zwillingsbrüder, die beiden Füchse, sind zusammen eingetreten, zusammen avanciert, beide als Generale gestorben. Na, und da ich keine Kinder, aber doch wenigstens eine Witwenpension habe, so ist Elisabeth zu mir gekommen. Gutes Mädel, die Elisabeth, würde ihr gute Partie von Herzen wünschen —"

„So hat Fräulein Elisabeth außer Ihnen keine Verwandten?"

„Doch. Ein jüngerer Bruder meines Mannes lebt noch, Professor Fuchsius. Berühmter Professor, ist Altertumsforscher. Unverheiratet. Daher keinen festen Wohnsitz — 'mal Berlin, Wien, Paris, Petersburg, Stockholm, London — was weiß ich! Würde wohl Elisabeth zu sich nehmen, wenn ich stürbe. Besser wär's freilich, sie fände eine gute Partie. Aber wer nimmt denn heutzutage ein armes Mädel? Wer Geld hat, muß auch noch eine Reiche haben, anders geht's nicht!"

Die Bekannten der Generalin erklärten nach dieser interessanten Auseinandersetzung, vor dem Kaffee den Turm des Schlosses besteigen zu wollen — erst die Pflicht und dann das Vergnügen! Unter Zurücklassung diverser Hüllen und Pompadours unter dem Schutze der Generalin wurde denn auch aufgebrochen und Mama Fuchsius blieb allein zurück und hatte nicht übel Lust, das für Elisabeth bestimmte Stück Gugelhupf auch noch zu attackieren, doch ehe sie noch diesen Plan ausführen konnte, erschien Elisabeth zum Glück im Burghof, gefolgt von Sir Donald.

„Waren wir lange fort, Tantchen?" war ihr erstes Wort, und der Generalin, die ihre Nichte kannte, kam es vor, als ob die Stimme des jungen Mädchens zitterte.

„Na — 's ist ja auch ein langer Weg, hab' ich mir

sagen lassen," erwiderte sie freundlich, aber mit einem scharfen Blick auf das rosige Gesicht und die leuchtenden Augen ihrer Nichte. „Jetzt soll dir der Kaffee schmecken, was? War oben viel zu sehen?"

„O, so viel Herrliches!" rief Elisabeth, und Sir Donald setzte hinzu:

„Ungewöhnliches sogar, Excellenz! Wir haben das Glück fliegen und kommen gesehen."

„Waaas?" fragte Mutter Fuchsius.

„Das Glück," wiederholte Sir Donald. „Wenigstens ich hab's dafür angesehen."

„Ich auch," sagte Elisabeth mit einem seligen Lächeln.

Excellenz rückte sich die Brille, die sie zum Stricken brauchte, auf die Stirn, stemmte die Hände mit Stickerei und Nadel gegen die Seiten ihrer umfangreichen Taille und sah erst ihre tief errötende Nichte und dann den Baronet an, der die dunklen Augen seines männlichen, sonnverbrannten Gesichtes mit seltsam sprechendem Ausdruck auf sie heftete.

„Soll das auf Deutsch heißen, daß ihr euch — verlobt habt?" fragte sie mit der schönen, aber rücksichtslosen Deutlichkeit, durch welche sie schon zu Lebzeiten ihres Gemahls in dessen diversen Offizierskorps berüchtigt gewesen.

„Tantchen —" begann Elisabeth, noch tiefer erglühend, aber Sir Donald sagte einfach:

„Ja, gnädige Frau, das haben wir gethan. Und wir hoffen von Herzen, daß Sie Ihren Segen dazu geben werden!"

„Papperlapapp! Einen Kuckuck werde ich thun," sprudelte Ihre Excellenz los. „Mensch, wissen Sie denn nicht, daß Elisabeth arm ist und nichts hat?"

„Ich weiß es, aber es schadet nichts, denn ich habe genug für sie und mich," erwiderte dieser mit voller Ruhe, aber einem leisen Lächeln.

„Na, hören Sie 'mal — was verstehen Sie denn darunter?" fragte Excellenz mißtrauisch.

„Tante!" beschwor Elisabeth ihre Wohlthäterin, den Thränen nahe.

„Davon verstehst du nichts, ist aber meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, danach zu fragen," erwiderte die Generalin

unbewegt. „Altes Rattennest von Schloß in Schottland — habe ich gehört — kann da 'n Mensch von leben?“

„Von dem Schloß?“ wiederholte Sir Donald. „Es ist zwar seit siebenhundert Jahren im Besitz meiner Familie, aber davon leben — — Man kann heutzutage kaum mehr darin leben. Aber ich habe noch ein sehr hübsches Landhaus mit Park und sonst noch genug, um recht bequem da wie dort leben zu können. — Elisabeth soll es an nichts fehlen, wenn sie nicht gerade fürstliche Ansprüche macht,“ setzte er lächelnd hinzu.

„So — na, das ist ja recht schön,“ brummte Excellenz. „Familie ist auch gut, nehme ich an —“

„Die Mac Catrines gehören zu den ältesten im Lande,“ sagte Sir Donald höflich, aber nun doch etwas steif, denn man durfte wohl seinen Besitz anzweifeln, nicht aber seine Familie.

„Nun kommt aber der Haken,“ fuhr Excellenz fort, — „Elisabeth ist bürgerlich, und wenn Ihre Familie etwa darüber die Nase rümpfen will —“

„Ich bin der Letzte und Einzige meines Namens und keinem Menschen Rechenschaft schuldig von meinen Handlungen,“ erklärte Sir Donald sehr ruhig und geduldig. „Zweitens kommt es nicht auf den Rang an, sondern auf die Bildung, und drittens sind unsere Adelsverhältnisse anders als hier. Die Tochter des Generals Fuchsius wird niemand als nicht ebenbürtig ansehen und die Königin wird sie ebenso empfangen, als wäre sie eine Herzogstochter.“ —

„Na,“ sagte Excellenz mit einem tiefen Seufzer, indem sie in der Zerstreutheit anfing, Elisabeths Kuchen aufzuessen, „na, da wäre ja alles in Ordnung und ich habe meine Pflicht gethan. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, — aber na, 's ist nun 'mal, wie 's ist. Ich wünsche euch also lauter Glück und Segen, lieben Kinder — komm, Elisabeth, laß dich küssen!“

* * *

Es war am Tage nach der Verlobung Elisabeths mit Sir Donald. Die Maiensonne lachte heller hernieder als je zuvor, der Kreuzdorn und Goldregen blühten, die Vögel jubilierten, und der Tau lag noch funkelnd und glitzernd auf

den Gräsern, als Sir Donald vor der prächtigen Renaissancepforte des Kaiserin Augusta-Bades stand und auf seine liebliche Braut wartete, welche ihre Tante eben zur Bade- und Heilgymnastik-Kur drinnen „abgab".

„Sie ist besorgt und aufgehoben!" rief Elisabeth, fröhlich die Stufen herabspringend. „In zwei Stunden hole ich sie wieder ab, die gute alte Tante, und bis dahin können wir einen Spaziergang machen. Ist das nicht herrlich? Aber wohin?"

„Wo nicht zuviel Menschen hinkommen, Liebste," erwiderte Sir Donald. „Ich habe dir nämlich Wichtiges zu sagen!" —

„Ah!" sagte Elisabeth, sein Gesicht musternd, dessen feste, ruhige Züge selten den Ausdruck wechselten, während seine Augen, sozusagen meist nach Innen gerichtet, viel eher etwas von seinem Fühlen verrieten. „Ah — an solch' schönem Morgen ist es aber ganz unerlaubt, solche Augen zu machen, als ob das Herz in Unruhe wäre. Ist es das?" —

„Doch, ja — ein wenig — sehr!" gab er mit halbem Lächeln zu.

„Nun," erwiderte Elisabeth herzlich, „dann ist's freilich gut, daß du mir's vertrauen willst, denn dazu habe ich nicht nur seit gestern das Recht, nein, es ist auch meine heilige Pflicht, mein redliches Teil von der Bürde zu übernehmen. Was aber den rechten Platz betrifft, so sehe ich nicht ein, weshalb wir dazu nicht die mit Recht so beliebte Seufzerallee benutzen sollten, die um diese Zeit ziemlich leer ist!"

„O ja — gehen wir auf alle Fälle in die Seufzerallee," sagte Sir Donald mit dankbarem Blick auf seine holde Lebensgefährtin in spe, und von den Dingen, die sie sahen, redend, schlenderten sie die Gernsbacher Straße hinauf. Sie wandelten den schönen Gang fast bis zum Ende hinab und wählten dann eine Bank mit der Aussicht auf die tannenbedeckte Höhe des „Merkurs", wie der große Raufenberg allgemein genannt wird, weil man auf ihm einen römischen, dem Gott Merkurius geweihten Opferstein gefunden.

„Heut interessiert mich der Gott Merkur nicht," erklärte Elisabeth auf eine Bemerkung ihres Verlobten. „So gern ich sonst an seinem Altar droben gestanden, die Gegenwart fordert

heut ihre Rechte an meine Aufmerksamkeit, denn nun möchte ich wissen, was du mir zu sagen hast, Donald!"

Der Baronet holte einen tiefen Seufzer aus seiner breiten Brust herauf, und ein Ausdruck von Schmerz und Unruhe ging über seine sympathischen Züge.

„Der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf," sagte er nach einer Weile, „denn, daß ich's nur im voraus gestehe, ich wandle in Nacht und Betrübnis und bin dabei voller Hoffnung, daß du, Elisabeth, mich wieder zum Lichte führen wirst."

„Das ist das vernünftigste Wort, was du heut noch geredet hast," versicherte Elisabeth treuherzig und mit sonnigem Lächeln. „Schon mein lieber seliger Vater sagte immer, ich hätte Macht über das Licht, es sei ein Teil von mir selbst. Nun denn, wohin soll ich leuchten?"

„In meine Seele," entgegnete Sir Donald. „Ich habe, nachdem ich gestern so glücklich gewesen, dunkle Stunden durchgemacht, Stunden der Reue —"

„Aber Donald!"

„Der Reue, weil ich nicht stark genug war, der Versuchung zum Glück zu widerstehen. Denn ich habe kein Recht an das Glück, ich bin ein Gezeichneter, der einsam bleiben muß bis — bis zum Ende!"

„O Donald, welche Idee —"

„Und es ist meine Pflicht, dir das zu sagen, Elisabeth, und dich zu bitten, mir zu verzeihen, daß ich mich gestern hinreißen ließ, gegen meine Bestimmung zu rebellieren und dich bat, das Leben mit mir zu teilen, das mir nicht mehr gehört —"

Er brach jäh ab, und nun war es an Elisabeth, tief Atem zu holen.

„Für diese Auffassung giebt es nur zwei Erklärungen," sagte sie freundlich. „Entweder — du bist schon verlobt oder — oder vermählt, oder du hast dein Wort verpfändet, Priester zu werden."

„Wäre ich vermählt oder wollte ich Priester werden, dann wäre ich ja ein Ehrloser gewesen, dir zu sagen, daß ich dich liebe und dich bat, mein Weib zu werden," entgegnete Sir Donald ruhig. „Aber ich bin ein Mac Catrine, die im Lauf der Zeiten wohl viel verloren, nur ihre Ehre nicht."

„Nun also!“ rief Elisabeth herzlich und atmete wie befreit auf. „Mir scheint, du hast schon recht mit deinem Vertrauen auf meine Lichtkünste. Heraus damit, was ist's?“

„Ich habe nur noch wenig mehr über sieben Monate zu leben,“ war die halb abgewendet gegebene Antwort.

Elisabeth war bei diesen schrecklichen Worten unwillkürlich aufgesprungen, aber sie faßte sich rasch. Wieder auf der Bank Platz nehmend, legte sie ihre Hand leicht auf die ihres Verlobten.

„Aber Donald — wie kann man nur die Leute so erschrecken,“ sagte sie mit leicht bebender Stimme. „Wie kannst du so etwas sagen?“

„Ich will versuchen, es zu erklären,“ sagte er müde. „Aber ich fürchte, es ist etwas unbegreiflich für — für einen nüchternen und logisch denkenden Kopf. Doch ich muß es versuchen. Vorher noch eins: ich sah dich neulich mit einem Landsmann von mir sprechen, dem Lancer-Kapitän, welcher der Gesandtschaft in Berlin attachiert ist — — hat er dir nichts über mich gesagt?“

„Doch,“ erwiderte Elisabeth prompt, „er hat dich einen vortrefflichen Menschen genannt.“

„Und sonst nichts?“

„Nichts, als daß er dich lange schon kennt und mit dir befreundet ist. Er gab dir — nun erinnere ich mich — einen Beinamen, den ich aber wohl nicht richtig verstanden habe. Er nannte dich den ‚Unbegrabenen‘. Na, daß du das bist, sieht doch jedes Kind!“

„Natürlich,“ erwiderte Sir Donald, unwillkürlich lächelnd. „Auf der Universität wurde ich überhaupt gar nicht anders genannt — es war ein stehender Spaß, und ich sehe, mein Freund hat sich ihn selbst im Gespräch mit dir nicht versagen können. Und doch ist's bitterer Ernst damit für unser Haus, und was ich dir zu sagen habe, Elisabeth, hängt auch mit diesem Beinamen zusammen.“

„Donald! Nun hast du mich doch gespannt gemacht! Zwar, ich seh' es dir an, daß es dir schwer wird, darüber zu reden und wenn's daher nicht sein muß, so spare es dir lieber. Eine Last scheint es dir andererseits auch zu sein, und von der hätt' ich freilich gern meine mir zuständige Hälfte gehabt, weil

ich's doch seit gestern übernommen habe, Freud' und Leid mit dir zu teilen, nicht wahr?"

„Elisabeth! Wenn du wüßtest, mit welch heißem, tiefem Dank du mein Herz für dich erfüllst! Dürft' ich schweigen — wie gern hielte ich's zurück, was ich mich verpflichtet fühle, dir zu sagen, und hinter der Pflicht verbirgt sich die stille, schöne, wonnige Hoffnung, daß du Licht in das Dunkel bringen wirst. Nun, so höre mich an! Du hast wohl schon gehört, daß wir Schottländer ein ganz eigenes Volk sind, das seit urgrauen Zeiten in einer eigenen Welt lebt, deren Ringmauern stellenweise wohl geborsten und zerbröckelt, aber bei weitem noch nicht niedergerissen und verschwunden sind. Die großartige Majestät der Bergeinsamkeit hat diese Welt geschaffen, über deren heiteren Stunden noch ein tiefer Hauch von Melancholie liegt. Manche Gabe ist dem schottischen Hochländer verliehen, die anderen Völkern fremd ist, auf die die Welt mit ungläubigem Lächeln herabsieht, wie Erwachsene auf die Spiele der Kinder, und unter diesen Gaben steht die des ‚zweiten Gesichtes' oben an. — Du machst ungläubige Augen, Elisabeth, und dein Blick hält mir so deutlich, als redete dein Mund, entgegen, daß es vermessen ist, an solche Dinge zu glauben, weil Gott der Herr uns in seiner Allweisheit die Zukunft verhüllt. Aber der Hochländer glaubt daran und ich habe selbst keine andere Wahl nach den Beweisen, die ich dafür habe. Viele Glieder unseres Hauses besaßen das ‚zweite Gesicht'. Im vierzehnten Jahrhundert war es Lady Maud Mac Catrine, die auf Catrine Castle, unserem Stammsitz, lebte und im Geruche der Heiligkeit starb. Ihr Leben war Gebet und Wohlthun und die Chronik ihres Lebens, welche der sie überlebende Burgkaplan sauber aufgezeichnet hat, berichtet von ihrer Gottseligkeit, und — von den Visionen, denen sie fast täglich unterworfen war. In diesem Zustande enthüllte sie vielen Leuten die Zukunft, nicht minder aber unserem Hause, und wenn der Geist besonders über sie kam, so griff sie zum Griffel und schrieb nieder, was vor ihrem geistigen Auge stand. Diese Niederschriften sind zumeist verloren gegangen — der Chronist hat nur einige Wenige gesammelt, von denen die eine ziemlich umfangreich ist und sich auf die Zukunft des Hauses Mac Catrine bezieht, welches das Original in einer gotischen Truhe sorgsam verwahrt

hat bis auf den heutigen Tag. Ich selbst habe erst kurz vor dem Tode meines Vaters Kenntnis davon bekommen, als er dies seltsame Vermächtnis so vieler Generationen mit der nötigen Erklärung an mich übergab und damit auch den Schlüssel eines sehr absonderlichen Brauches in unserm Hause, den die Welt natürlich kennt und der mir unter den lustigen Studiengenossen eben jenen Beinamen eingetragen hat, der dich lachen machte, Elisabeth. Den Brauch hatte ich wohl gekannt, doch nicht seine Ursache, und die lernte ich erst aus der Prophezeiung der Lady Maud kennen, die ich mit ungläubigem Staunen las und vernahm. Aber der felsenfeste, unerschütterliche Glaube meines Hauses an die unfehlbare Wahrheit dieser Weissagung liegt wohl im Blut und ich hatte nicht allzuviele Wandlungen durchzumachen, bis auch ich in ihm landete. Wie hätte ich anders gekonnt, wenn doch die Thatsachen zu mir redeten! Doch um das zu begreifen, mußt du die Prophezeiung kennen lernen. Ich habe von dieser eine Kopie gemacht. Heut Nacht habe ich versucht, eine möglichst treue Uebersetzung der Weissagung niederzuschreiben, weil ich es für notwendig halte, dich damit bekannt zu machen. Lies denn diese Worte aus verschollenen Zeiten und wenn deine klaren Augen darin einen Lichtblick für mich finden, so will ich dich segnen dafür mein Leben lang!" —

Sir Donald zog ein Portefeuille hervor und entnahm diesem ein Blatt Papier, das er Elisabeth reichte, die es ohne weiteres entfaltete und aufmerksam seinen nachfolgenden Inhalt las:

„Anno Domini MCCCLXII.

In der Dreieinigkeit und der Jungfrau Namen
Hört, was dem Haus ich kündigen muß. Amen.
Wenn je ein Mac Catrine schuldlos wird sterben,
Auf dem Schafott durch Henkers Hand verderben,
So wird es ihn im Sarge nimmer leiden,
Er muß die letzte Ruhestätte meiden.
Von da wird Ruh' kein Mac Catrine mehr haben,
Man setzet frei ihn bei denn, unbegraben,
In kühler Gruft dicht unter der Kapelle,
Auf daß er ruhe an geweihter Stelle.

— — — —

Doch zwingt man einen zu der engen Klause
Des Sarges, drohet Unheil gleich dem Hause;
Zwietracht wird es, Krankheit und Tod erreichen,
Nicht eher wird die Geißel von ihm weichen,
Bis des Begrabnen Antlitz unbedeckt
Zum Himmel blickt, bis das Gericht ihn weckt.

Und hört auch, wie das Haus dereinstens endet:
Wenn ein Jahrhundert sich zur Neige wendet,
Und eine Hundertjährige im Hause weilt,
Ein fünfzigjährig Tier ihr Dasein teilt,
Der letzte Mac Catrine im fremden Land
Ein holdes Weib, wert es zu freien, fand,
Und wählt den Sproß von jenem, ungedacht,
Der ihm den Ahn auf das Schafott gebracht,
Und des Jahrhunderts letzter Glockenschlag
Zeigt an des neuen Jahres ersten Tag,
Dann ist das End' des alten Hauses da — — —
Es geh' zum Frieden ein! Halleluja!!!

gez. Maud Mac Catrine."

„Sesam, öffne dich!" sagte Elisabeth Fuchsius, als sie bis zu Ende gelesen. „Mir ist ganz wirr im Kopfe. Begriffesschwere ist sonst nicht gerade, was man mir vorwerfen darf, aber hier strecke ich die Waffen. Ohne deiner Ahne und dir selbst zu nahe treten zu wollen — ja, verstehst du denn, was das heißen soll?"

„Lasse es dir erklären," erwiderte Donald. „Dies Dokument hat, im Original pietätvoll aufbewahrt, mehr denn 200 Jahre gelegen, ohne daß ein Ereignis eintrat, welches mit der Weissagung in Verbindung gebracht werden konnte. Nun aber begab es sich zur Zeit, als die Leidenstage der Königin Maria Stuart sich ihrem Ende zuneigten, daß Sir John Mac Catrine nach England reiste, um seiner gefangenen Herrin Geschenke etlicher ihrer Anhänger zu bringen. Ob die Ueberbringung dieser Gaben anhänglicher Herzen nur der Deckmantel war für die Einschmuggelung verbotener und gefährlicher Botschaften, Briefe und Mitteilungen — wer kann das heut wissen? Bis London gelangt, wo Sir John im Hause eines Freundes Quartier nahm, hörte er dort zu seinem Schrecken die Kunde von der eben entdeckten Verschwörung gegen das Leben der

Königin Elisabeth behufs Befreiung der Maria Stuart, und noch in derselben Nacht wurde er gefangen genommen unter der Anschuldigung, unter den Verschwörern einer der Führer gewesen zu sein. Daß Sir John nicht um das Komplott gewußt, steht absolut fest, — trotzdem fanden sich in seinem Wams, das er für die Nacht schon abgelegt, die schriftlichen Beweise seiner Schuld, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der falsche Freund die kompromittierenden Beweise der eignen Schuld in die Kleider des anderen praktizierte. Mit einer für jene Zeit merkwürdigen Eile ward der Gemahlin Sir Johns die Schreckensnachricht von ihres Gatten Einkerkerung überbracht und sie machte sich selbst auf, für seine Befreiung durch einen Fußfall vor der Königin Elisabeth zu wirken, denn sie war eine mutige Frau. Sie kam zu spät — denn als sie Londons Thore erreichte, fiel eben im Tower, dem englischen Staatsgefängnis, das Haupt ihres Gatten, und alles, was sie erwirken konnte, war, daß man ihr erlaubte, den Leichnam mitzunehmen zur Bestattung in heimischer Erde. Auf Catrine Castle angelangt, ward der Sarg vorläufig in der Schloßkapelle aufgebahrt, bis die Beisetzungsstätte in dem nahen Kloster bereit war. Doch in der folgenden Nacht wurden die Bewohner durch einen Krach aus ihrer Ruhe geschreckt, und nach der Kapelle eilend, sahen sie dort zu ihrem Entsetzen, daß der Deckel des Sarges geöffnet war. Der Tote wollte unbedeckt bleiben und das Antlitz seines unschuldig gefallenen Hauptes Rache heischend zum Himmel richten — das war allen klar. Und nun erinnerte man sich der alten Prophezeiung der Lady Maud, die bis dahin unerfüllt geruht — es wagte niemand daran zu zweifeln, daß ihr erster Teil in Erfüllung gegangen sei, und man prüfte genau ihren Wortlaut. Unter der Kapelle befindet sich ein großes, kellerartiges Gewölbe, auf zwiefacher Säulenreihe ruhend, das bisher zur Aufbewahrung von Waffen und Kleidern gedient, weil es trocken und kühl war. — Das Gewölbe wurde nun geräumt, geweiht und Sir John im offenen Sarge darin beigesetzt. Und nach ihm wurden alle Mac Catrine gleich ihm darin bestattet. Und darum hat die Welt uns den Uebernamen ‚Die Unbegrabenen‘ gegeben. — Soweit der Prophezeiung erster Teil, den zweiten wirst du, Elisabeth,

auch ohne Erklärung verstehen. Das Jahrhundert neigt sich zu Ende, in wenig mehr als sieben Monaten wird es vollbracht und das neue da sein. Ich bin der Letzte meines Namens."

Sir Donald schwieg und sah dann seine junge Braut an, die seinen fast bangen, erwartungsvollen Blick mit ihrem reizendsten Lächeln erwiderte.

„O Donald," sagte sie herzlich, „das glaubst du ja selbst nicht, daß ich, ein tapferes deutsches Mädchen, vor einem Phantom die Waffen strecken werde. Ich sehe in dem Wortlaut dieser geheimnisvollen Weissagung zunächst einige ‚Wenn'. Da ist eine Hundertjährige und ein fünfzigjähriges Tier genannt, die müßten doch zuvörderst da sein."

„Die Urgroßmutter des jetzigen Verwalters, Mistreß Granny Mordax, lebt noch auf Catrine Castle, sie hat vor zwei Monaten ihr hundertstes Lebensjahr vollendet," erwiderte Sir Donald einfach. „Ihr ständiger Gefährte ist ein Rabe. Das fünfzigjährige Tier wäre in des würdigen Peters Gestalt also auch vertreten. Und, Elisabeth, ist es nicht auffallend, daß ich, der letzte Mac Catrine, ‚im fremden Land ein holdes Weib, wert es zu freien', fand?"

„Das stimmt nur scheinbar!" rief sie mit überglücklichem Gesicht. „Die Mac Catrines werden auf ihr Erlöschen schon noch länger warten müssen, denn die Sache klappt nicht, weil meine Ahnen ganz schuldlos am Tode eures Sir John sind. Mein Vater hat oft erzählt, daß wir aus Dänemark stammen, von wo unsere Vorfahren vor etwa dreihundert Jahren in der Mark Brandenburg eingewandert sind."

„Elisabeth, bist du dessen sicher?"

„O natürlich — wir besitzen noch dänische Urkunden darüber. Nun, ist das Licht genug in dem Dunkel, trotzdem ein neues Jahrhundert auf der Schwelle steht, und all den anderen ‚Wenn' gegenüber, welche deine Ahne übrigens mit einem Raffinement zusammengestoppelt hat, um die sie ein Romanschriftsteller beneiden könnte!"

Sir Donald sah seine Braut überrascht an.

„Wie?" sagte er. „Du sprachst, als ob —"

„Als ob ich an die ganze Weissagung nicht glaubte, nicht wahr? Donald — ich will alles mit dir in diesem Leben teilen, ehrlich, redlich, ohne Wenn und Aber — doch

zu dem Glauben an die Weissagungen der Lady Maud mußt du mir mindestens Zeit lassen! Hätte sie doch ihre ‚Gesichte‘ für sich behalten! Wozu mußte sie diese Phantasien aufschreiben? Um den klaren Blick späterer Generationen zu trüben, um einen schwarzen Schleier auf das Leben eines Menschen zu werfen? O Donald, sage ehrlich: glaubst du denn auch nur an die Möglichkeit dieser Prophezeiung?“

„Ehrlich, Elisabeth: ich habe sie im ersten Augenblick für eine Unmöglichkeit gehalten,“ erwiderte Sir Donald lebhaft und setzte leiser hinzu: „Was soll ich leugnen, daß mein gesunder Menschenverstand sich heute noch dagegen auflehnt, während das Blut der Mac Catrine mich zur Unterwürfigkeit unter die Familientradition zwingt. In der einen Wagschale liegt meine moderne Erziehung — in der andern der zum mystischen Grübeln neigende Hochländergeist, der dem Glauben an das Uebernatürliche zuneigt.“

Elisabeth schüttelte energisch den Kopf.

„Willst du wissen, Donald, was diese sogenannte Prophezeiung wirklich ist? Es ist der Vorwand, den das Glück sucht, um uns wieder zu verlassen. Aber ich durchschaue die Arglist und gebe ihr nicht nach, und wenn du im stande bist, das Gleiche zu thun, so werden wir das wankelmütige Glück schon zur Treue zwingen! Kostet er dich eine große Ueberwindung, dieser Kampf mit der Tradition? Nun wohl, auch ich muß mich überwinden, um gegen die Tradition zu handeln, welche jungen Mädchen vorschreibt, sich einwandlos aus dem Gesichtskreise des Mannes zu entfernen, der ihnen das Verlöbnis kündigt. Ich bin aber stets ein wenig anders gewesen, als der Durchschnitt meinesgleichen und wage es, mich zu wehren. Das rührende Lied: ‚Brich, o Herz — was liegt daran!‘ hätte ich nie gedichtet — mir liegt sehr viel daran, weil ich mich als Gottes Geschöpf berechtigt glaube an der Teilnahme am irdischen Glücke. Und glücklich bin ich seit gestern — unbeschreiblich glücklich. Hättest du mir gesagt, Donald, du hättest dich in deinen Gefühlen mir gegenüber getäuscht und wünschtest wieder frei zu sein, dann wäre es etwas anderes, dann wäre von einem Kampf mit dem Glücke keine Rede mehr — — Donald, ist's nur diese Weissagung, die zwischen uns steht, nur diese?“

„Nur diese,“ erwiderte er feierlich und schlicht ohne jede weitere Beteuerung, und als er es dabei in Elisabeths Augen aufleuchten sah, da fügte er hinzu: „Du bist keine Hochländerin und keine vom Blute der Mac Catrine, du kannst also nicht ahnen, was in mir vorgeht. Aber du bist mutig und tapfer wie nur je eine von den altschottischen Mädchen — aus jedem deiner Worte spricht eine Liebe, die mich im tiefsten Herzen bewegt. Deine Liebe will die bedrohte Zukunft mit mir teilen, die meinige, die — Gott weiß es allein — still wie die Nacht und groß und unendlich ist wie der Himmel über uns, diese will lieber einsam verbluten, ehe sie dich in mein dunkles Geschick verwebt. Doch ich will mich gern von deinem Mut beschämen lassen — darin liegt keine Erniedrigung für mich, sondern das unendlich süße Gefühl ungeahnten, unverdienten Glückes, das der schwachen menschlichen Natur viel begehrenswerter dünkt, als eine Zukunft, die keine mehr ist. Der Himmel segne dich für deine Liebe, Elisabeth! Aber nun mache du auch das Maß dieser Liebe voll, sage dir: Der arme Donald weiß oder glaubt, daß seine Tage gezählt sind — ich darf ihm an seinem Glücke nichts verkürzen und will ihm ohne Zeitverlust als seine geliebte Frau ins fremde Land folgen. Bitte, bitte, sage das, Elisabeth!“

Elisabeth lachte — zwar ein wenig unter Thränen, aber es war doch ein leises, glückliches, zu Herzen gehendes Lachen.

„Ganz etwas anderes sage ich," behauptete sie. „Ich sage: Der arme Donald hat solche Grillen und Schrullen im Kopfe, daß es Christenpflicht ist, mit des heiligen Ehestandes kräftigem Besen je eher desto besser dagegen vorzugehen. Und was das Wann betrifft, darüber mußt du dich schon mit Tante einigen, deren Stimme dabei unerläßlich ist." —

Tante Excellenz war in diesem Punkte indes ganz zugänglich.

„Lieber heut' als morgen," versicherte sie mit der ihr eignen schönen, nur manchmal recht groben Offenheit. „Um Gotteswillen kein langer Brautstand — das hält kein Mensch aus, und wo's nicht notwendig ist, giebt's bloß ein Gezerre mit schlechter Laune, Mißverständnissen und anderen Unliebsamkeiten! Sobald mein Schwager, der Professor, als Vormund Ja und Amen gesagt, kann's meinetwegen losgehen — die nötigen Formalitäten, Papiere und so weiter kann man ja inzwischen schon erledigen. Werde dem Professor gleich schreiben — er sitzt in Dänemark, wo er die Kunstschätze des Schlosses Rosenberg studiert und daneben die Spuren unsrer Familie verfolgt, die aus Dänemark stammt. Wie gesagt also: ich hab' nichts dagegen, wenn ihr bald Hochzeit macht, denn solch' elende Egoistin bin ich — Gott sei Dank! — doch nicht, daß ich verlangte, Elisabeth sollte mich erst durch meinen Rheumatismus durchpflegen, ehe ich sie ziehen lasse. Außerdem — ich habe sechs Jahre als Braut auf die Hochzeit warten müssen, bis mein Alter Rittmeister erster Klasse wurde — ich weiß also, daß ein langer Brautstand nur schön und poetisch für die, die ihn nur vom Hörensagen kennen, sonst aber kein Zuckerlecken ist!"

* * *

Am Sankt Johannestage, also kaum sechs Wochen später, wurde Elisabeth Fuchsius in der dämmerigen, träumerischen Stiftskirche zu Baden-Baden Lady Mac Catrine.

Es war eigentlich eine lächerlich „kleine" Hochzeit, gar nicht den deutschen Ideen entsprechend, die für solch Fest die

Anwesenheit aller Verwandten bis ins neunte und zehnte Glied verlangt. Zum Glück aber für das Brautpaar und für das Portemonnaie der Tante Excellenz fand „wegen der Kur der letzteren“ (ein Vorwand à conto desselbigen Portemonnaies) die Hochzeit im fernen Baden, also sozusagen im fremden Lande statt, so daß man es niemand zumuten durfte, die weite Reise zu machen. Tante Excellenz und der befreundete Lancer-Kapitän von der Gesandtschaft in Berlin waren als Trauzeugen genügend, aber „damit die Sache doch ein bißchen feierlicher aussah“, hatte Tante Excellenz dem Moloch ihrer deutschen Ideen geopfert und ein in Baden ansässiges, nettes Ehepaar eingeladen, mit dem sie sich sehr angefreundet hatte und das seine zwei reizenden kleinen Töchter großmütig als Rosen streuende Brautjungfern stellte. Der Kirchenchor sang das wunderschöne Kirchenlied: „Komm' heiliger Geist auf uns herab!“, als der kleine Hochzeitszug aus dem blendenden Sonnenschein des strahlenden Junitages die dämmrige Kirche betrat, durch deren gemalte Fensterscheiben das Licht des Tages selbst im Hochsommer nur spärlich dringt und sich mit dem Schein der vielen Kerzen auf dem Hochaltar zu einem wunderbaren Lichteffekt vereint, den der schleierartige Duft des Weihrauchs gar fein abtönt. Die Sonne sucht vergebens ihr ureigenes Licht durch die hohen Fenster zu schicken — purpurn, blau, golden, grün und violett gefärbt nur dringt es in Chöre und Schiff und zaubert seltsame Reflexe auf die steinernen Grabdenkmäler der badischen Herrscher, die in der Krypta der Stiftskirche dem jüngsten Tage entgegenschlummern. Ja, der große Chor der Badener Stiftskirche ist ein feines Stimmungsbild in diesem Doppellichte, das auf den dunkelbraunen geschnitzten Chorstühlen sich so warm bricht und die bemalten Statuen des schönen, gotischen Altars lebendig macht, und, tiefbewegt von der Erhabenheit der Stunde, unter dem Einfluß dieser stimmungsvollen Umgebung kniete Elisabeth an der Seite ihres Verlobten vor dem Altar nieder, auf dem große Sträuße schneeweißer Lilien und purpurner Rosen siegreich durch den Weihrauch dufteten, der noch von der letzten Frühmesse her wie ein feiner Schleier über dem Chore lag und auf den bunten Lichtwellen nach oben zog.

„Von dir kommt Weisheit, Licht und Rat,
Kommt Licht und Kraft zu guter That — —
Komm', heil'ger Geist, auf uns herab!"

verklang es vom Orgelchore. Elisabeth hatte sich das Lied selbst ausgewählt — es schien ihr so passend für diese Stunde.

Und nun war es geschehen — sie waren Mann und Frau, verbunden unauflöslich, verbunden für das Leben, mochte dasselbe für sie nun Tage, Wochen, Monate oder Jahre bedeuten. In stiller Andacht knieten sie nebeneinander vor dem Hochaltar, auf dem die hohen Wachskerzen gedämpfte Lichter auf den halberblindeten Vergoldungen des Schnitzwerkes hervorriefen und auf dem die weißen Lilien süß und siegreich die Rosen überdufteten. — —

Wenige Stunden später reisten Sir Donald und Lady Mac Catrine nach ihrer Heimat ab.

Sie machten keine Hochzeitsreise, sondern gingen direkt in ihr Heim auf der Insel Wight, und Elisabeth war entzückt von dem luftigen, hellen Barockschlößchen inmitten des grünen, schattigen Parks und wäre gern länger hier geblieben, aber Donald sprach davon, daß es Sitte sei in seinem Hause, dessen neue Gebieterin so bald wie möglich auf dem Stammsitze einzuführen. So gingen sie zunächst nach London, wo die „Saison" gerade im vollen Glanze war. Donald bestand darauf, seine junge Gattin in die Häuser seiner Freunde und entfernteren Verwandten einzuführen, welche ihr mit offenen Armen entgegenkamen und mit Vergnügen die reizende junge Frau auf ihren Diners, Routs und Bällen präsentierten. Elisabeth war entsetzt über die Summe, welche ihr Gatte zur Anschaffung von Gesellschaftstoiletten für sie bestimmte, und war noch entsetzter, als eine Hoftoilette für sie notwendig wurde, denn eine ganz unerwartet angesagte Cour bot Gelegenheit, Elisabeth der Königin vorzustellen, und eine alte, scharfzüngige Herzogin, die sich Donalds mütterliche Freundin nannte, übernahm es bereitwilligst, die junge Lady Donald zu präsentieren.

„Warum machen wir das alles mit?" fragte Elisabeth, als sie nach dem üblichen Thee nach Hause kam und sich todmüde die schönen, wenn auch nicht allzu zahlreichen Familiendiamanten der Mac Catrine aus den Haaren und von Nacken,

Schultern und Armen löste. „Dir ist nichts schrecklicher als dieses Gesellschaftsleben und ich bin ganz deiner Meinung, Liebster! Wozu also quälen wir uns damit?"

„Wozu? Nun, damit du recht bekannt und vertraut wirst in diesen Kreisen," erwiderte Donald ruhig, aber müde.

„Ist das so eilig? Wir betreiben es, als ob wir etwas versäumen würden!"

„Das würden wir auch, mein Liebling! Die Zeit drängt und eilt der Jahres- und Jahrhundertswende entgegen. Und ich möchte gern, daß meine Freunde auch die deinen sind, wenn — wenn ich, der letzte Mac Catrine, mein Haus beschließe."

Elisabeth erschrak bei diesen Worten bis ins innerste Herz hinein. Sie hatte gewähnt, den Glauben ihres Gatten an die schreckliche Weissagung wenn auch nicht ausgerottet, so doch stark erschüttert zu haben. Sie wollte diese Erschütterung still wirken und ihr Werk vollenden lassen und hatte das Thema weislich, wie sie glaubte, nicht mehr berührt. Und nun mußte sie sehen, daß ihre Argumente nur insoweit gefruchtet, als er, ihrer Einwilligung sicher, sein Glück genießen wollte, so lange es sich ihm bot, und daß er im übrigen unentwegt an die Wahrheit der düsteren Prophezeihung glaubte.

Was sollte sie thun? War sie völlig machtlos gegen dieses unheimliche Gespenst, das seinen Platz an ihrem Herde behaupten wollte?

„O Donald," rief sie, indem ein feuchter Schleier sich vor ihre Augen legte, „o Donald, ist das recht? Ist es nicht vielmehr ein Unrecht gegen dich und mich?"

Er ließ den Kopf schwer atmend auf die Brust sinken.

„Ich kann nichts thun dagegen," murmelte er. „Mein Vater hat daran geglaubt, mein Großvater, Urgroßvater und Ahnen thaten es — ich bin verpflichtet, daran festzuhalten!"

„Das bist du nicht!" erwiderte Elisabeth sanft, aber fest. „Kein Mensch ist verpflichtet, dasselbe zu glauben wie seine Vorfahren. Aller vererbte Glaube ist ein toter Glaube, der keine Früchte trägt, sondern nur dürres Gestrüpp hervorbringt, er ist eine Sklavenfessel, er macht unfrei!"

„Elisabeth, du meinst es gut. Aber du kannst mich nicht

verstehen, weil du keine Hochländerin, nicht in unseren Traditionen geboren und erzogen bist," sagte Sir Donald müde.

„Aber ich bin ein Christ wie du!" rief Elisabeth eindringlich. „Und eure Tradition ist eine unberechtigte Korrektur an Gottes Weisheit und Allgüte."

„Gott selbst hat sich uns im Gegenteil durch den Mund der Lady Maud geoffenbart."

„Sie war ein Mensch wie wir — ihre Weissagungen, wie du sie nennst, sind Hallucinationen, an die zu glauben dich nichts verpflichtet."

„Der Glaube meiner Väter verpflichtet auch mich. Und wo hätte man je gehört, daß eines Hochländers zweite Gesichte getrogen hätten? Das kannst du nicht verstehen, Elisabeth!"

Die junge Frau schwieg — nicht weil ihre Argumente zu Ende waren, oder weil sie ihre Machtlosigkeit in diesem Punkte fühlte, sondern weil sie klug war, weil sie ihren Gatten von ganzem Herzen liebte und ihre Stunde abwarten wollte, in der sie ihn befreien mußte von diesem Joch des Aberglaubens, wie sie es nannte. Zwar wollte sich unter dem düsteren Einflusse auch durch ihre Seele ein leises Grauen, ein ohnmächtiges Bangen schleichen vor dem Ungreifbaren, Unbegreiflichen, aber tapfer schüttelte sie's von sich ab und stählte mit ihrem starken, festen, redlichen Willen ihren Geist zum Kampfe um ihr Glück, denn sie war fest entschlossen, darum zu ringen mit allen ihren Kräften. Mit dem entscheidenden „Ja" in der liliendustenden Stiftskirche zu Baden-Baden hatte sie sich sicher gewähnt in dem endgültigen Besitze dieses Glücks und nun mußte sie einsehen, daß er es nur als geliehen betrachtete für kurze Zeit, daß die Hand der Seherin sich aus dem Dunkel der Jahrhunderte geheimnisvoll ausstreckte, um den grauen, düstern Schleier über das letzte blühende Leben ihres Hauses zu werfen.

Noch wußte sie natürlich nicht, wie sie es anfangen müßte, um diesen Schleier endgültig zu zerreißen, denn ehe sie planen konnte, mußte sie selbst erst die Last von sich werfen, die sich ihr unerwartet, plötzlich mit erdrückender Schwere auf die Seele gelegt. Ja, hätte es gegen Menschen zu kämpfen gegolten, gegen eine sichtbare Gefahr, dann wäre sie um das Wie nicht besorgt gewesen, aber hier stand sie einem unheimlichen,

unerklärlichen Schatten gegenüber, hier hatte sie nicht mit Geistern, nein, mit Gespenstern zu kämpfen, mit den schrecklichen Gespenstern vergangener Tage, die sich wie Vampyre an ihre Opfer festsaugten und mit hypnotischer Gewalt deren geistige Fähigkeiten in Fesseln schlugen.

Bei diesem Gedanken zog ein Grauen durch Elisabeths Seele, aber sie verzagte nicht. Sie vertraute zunächst auf die Zeit, wenn sie mit Donald allein sein würde, um dann den rechten Weg zu sehen, den sie ihn leise, aber mit fester Hand führen würde aus diesem Irrgarten mittelalterlicher Traditionen.

Am andern Tage traf es sich, als Sir Donald und Lady Mac Catrine bei näheren Bekannten zum Diner waren, daß Elisabeth von ihres Gatten intimstem Freunde, Doktor Chetwynd, zu Tisch geführt wurde. Verhältnismäßig jung wie letzterer war, genoß er doch schon eines gewissen Rufes als Arzt und Assistent eines der berühmtesten Pathologen Londons, doch auch als Mensch war er der jungen Frau höchst sympathisch, und sie war ganz geneigt, ihres Gatten Freundschaft für den ruhigen, bestimmten und charaktervollen Mann in vollem Umfange zu teilen. Als er an jenem Abend zu ihr trat und ihr den Arm reichte, um sie zu Tisch zu führen, durchzuckte sie der Gedanke: Hier findest du vielleicht Hilfe oder doch zum mindesten guten Rat! — und impulsiv, wie sie zu handeln pflegte, sagte sie auch nach der üblichen Begrüßung ohne Uebergang: „Herr Doktor, was halten Sie von Donalds Gesundheitszustand?"

Der junge Arzt warf einen überraschten Blick auf seine Nachbarin.

„O, Donald ist völlig gesund!" sagte er dann ruhig und bestimmt. „Das heißt, ich spreche, soweit ich es dem Anscheine nach beurteilen kann. Er kam vor einigen Monaten zu mir und bat mich, ihn zu untersuchen und ihm auf Ehrenwort zu sagen, falls ich irgend eines seiner Organe leidend fände. Ich konnte ihm aber auf Pflicht und Gewissen versichern, daß er das Muster eines physisch gesunden Menschen ist."

„O ja — physisch!" nickte Elisabeth. „Er hat mir übrigens davon erzählt."

Wieder flog ein scharfer, durchdringender Blick des Doktors auf seine Nachbarin.

„Mir schien damals,“ sagte er indes, ohne zu fragen, „mir schien damals, als ob Donalds Erkundigung nach seiner physischen Gesundheit die Folge einer seelischen Last sei, die ihn **momentan** bedrückte, denn der Donald, den ich seit unserer beider Jugend kenne, war ein harmlos heiterer Geselle, der zu den Nachtseiten des psychischen Lebens ganz ohne Beziehung stand. Die letzten Monate vor dem Tode seines Vaters brachten hierin indes eine Wandlung. Nun, jedenfalls war ich von Herzen froh, zu hören, daß draußen auf dem Kontinent sein Herz gesprochen und daß er nicht allein heimkehrte, sondern sich in Ihnen, Lady Mac Catrine, den Sonnenschein heimgeführt hat, der alle Schatten, wenn welche vorhanden sind, aus seinem Dasein bannen wird.“

„Nun,“ erwiderte Elisabeth, dankbar lächelnd für diese freundlichen und herzlichen Worte, „nun, gebe Gott, daß der Sonnenschein auch kräftig genug ist, alle Wolken zu durchdringen!“

„Kraftlos, wenn auch immerhin noch freundlich und belebend, ist die Wintersonne. Die Frühlingssonne aber schafft Wunder über Wunder und durchdringt die tiefsten Schatten. Wenn Donald sich im Sommer seines Lebens den Frühling ins Haus geholt, dann wird seine Sonne ihm schon die Spinnweben, Grillen, Bazillen und sonstigen Schmarotzer darin desinfizieren, wie es ihres Amtes ist!“

Elisabeth horchte auf.

„Haben Ihre Worte einen tieferen, einen besonderen Sinn, Herr Doktor?“ fragte sie mit Betonung.

„Das kommt darauf an!“ war die Entgegnung, aber Elisabeth verstand sie.

„Ich kenne die Geschichte der Mac Catrine,“ sagte sie mit unwillkürlich gedämpfter Stimme. „Ich weiß alles von Donald selbst, daß man sie ‚Die Unbegrabenen‘ nennt, ich kenne die sogenannte Prophezeiung von A bis Z.“

„Nun,“ wiederholte der Doktor, „da haben Sie gleich eine hübsche Probe dessen, was wir Hochländer in dieser Beziehung leisten können. Wir, sage ich, denn die Erleuchtetsten unter uns haben in ihrer Seele eine verborgene, dunkle Kammer, in welcher sie ihren traditionellen Aberglauben aufbewahren, um sich ganz im Geheimen gelegentlich daran erlaben zu können,

wenn's ihnen im Lichte draußen zu fad wird. Denn im Grunde ist's die poetische Ader in uns Hochländern, die uns zum Reiz des Geheimnisvollen drängt, der in jenen Traditionen liegt. Das Wunderbarste ist, daß selten einmal einer darüber verrückt geworden ist, wenn man die Sache an sich nicht schon als eine Verrücktheit rechnen will in großmütiger Toleranz. Nun, für Donald war früher in dieser Beziehung nichts zu fürchten, er hatte den klaren Kopf seiner leider zu früh verstorbenen englischen Mutter, und er war leider zu früh aus dem Hause gekommen, ohne mit seinem Vater, der Hochländer vom Scheitel bis zur Sohle war, viel in Berührung zu kommen. Erst zu Ende seines Lebens begehrte der alte Herr ganz die Gesellschaft seines Sohnes, und da er nach jeder Hinsicht eine höchst imponierende Erscheinung war, so verfehlte er seinen Eindruck auf Donald nicht. Sir Robert lebte, webte und ging auf in den Traditionen seines Hauses und seines Volkes — für ihn waren die Stuarts nichts als Parvenüs, aber er schwur zu ihrer Fahne, wie seine Vorfahren gethan, weil sie ihm als Landsleute höher standen als die braunschweigischen ‚Fremdlinge' — nun, es muß auch solche Leute geben. Vor allem aber war Sir Robert kein Kind seiner Zeit — hartnäckig sich gegen alles Moderne abschließend, lebte er einzig in der Vergangenheit. Das wäre an sich harmlos genug gewesen, aber er besaß etwas diktatorisch Ueberzeugendes, das seine Gesinnungen unwillkürlich auf andere übertrug, und leider Gottes erlag Donald in gewissem Sinne dieser Uebermacht. Doch das ist nun gegenstandslos für ihn geworden, als sein guter Stern Sie ihm zur Gefährtin gab."

„Das ist ein Irrtum, den ich selbst geteilt — bis gestern," erwiderte Elisabeth, die aufmerksam zugehört. „Was Donald beunruhigt, hat er mir mitgeteilt, als wir uns eben verlobt hatten. Damals sagte ich ihm, ein Glück, so kurz es auch wäre, sei immerhin ein Glück, und diesem dürfe man nicht ausweichen, weil es vielleicht nur einmal im Leben sich uns nahte. Er neigte meiner Auffassung zu, wie ich dachte, endgültig. Und nun mußte ich gestern erfahren, daß er meine Worte buchstäblich genommen und nach wie vor fest an die Erfüllung dieser — dieser nichtsnutzigen Weissagung glaubt, bloß weil

zwei oder drei Wenn daraus zufällig gerade vorhanden sind!" —

„Ist's möglich! Aber — der Hauptpunkt fehlt!" rief der Doktor überrascht. „Das ist der Hebel, den Sie einsetzen müssen, Lady Mac Catrine!" —

„Das hab' ich schon gethan — wie ich glaubte, mit vollem Erfolge. Und nun bleibt er auf dem alten Punkt sitzen! Was thun?" —

Der Doktor überlegte eine Weile.

„Nichts," sagte er dann. „Lassen Sie einfach die Zeit selbst wirken, machen Sie unentwegt Zukunftspläne mit ihm, erlauben Sie ihm kein melancholisches Grübeln und bringen Sie ihn so rasch wie möglich wieder von Catrine Castle fort. Das wird Sie bestimmt kein Opfer kosten — Sie werden froh sein, dies düstere, gespenstische Haus wieder verlassen zu können, in dem die Sonne nur ein seltener, flüchtiger Gast ist, das die Einbildungskraft unerträglich macht mit der Atmosphäre der — Unbegrabenen. Unerträglich nämlich, wenn man kein Mac Catrine ist — die sind das schon gewöhnt und spüren nichts von dem physischen und geistig niederdrückenden Unbehagen des Fremden in diesem Orte des Moders und der Verwesung. Also bringen Sie Donald recht bald wieder von dort fort, lassen Sie ihn teilnehmen an der natürlichen, harmlosen Heiterkeit Ihres Charakters — reißen Sie ihn sozusagen mit sich fort. Und wenn, um mit der Schrift zu reden, ‚die Fülle der Zeit gekommen ist', dann wird diese selbst ihn belehren, daß er ein Thor gewesen und die Mac Catrine zu ihrem Erlöschen auf ein anderes Jahrhundert warten müssen."

Elisabeth hatte sich das alles schon selbst gesagt, aber es bestätigte ihr doch die Richtigkeit ihrer Auffassung, machte sie froh und zuversichtlich und nahm die drückende Last von ihrer Seele. Die Warnung vor einem verlängerten Aufenthalt in Catrine Castle nahm sie dankbar auf, und als sie mit ihrem Gatten eine Woche später dahin abreiste, that sie es mit dem festen Vorsatze, denselben Weg sobald wie möglich wieder zurückzureisen, froh und sicher im Bewußtsein ihres unfehlbaren Einflusses auf den Geliebten ihrer Seele.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. So gar leicht kämpft sich's nicht um das Glück!

Das Glück läßt sich nicht jagen
Von jedem Jägerlein —
Mit Wagen und Entsagen
Muß drum gestritten sein. —

Und weil so wenige den Mut haben zum Wagen und noch viel wenigere die Kraft zum Entsagen, darum ist auch das Glück ein so seltener Gast auf dieser Erde, daß die Meisten überhaupt gar nicht mehr daran glauben.

Sir Donald freute sich wie ein Kind über Elisabeths Entzücken angesichts der schneegekrönten Bergriesen seiner engeren Heimat, deren ganzer Landschaftscharakter sie an die Schweiz erinnerte. Begeisterung im leuchtenden Blicke, zeigte er ihr alle Schönheiten seines vielgeliebten Hochlandes; und dann war's an einem unvergleichlichen Augustabend, als sie sich einem Schloß näherten, das, eher einer Festung gleichend, mit Wallgraben, Zugbrücke, eichenumwachsenen, zinnengekrönten Türmen und spärlichen Fenstern in den dicken, massiven Mauern, dräuend wie ein riesiger, purpurvioletter Schatten auf leichtem Hügel an dem flammend roten Abendhimmel stand.

„O, Donald, sieh," rief Elisabeth, auf die mächtige Silhouette deutend, „sieh', wie schrecklich-schön! Ein Traum aus dem Mittelalter!" —

„Es ist Catrine Castle!" erwiderte Sir Donald.

Ein ganz eigenes Gefühl durchrieselte Elisabeth, gemischt aus Schreck, einer unerklärlichen, ungerechtfertigten Furcht und Grauen, das ihr die Kehle zuzuschnüren drohte. Und je näher sie dem dräuenden, unwirtlich aussehenden Schlosse mit dem flammenden Abendhimmel dahinter kamen, desto unerträglicher wurde das Gefühl. —

„Laß uns umkehren, Donald!" bat sie leise, ihre Hand auf die Schulter ihres Gatten legend, der sie verwundert, fast verständnislos ansah. Da schämte sie sich ihrer Thorheit, wie sie's nannte. „Ich glaube, ich bin schrecklich müde heut, daß ich so dumm rede," meinte sie mit mattem Lächeln.

„Armer Liebling!" sagte Sir Donald bedauernd. „Nun, wir sind gleich da, dann kannst du schlafen, gut schlafen. Hier

stört dich kein Lärm wie in den Hotels, denn in Catrine Castle ist's totenstill!" —

„Totenstill!" wiederholte Elisabeth mit leisem Schauern, indem sie an die „Unbegrabenen" dachte, in deren ständiger Gegenwart natürlich jeder Lärm schwieg. Und des Todes Anwesenheit pflegte auch nicht gerade lustig zu machen.

Der Wagen rollte über die Zugbrücke mit dem ausgetrockneten, grasüberwucherten Wallgraben und durch den tunnelartigen Thorweg in den gepflasterten, vieleckigen Burghof, der noch freundlich genug aussah, weil seine ihn umschließenden Mauern von Epheu und Clematis bis unter das vielgegiebelte Dach überwuchert waren, und weil letzterer eben jetzt seine großen purpurnen und violetten Blüten entfaltet hatte und dem toten Steinen damit einen Hauch von Leben gab.

Westlich lagen die Ställe und Kennels für die Meute, denn die Mac Catrine waren von Alters her große Jäger vor dem Herrn, — die Räume über den Ställen dienten der Dienerschaft als Wohnung. Südlich lagen die Wohnräume der Familie, östlich Gesellschaftszimmer, Gaststuben und Bibliothek — nördlich deuteten drei hohe, schmale, spitzbogige, mit bunten Scheiben versehene Fenster die Kapelle an, die noch ein seltsam dünnes, spitzes Glockentürmchen krönte, mit der „Totenglocke" darin, denn diese ertönte nur, wenn ein Mac Catrine starb und wenn er in seine Gruft unter der Kapelle getragen wurde. Elisabeth warf einen scheuen Blick der epheuüberwucherten Mauer entlang, doch keine Lücke verriet das Vorhandensein einer Kelleröffnung — später erst erfuhr sie, daß schräge Maueröffnungen, wie Schießscharten, nach den Walle zu den Luftwechsel unter der Kapelle vermittelten.

Das dienende Personal auf Catrine Castle, wie es zur Begrüßung seiner neuen Herrin neben dem schmalen Portal stand, war nicht groß, da die Familie zumeist anderswo lebte, aber es war für deutsche Begriffe immerhin noch stattlich genug. Der Verwalter und Haushofmeister in einer Person stand allen voran, denn seiner war ein Erbposten seit undenklichen Zeiten und, soweit man sich erinnern konnte, war ein Mordax immer Verwalter gewesen. Ein junger Mordax stand auch als Livreediener zur Stelle, und eine Miß Mordax

Knickson mit weißer Schürze und Häubchen als erstes Stubenmädchen, indes ihre Schwester als Gouvernante bei einem Herzog in Stellung war. Und trotzdem schon Richter, Aerzte und Künstler aus der Familie hervorgegangen waren, fiel es ihr nicht im Traume ein, ihren Erbposten auf Catrine Castle aufzugeben. Dem Posten einer Haushälterin und Beschließerin stand die rundliche Witwe des früheren Dorfarztes vor, eine Frau aus guter Familie, die hier willkommenes Dach und Brot gefunden, als ihr Gatte sie mittellos zurückgelassen, und ihrem milden, aber doch festen Kommando hatte sich das weibliche Personal unweigerlich zu fügen. So herrschte musterhafte Ordnung in dem alten Schlosse, in dem zwar nichts von Verfall redete, doch auch nichts von Wohnlichkeit und Gemütlichkeit.

Schon die große Eintrittshalle mutete Elisabeth wie eine Gruft an, trotzdem in den beiden Kaminen, die groß genug waren, um unter ihren Dächern je eine kleine Familie zu beherbergen, mächtige Eichenklötze brannten, deren flackernde Flammen sich in den alten Waffen widerspiegelten, die an den Wänden in Massen hingen, von den primitivsten Jagdspießen und kurzen, breiten Schwertern bis zum Floret der Gegenwart, vom plumpen eisernen Topfhelm bis zur schön ziselierten Rüstung des siebzehnten Jahrhunderts. Schilde mit Büffelfell bezogen, runde Schilde von Stahl, gotische und Tartschen hingen neben Turnierlanzen an den Wänden, um eine kleine Armee ausrüsten zu können, und der Fuß versank in Bären- und Wolsfellen, die als Teppiche dienten. Die in die Halle ausladenden Treppen nach den ebenen Geschossen waren eng, steil und winklig und darum schwer zu bekleiden. Der Schritt hallte darum in den Deckgewölben wieder, und nur, wo ein Absatz war, lag ein Teppich, hing eine Lampe an kunstreichem, schmiedeeisernem Galgen herab. Und eng und winklig waren auch die Korridore, die an der Außenwand entlang liefen und nur spärliches Licht durch die wenigen, unregelmäßigen, schmalen Fenster empfingen, welche sie durchbrachen, denn die Zimmer gingen alle nach dem Hofe hinaus, wie es aus naheliegenden Gründen Sitte und Brauch war in den ungemütlichen Tagen des Mittelalters. Spätere Generationen hatten, als die Sicherheit von außen zunahm, Fenster durch gewisse Mauern gebrochen und aus diesen helleren Räumen

die Bibliothek und einige Gesellschaftsräume geschaffen, aber das machte den düsteren, kerkerartigen Charakter der Wohnräume nicht gemütlicher, und Elisabeth kam sich wie eine Gefangene vor in den im ewigen Dämmer liegenden Zimmern, wenn auch dicke Teppiche den Steinestrich bedeckten, Holzverkleidungen, geschwärzt vom Alter, und kunstreich gewebte Teppiche die Wände verhüllten. Einzelne moderne Möbel, wie Chaiselongue, Fauteuils, Schreibtische, Chiffonieren usw. versuchten, Komfort in diese Gemächer zu bringen, die im übrigen der schwere, massive Hausrat vergangener Tage möblierte, aber es war eben nur ein Versuch, und zwar meist ein mißlungener, wie wenn man einem traurig oder drohend dreinschauenden alten Bilde nachträglich ein Lächeln einmalt.

Es war auch keine rechte Ruhe, die Elisabeth in dem gewaltigen Bette mit dem säulengetragenen Baldachin fand, von dem purpursamtne, goldfransengesäumte Vorhänge herabfielen und nach Staub und Moder rochen, wie alle die Zimmer — nicht eine Folge von Vernachlässigung, sondern weil es nicht möglich war, der Luft genügenden Zutritt zu schaffen. Müde, wie sie war, wollte der Schlaf nicht kommen, weil sie unablässig horchen mußte, — auf was? wußte sie selbst nicht; sie hörte auch nichts, das Haus war, wie Donald gesagt, totenstill. Als sie dann gegen Morgen einschlief, hatte sie schwere, unruhige Träume, und müde und zerschlagen und mit schmerzendem Kopfe stand sie auf, als schon die Sonne den schüchternen Versuch machte, ein paar ihrer Strahlen durch die metertiefen Fensternischen in die gruftartigen Zimmer des Südflügels zu senden. Nein, das stand fest: hier konnte sie nicht lange bleiben, ohne selbst melancholisch zu werden und Grillen zu fangen.

Nach dem Frühstück führte Sir Donald seine junge Frau durch das Schloß, um ihr alles zu zeigen und sie gewissermaßen den Bildern seiner Ahnen vorzustellen. Diese interessierten Elisabeth, die ein feines und scharfes Verständnis für Antiquitäten, besonders aber für Gemälde hatte, sehr, ebenso die vielen historischen und Familienreliquien, welche das Schloß barg. Unter den letzteren frappierte sie das in Wachs bossierte Totenbildnis der Lady Maud besonders, — die Prophetin erinnerte sie an die bekannte Wachsbüste des „Mädchens von

Lille", wenn auch die Arbeit hier viel primitiver, ja fast roh war. Trotzdem hatte der „Künstler" es vermocht, eine gewisse Anmut in die todesstarren Züge zu legen, ja, der Mund war von großem Liebreiz und der Ansatz der rotgetönten Haare unter dem nonnenartigen Kopfputz sehr ähnlich dem Mädchen von Lille. Auch das eigenhändige Dokument der Prophezeiung sah Elisabeth. Die schwarzen, krausen Buchstaben, mühsam auf die vor Alter braune Eselshaut gemalt, schienen ihr unentzifferbar, und sie fand den uralten, gotischen Holzkasten mit den goldenen Beschlägen und den rohen, ungeschliffenen Edelsteinen darauf viel zu schön für das nichtsnutzige Elaborat. Aber sie behielt diese ketzerische Ansicht wohlweislich für sich.

Die Kapelle war düster, modrig und frostig wie alle anderen Räume, doch Donald zeigte sie ihr ob des kunstreich geschnitzten Triptotyps mit berechtigtem Stolz und führte sie auch auf enger, schlüpfriger Treppe hinab bis an die schwere, eiserne Pforte, welche den Eingang zu der Gruft bildete, in der die Mac Catrine mit unbedecktem Antlitz dem jüngsten Tage entgegenschlummerten.

„Muß ich da hinein?" fragte Elisabeth zusammenschaudernd, als sie vor dieser unheimlichen Thür standen.

„Hinein!" gab das Echo ihren Ausruf zurück in seltsamer, flüsternder, vielfacher Wiederholung. Es war eine Art von Berühmtheit, dieses Echo von Catrine Castle, und Sir Donald hatte seine junge Frau auch nur seinetwegen hier herabgeführt und es ihr auch vorher gesagt. Trotzdem schrak sie so davor zusammen, daß sie totenbleich wurde und ihres Gatten Arm fassen mußte.

„Gott, wie schrecklich!" flüsterte sie, und „Schrecklich, schrecklich, schrecklich!" flüsterte es von den steinernen Wänden zurück.

„Nein, da mußt du nicht hinein," sagte Sir Donald, als sie wieder hinaufstiegen. „Wir betreten die Gruft nur, wenn wir einen von uns drunten beisetzen. Es gehören starke Nerven dazu — hab' ich's doch lange nicht überwinden können, als ich meinen Vater herabtragen half."

„Und deine Mutter, Donald?"

„Mein Vater ging allein mit ihr herab. Ich war damals noch zu jung dazu.“

„O! Aber warum duldet ihr solch einen Schrecken hier im Hause?“

„Es ist nicht unsere Wahl. Denk' an die Prophezeiung!“

Elisabeth schwieg — denn da stand das Gespenst wieder, das in diesem Hause übermächtig herrschte und es unterjochte.

„Ich will dort unten nicht liegen,“ sagte sie dann, plötzlich stehen bleibend und herabdeutend.

„Du mußt nicht,“ erwiderte Sir Donald. „Du bist keine Mac Catrine von unserem Blute und viele unserer Frauen ruhen auf dem kleinen Dorffriedhofe oder an anderen Orten. Die Weissagung spricht nur von den Mac Catrine. Mich wirst du herabtragen lassen müssen.“

Elisabeth antwortete nicht.

Als sie wieder oben angelangt waren, sagte Sir Donald: „Jetzt möchte ich dich zu Granny Mordax bringen, wenn du sie sehen willst!“

„Aber natürlich!“ versicherte Elisabeth freundlich. „Granny Mordax scheint hier eine hochwichtige Person zu sein. Freilich, wenn man hundert Jahr alt ist — —“

„Ja, sie ist eine erstaunliche Frau,“ entgegnete Sir Donald. „Gebrechlich ist sie wohl etwas, aber der Kopf ist noch ganz klar; sie läßt sich viel vorlesen. Sie steht überhaupt auf einem andern Niveau als der Durchschnitt ihrer Familie, denn sie hat sich durch Lesen eine Bildung verschafft, die ihr eine etwas philosophische Richtung gegeben hat. Im übrigen ist sie eine echte Hochländerin, der die Gabe des zweiten Gesichtes von Kind an zu eigen ist, mit der sie unserem Hause manchen Dienst geleistet. Meine Mutter fürchtete sich etwas vor ihr und selbst mein Vater hatte so ähnliche Gefühle, denn er that unweigerlich, was sie ihm riet oder von ihm verlangte!“

Elisabeth hörte mit Interesse, aber mit rebellischen Gedanken zu.

Das könnte gerade noch fehlen, daß uns Granny Mordax hier kommandiert! dachte sie. Die Prophezeiung ist schon

genug, dächt' ich. Wenn ich die Autorität stürzen könnte, ich weiß nicht, was ich darum gäbe! Aber gegen Granny Mordax wird unter allen Umständen gestreikt!

Granny Mordax bewohnte das eigentlich einzig gemütliche Zimmer des Schlosses, ein großes, rundes Turmgemach, dessen einziges, breites Fenster nach außen ging, eine herrliche Aussicht auf die Berge gestattete und der Sonne ungehindert Zutritt gewährte. Das Zimmer war hübsch und behaglich möbliert, hatte schneeweiße Bett- und Fenstervorhänge und im Kamin prasselte selbst am wärmsten Sommertage ein helles Feuer, denn je höher das Alter, desto mehr Wärme braucht der Mensch. Granny Mordax aber legte sich nur selten noch in das Bett mit den weißen Vorhängen, — sie saß zumeist in dem tiefen, weichen Lehnsessel unweit des Kamins, gestützt durch Federkissen, eine Decke über den Knien, die Füße, bekleidet mit gefütterten Filzschuhen, in einem Pelzfußsack. Neben ihrem Stuhl stand zur Rechten ein kleiner Tisch mit einem verstellbaren Kalender, einem Teller mit Biskuits, einer Karaffe mit schwerem, dunklem Malaga, einer Wasserflasche und einem Glas. Am Kamin saß auf einem Strohsessel der alte rote Kater und blinzelte ins Feuer, der uralte Rabe saß träumend auf der Lehne über dem Kopf der alten Frau, deren auch schon ältliche Dienerin am Fenster saß und strickte.

Granny Mordax sah eher wie eine Mumie aus, als wie ein lebender Mensch. Ihr Gesicht, ihre Hände waren braun wie vergilbtes Pergament und mit tausend und abertausend Fältchen durchzogen. Ob sie je hübsch gewesen, war heut nicht mehr zu sagen, sie war so verschrumpft, vertrocknet und vermagert, daß Züge nicht mehr zu erkennen waren, und da sie keine falschen Zähne trug, so war ihr Mund tief eingefallen und ihre Nase berührte fast ihr Kinn. Als Sir Donald mit seiner Frau das Zimmer der alten Dienerin betrat, hatte diese den Kopf in der blütenweißen, sorglich gefalteten und gebügelten Haube von eigenem Schnitt tief auf die Brust geneigt und schlummerte ein wenig.

„Wer ist da?“ fragte sie mit ihrer zitterigen, alten Stimme und öffnete die Augen, tiefliegende, klare, schwarze Augen. „Es

ist jemand hereingekommen, ich habe den Zug von der Thüre gespürt."

Solch alter Körper ist manchmal wie ein außerordentlich empfindliches Thermometer, das auf jeden Hauch reagiert.

„Gerad' aus, Mac Catrine!" krächzte der Rabe halb im Schlafe das Feldgeschrei des Clans, dessen Häuptlinge die Mac Catrine von alters her gewesen. „Gerad' aus, Mac Catrine!"

Das hatte ihn Granny Mordax gelehrt, als er vor fünfzig Jahren aus dem Neste in ihre Schürze gefallen war.

Die Dienerin am Fenster hatte sich beim Eintritt ihrer Herrschaft erhoben.

„Sir Donald ist gekommen, Mistreß Mordax!" rief sie der alten Frau zu.

„Sir Donald?" wiederholte die. „Schwatz' keinen Unsinn! Sir Donald ist seit — seit fünfundsiebzig Jahren tot!"

„Sie denkt an meinen Urgroßvater," sagte Sir Donald leise zu seiner Frau.

„Nein, nicht der alte, der junge Sir Donald ist hier!" berichtigte die Dienerin, etwas Wein in das Glas füllend und der alten Frau reichend, die auch davon trank. Dann glitt sie leise und diskret aus dem Zimmer.

„Aha!" machte Granny Mordax. „Sie meint den kleinen Donald, Sir Roberts Sohn. Ich träumte gerade von dem Alten. Ja, ja, der kleine Donald ist jetzt Herr hier. Und ich bin hundert Jahre alt!"

„Eine Gnade von Gott, Granny," sagte Sir Donald.

„Ja, ja, so soll's ja wohl sein," erwiderte die alte Frau. „Eine mußte das wohl einmal treffen zur Jahrhundertswende von wegen der Prophezeiung. Dachte nicht, daß ich's sein würde, als ich so jung war wie Ihr, Mister Donald — Sir Donald, wollte ich sagen. Und der Peter, als er aus dem Neste fiel, dachte auch nicht, daß er der Vogel sein würde, den Lady Maud in ihrem Gesichte gesehen. Gelt, Peter?"

„Gerad' aus, Mac Catrine," murmelte der Vogel halb im Schlafe, und sich aufraffend setzte er mit künstlicher Energie hinzu: Peter ist ein Lump!"

„Das ist er — hihihi! Das ist er!" kicherte die alte Frau, die dem Vogel diese Probe schöner Selbsterkenntnis einst

gelehrt. „Heute hat er's recht gesagt, aber sonst verwechselt er manchmal die Worte. Er ist alt geworden, der arme Peter. Und ich bin hundert Jahre alt, hundert! Es ist keine Freude mehr, zu leben. Wir warten beide auf die Jahrhundertswende, die uns erlösen wird, mich und Peter! Jeden Tag rücke ich den Kalender dort vor. Ach, es geht so langsam damit! Euch wahrscheinlich zu schnell, Sir Donald! Das ist eben der Unterschied zwischen jung und alt. Sie sagen, Ihr hättet Euch vermählt, Herr! Oder hab' ich's nur geträumt?" —

„Ja, es ist wahr, Granny," sagte Sir Donald, über die Alte gebeugt. „Und meine Frau ist gekommen, Euch kennen zu lernen — hier ist sie!" —

Elisabeth, die in peinlichem Schweigen zugehört, trat hinter dem Lehnstuhl der alten Frau vor.

„Donald hat mir viel von Ihnen erzählt, Mistreß Mordax," sagte sie in ihrer gewinnenden Art. „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen!" —

Granny Mordax streckte ihren zitternden Kopf auf dem dünnen, vogelartigen Halse vor und heftete ihre stechenden, schwarzen Augen auf die junge Frau.

„Ist sie," fragte sie, „das holde Weib aus dem fremden Lande, das Lady Maud in ihrem Gesichte gesehen? Das ist sie? Hat sie das Kainszeichen auf der Stirne? Ich sehe nicht mehr so scharf wie früher. — Hat sie das Kainszeichen?"

„Unsinn," rief Elisabeth scharf. „Woher sollte ich denn ein Kainszeichen haben? Donald, laß uns gehen," setzte sie leiser hinzu, „die alte Frau redet irre!" —

Aber Donald ging nicht. Er beugte sich tiefer zu der Alten herab und ergriff eine ihrer braunen, dürren, krallenartigen Hände.

„Ich sehe kein Kainszeichen, Granny," sagte er sanft. „Seht sie selbst an, wie weiß und rein ihre schöne Stirne ist!" —

„Weiß und rein!" schrie die Alte schrill. „Ihr seht sie weiß und rein, weil Eure Augen blind sind, Mister Donald — Sir Donald, wollte ich sagen. Meine Augen sind alt, aber sie sind hellsehend! Manchmal. Nicht immer. Und ich

sehe das rote Mal auf ihrer weißen Stirn, ich sehe es! O, es wäre besser gewesen, man hätte ihr einen Mühlstein um den Hals gebunden und sie ins Wasser geworfen, wo es am tiefsten ist, ehe Ihr sie gesehen! Aber es hätte doch nichts genützt — sie war bestimmt, hierher zu kommen und Euch mit ihrem goldnen Eheringe zu erdrosseln! Sie wäre dazu mit dem Mühlsteine um dem Hals aus dem Grunde des Wassers zurückgekehrt. Führt sie hinaus, Mister Donald — ich mag sie nicht sehen. Sie ist bestimmt zu dem, was sie gethan, aber ich mag sie nicht sehen. Laßt mich schlafen — ich bin hundert Jahre alt!" —

Und ihr Kopf sank tief, tief auf die Brust herab, die Augen schlossen sich und die dürren Finger krallten sich zusammen.

„Gerad' aus, Mac Catrine!" krächzte Peter, der Rabe, und streckte den Kopf unter den Flügel zum Mittagsschlaf.

Elisabeth verließ das Zimmer, kalt und blaß, am ganzen Leibe zitternd, und Sir Donald folgte ihr schweigend. Sie stieg die Turmtreppe hinab, ohne zu wissen, wohin sie ging, sie durchschritt die Halle, die am Mittage des Sommertags so dunkel war, als ob es Abend gewesen wäre; sie trat hinaus in den großen, immer kühlen Burghof, durchschritt das Turmthor und die Zugbrücke, und als sie draußen im Freien stand, in der warmen, sonnigen, von Blütenduft schweren Sommerluft, da blieb sie stehen und that einen tiefen Atemzug.

„Donald," sagte sie dann mit immer noch bebender Stimme, „Donald glaubst du etwa gar, was die alte Frau droben redet?" —

„Ich weiß es nicht" — erwiderte Sir Donald leise, mit abgewendetem Gesicht. Auch er war blaß und kalt, wie sie vorher.

„Du weißt es nicht?" wiederholte Elisabeth, die Hände faltend. „Donald, Donald, bist du ein Christ oder ein Mohammedaner, der ‚Kismet' sagt?" —

„Du verstehst uns nicht, Elisabeth, kannst uns nicht verstehen!" entgegnete Sir Donald, immer noch abgewendet.

Elisabeth rang ihre gefalteten Hände so fest zusammen, daß sie rot davon wurden, und preßte die Lippen aufeinander wie in heftigem, physischem Schmerz.

„O,“ sagte sie, „ich verstehe gut genug, zu gut, Donald! Ich lasse aber nicht nach — nicht, um dich mit meinem Eheringe zu erdrosseln, sondern um dich an dieser Kette hinauszuziehen aus diesem Abgrund des Aberglaubens. Wenn du mich liebst, wirst du auf meine Stimme hören, nicht auf jene dort oben in dem Turm. Und nun zunächst das eine: Das war mein erster und mein letzter Besuch bei Granny Mordax! — Du meinst, die Trauben sind sauer, weil sie meine Gegenwart überhaupt nicht wünscht, aber ich meine, du hast mich als Herrin hier eingeführt. War das aber nur ein leeres Wort und Granny Mordax ist Herrin auf Catrine Castle, als welche sie sich zu betrachten scheint, dann räume ich gern das Feld, und wenn es dir recht ist, Donald, schlafen wir keine Nacht hier länger, als es absolut notwendig ist.“ —

„Man muß so schroff und so buchstäblich nicht auffassen, was solch alte Leute sagen,“ erwiderte Sir Donald hastig. „Granny Mordax ist verwöhnt, denn meine Mutter fürchtete sich vor ihr und mein kalter, stolzer Vater hielt große Stücke auf sie, fragte sie um Rat und befolgte strikt ihre Weisungen, wenn sie ihre Gesichte hatte. Sie sieht in dir naturgemäß die Schlußbedingung zur Erfüllung der Weissagung — —“

„Und,“ fiel Elisabeth mit blitzenden Augen ein, „und nimmt sich auf Grund dieses Schattenrechtes heraus, mich, ihre Herrin, von meinem Grund und Boden zu verjagen, als wäre ich das letzte der Dienstmädchen auf Catrine Castle. Ein hübsches Verhältnis, wahrhaftig!“

„Nachsicht, Elisabeth — sie ist hundert Jahre alt!“

„Natürlich! Je älter der Mensch ist, desto anmaßender darf er werden! Und da ‚Gesichte‘ der Freibrief zu sein scheinen für eine Erweiterung dieser liebenswürdigen Eigenschaft, so werde ich mir nur beizeiten auch welche angewöhnen. Na, mache nur kein solch gekränktes Gesicht, Donald! Ich räume eurer Pagode Granny Mordax gern das Feld, je eher je lieber. Wann reisen wir, Donald?“

„Wir sind ja kaum hier angelangt, Liebste!“

„O, es genügt!“ rief sie scheinbar leicht. „Ich habe Catrine Castle in der Hauptsache gesehen, bin des Anblicks der ‚Prophezeiung‘ gewürdigt und von dir als ‚Herrin‘ eingeführt worden. Der damit erreichte Effekt genügt mir vollauf. Und da ich von der eigentlichen Herrin auf Catrine Castle nicht gewünscht werde und von ihr so glänzend auf meinen eigentlichen Strohherrinnenstandpunkt gesetzt worden bin, so ist meine Mission hier erfüllt. Ich setze voraus, Donald, daß du das nicht vorausgesetzt hast!“

„O Elisabeth, du thust mir weh!“ sagte Sir Donald leise.

Das genügte, um Elisabeths Entrüstung auf der Stelle verschwinden zu lassen. Sie schlang beide Arme um ihres Gatten Hals und sah mit ihren schönen, reinen, furchtlosen Augen zu ihm auf.

„Wehthun will ich dir nicht um mein Leben,“ versicherte sie innig, „aber wohlthun möchte ich dir, dich von unheilvollen Einflüssen frei machen, Einflüsse, die leider, leider viel größere Macht über dich haben, als meine Liebe. Aber die wird nicht müde werden, Donald, sie wäre keine Liebe, wenn sie je ermüdete. Und nun laß uns fortgehen von hier, fort aus dieser Gruft der Lebendigen und der Unbegrabenen. Dich wird diese Grabes- und Leichenluft hier krank machen und mir graut es hier — ich mag hier nicht bleiben!“

Sir Donald küßte die weiße Stirn und die liebeverklärten Augen seiner Frau und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

„Und wenn ich nun ein Opfer von dir verlangte, Elisabeth?“ fragte er ernst.

„Wie meinst du das?“ entgegnete sie ahnungsvoll.

„Ich will in Catrine Castle bleiben bis — bis zum Jahresschluß,“ war die Antwort.

Elisabeth senkte das Haupt, um das verräterische Naß zu verbergen, das ihr heiß in die Augen geschossen war.

„Da du einen solchen Widerwillen gegen das Haus gefaßt hast, so ist es ein schweres Opfer, das ich von dir verlange,“ fuhr Sir Donald fort. „Es thut mir von Herzen leid, es zu thun, aber ich kann nicht anders!“

„Donald, ich bitte, ich beschwöre dich: geh' fort von

hier!" rief Elisabeth mit einer Dringlichkeit, welche die ganze Angst ihres Herzens verriet.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Es thut mir leid," sagte er, „aber ich kann dich natürlich nicht zwingen, hier zu bleiben. Unsere Häuser auf Wight und in London stehen dir ja offen. Es würde mir schrecklich weh thun, mich, wenn auch nur zeitweilig, von dir trennen zu müssen, aber ich muß hier bleiben bis — bis zum Jahresschluß. Vielleicht bezwingst du dich dann und kommst her, mich zu sehen. Aber ich muß bleiben, Elisabeth, ich muß!"

Aus ihrem reizenden Gesicht war jede Spur von Farbe gewichen, eine entsetzliche Angst krampfte ihr das Herz zusammen, aber sie war mutig und bezwang sich mit einer Kraft, die mehr als männlich, die echt weiblich war.

„O, wenn du mußt —" murmelte sie, um sich ihrer Stimme erst zu versichern, und dann lächelte sie sogar, lächelte ganz heiter und natürlich, trotz der Angst in ihrem Herzen. „Was bist du doch thöricht und dumm, du lieber, lieber Donald, zu glauben, daß du mich so einfach und mir nichts, dir nichts los wirst! Das war daneben gehofft, mein Herr und Gebieter, total daneben! Widerwillen gegen dies Haus? Aber keine Spur! — geärgert hab' ich mich über den wenig schmeichelhaften Empfang bei Königin Mordax, das war alles, und ist ja auch ein bißchen zu entschuldigen und natürlich, nicht wahr? Also, wir bleiben bis Neujahr — das ist abgemacht, aber dann reisen wir nach dem Süden, als nachträgliche Hochzeitsreise, wie du es mir versprochen hast! Ja?" —

„Gewiß — dann reisest du nach dem Süden," sagte Sir Donald träumerisch, den Blick in eine unabsehbare Ferne verloren. Elisabeth aber hatte ihn wohl verstanden — doch sie ließ sich's nicht merken.

„Na, dann haben wir ja Zeit, uns gründlich darauf vorzubereiten," meinte sie leicht.

„Ist das Opfer, hier zu bleiben, ein sehr großes für dich?" fragte Sir Donald nach einer Pause. „Bringst du es mir gern? Aus vollem, freudigem Herzen?" —

„Wie könnte ich von Opfern reden, wo es keine giebt?" erwiderte sie herzlich. „Bei dir und mit dir zu sein, ist kein

Opfer, sondern für mich allzeit Gewinn. Ein Opfer wär's nur, fern zu sein von dir!" —

Sir Donald drückte fest, fast heftig die Hand seiner Frau und damit war die Angelegenheit geregelt und erledigt — für ihn. Elisabeth hatte nur nachgegeben, um Zeit zu gewinnen — sie hatte nicht einmal gefragt, warum er hier bleiben wollte bis zum Jahresschluß — sie wußte es leider nur zu gut ohne Frage. Sie wußte nun auch, warum sie überhaupt nach Catrine Castle gekommen waren —: weil Donald hier die Erfüllung der Prophezeiung abwarten wollte. Sie hielt es für das beste, überhaupt von letzterer nicht mehr zu sprechen, sie als eine außerhalb jeder Berechnung stehende Sache zu betrachten und das drückte sie auch, als ein letztes Wort darüber, aus.

„Wir bleiben, natürlich bleiben wir, weil dein Herz daran hängt," erwiderte sie auf jenen Händedruck. „Ich bin auch überzeugt, daß Catrine Castle bei längerem Aufenthalt das Düstere, Unheimliche für mich durch die Gewohnheit verlieren wird. Aber, Donald, — jeden Zweifel, jeden Einwand beiseite gesetzt, will ich reden, als stünde ich auf deinem Standpunkt —: ich glaube nicht, daß der Jahresschluß und der Anbruch des neuen Jahrhunderts das Ende deines Hauses ist, weil ja doch die fünfte Hauptbedingung dazu fehlt, indem ich wohl von dir im fremden Land gefreit wurde, nicht aber der Sproß jenes falschen Freundes bin, der deinen Ahn „auf das Schafott gebracht". —

„Das ist ja auch der einzige Hoffnungsschimmer, den ich habe," entgegnete Sir Donald, „den halte ich fest mit aller Kraft meiner Seele, trotzdem Granny Mordax' —"

Er brach kurz ab und Elisabeth fügte dem Kerbholze der Greisin einen weiteren, kräftigen Schnitt hinzu:

„Granny Mordax ist auch nur ein Mensch, trotzdem sie eine Hochländerin und hundert Jahre alt ist," sagte sie möglichst ruhig. „O, ich weiß," setzte sie hinzu, als Sir Donald eine Bewegung machte, „ich weiß: deine Mutter hat sich vor ihr gefürchtet und dein Vater hat an sie geglaubt. Das ist ihre Sache gewesen — ich thue keins von beiden, denn Granny Mordax' Unfehlbarkeit ist kein Dogma und kein Glaubensartikel,

sie ist ganz einfach ein unerträgliches Orakel, zu dem euer Glaube und eure Furcht sie gemacht. Donald, du bist doch ein selbständiger Mensch mit unabhängigem Verstand: willst du dich denn ohne Gegenwehr, ganz apathisch wie das Lamm zur Schlachtbank, von der alten Dienerin knechten lassen, nur weil man ihr übernatürliche Gaben zuschreibt, die doch kein Mensch besitzt?" —

Sir Donald antwortete nicht und Elisabeth verfolgte das Thema klüglich auch nicht weiter, sondern sie schloß es mit den Worten: „Hingegen bin ich ganz geneigt, zu den Fahnen Peters, des Raben, zu schwören. Was er sagt, das ist der rechte Kurs für uns: ‚Gerad' aus, Mac Catrine!' Prophezeiungen und die Erhebung menschlicher Geschöpfe zu Prophetinnen aus eigener Machtvollkommenheit sind Seitenwege und Schleichpfade, — drum: gerade aus, Donald, gerade aus!"

„O, Elisabeth — du könntest einen fast überzeugen!" rief Sir Donald, sein holdes Weib stürmisch an seine Brust ziehend.

„Fast — nur fast?" fragte sie, halb lachend, halb schluchzend. „Nun, wenn ich es nicht ganz bei dir vermag, dann kann ich mir heimgeigen lassen, darum ist von heut ab auch meine Devise: ‚Gerad' aus, Elisabeth!' —

Und das waren keine eitlen Worte. Sie kannte ihren Gatten nun schon genug, um zu wissen, daß sie mit Bitten und Thränen, den leider so vielfach angewendeten sogenannten „weiblichen Waffen", gegen seinen Entschluß, auf Catrine Castle zu bleiben, nichts ausgerichtet hätte, ganz abgesehen davon, daß deren Anwendung überhaupt nicht in ihrem Charakter lag, der so frei von jeglichem Egoismus war, wie dies für einen Menschen möglich ist. Sie schlug vielmehr den viel weiseren und sichereren Weg des Abwartens ein und überließ es der Zeit und ihrem guten Genius, hier überzeugend und heilend zu wirken, denn daß es eine Krankheit war, eine ansteckende Krankheit, die sich lähmend auf den Geist ihres Gatten legte, das war ihr nun vollkommen klar, und doch hatte sie das feste Vertrauen zu sich selbst, daß es ihr gelingen würde, die Heilung zu vollziehen, und wenn nicht früher, so mußte ja die glückliche Ueberschreitung der Jahres- und Jahrhundertswende die Klarheit schaffen, die zur Ueberzeugung Donalds führte, und

ihn bis dahin sicher zu geleiten und zu verhindern, daß die Tage ihm Trübsinn brachten, das hielt sie nun für ihre erste und vornehmste Aufgabe. Ja, die Zeit mußte Donald von der Hinfälligkeit seines unbegreiflichen Glaubens an die Familientradition überzeugen — wer konnte das besser als sie?

Elisabeth rechnete in der Art, wie sie Donald behandelte, auch psychologisch vollkommen richtig, ohne Ueberschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten und der Grenzen ihres Einflusses, aber was sie nicht sah und nicht sehen konnte, das waren die Hindernisse, die sich ihr ungeahnt in den Weg schieben sollten und zum Prüfstein wurden für ihre Kraft im Kampfe um ihr Glück.

(Schluß folgt.)





Der Lieblingssitz einer Kaiserin.

Ein Ausflug nach der Insel Korfu und dem Achilles-Schlosse.

Von Dr. **Konstantin Astropulos.**

(Nachdruck verboten.)



Gleich einer schlafenden Nymphe, in göttlichen Träumen befangen, schwimmt die Insel Korfu, die nördlichste der ionischen Inseln, die König Georg von Griechenland bei seinem Regierungsantritt als schönste Perle seiner Krone eingefügt, auf den spiegelnden Fluten, langgestreckt unter der heiteren Bläue des Himmels. Nimmer durchstürmt die Wut kalthauchender Winde ihre säuselnden Haine voll dichtverwebten Gezweiges. Herrlich grünen die Wiesen, bewachsen mit Klee und mit Eppich und farbenschillernden Blumen; und darüber, wie tausend flimmernde Sterne, schwirren summende Bienen und goldige flatternde Falter im Taumel sonnenbeglänzten, duftenden Glücks... Ohn' Unterlaß erklingen durch die lauschenden Lüfte der Vöglein jubelnde Lieder... Und die heiligen Quellen ergießen murmelnd ihr silberblinkendes Wasser, sich schlängelnd hierhin und dorthin, in heimlichen, schweigsamen Thälern... Eine einzige, endlose Hymne ist es an die Schönheit und an die Freude des unvergänglichen Lenzes, die zum lichtflutenden Purpurdom emporsteigt.... Und der Gott der strahlenden Sonne, der alten Sonne Homers, schaut voll Bewunderung hernieder, wenn er die Bahn des „sternichten Himmels“ hinanschreitet und wenn er wieder zur Erde sich

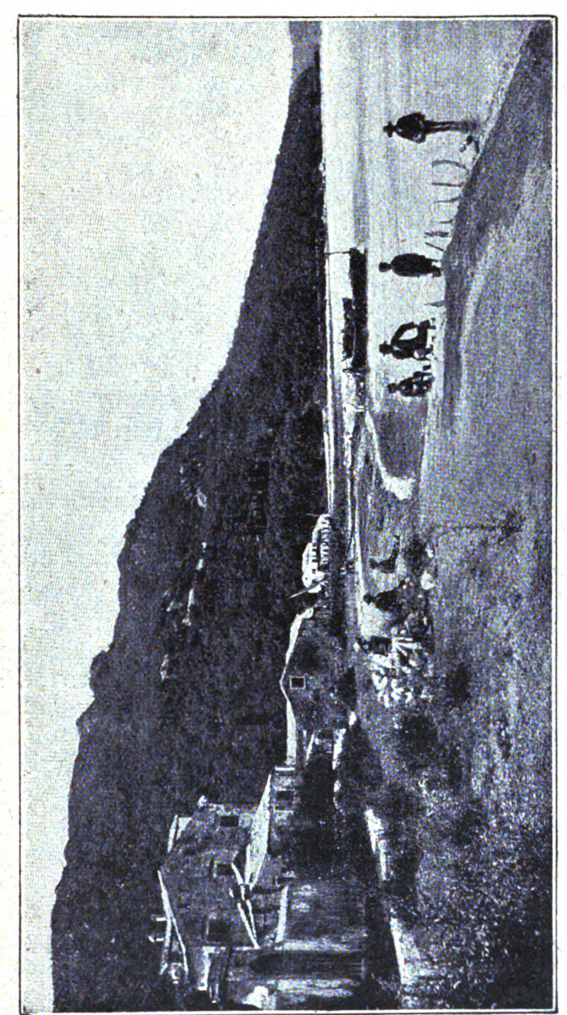
neiget, und „freut sich herzlich des Anblicks“. Er ist Scheria, die Heimat der götternahen Phäaken, an deren Gestade Leukotheas Schleier den vielgeplagten Odysseus gerettet aus dem menschenvertilgenden Meere, nachdem er Kalypso auf der Insel Ogygia verlassen hatte; Scheria, wo der „göttliche Dulder“ von der Königstochter Nausikaa und ihrem Vater Alkinoos gastfreundlich aufgenommen wurde, bevor er Ithaka, die geliebte Heimat, wiedersah... Und hier im lieblichsten Rahmen



Das Achilles-Schloß auf der Insel Korfu (Achilleion) von der Höhe.

der griechischen Mythe war es, wo eine der unglücklichsten Frauen, die je auf einem Throne gesessen, von schwerem Leid Ruhe suchte und fand.

Aus fremdem Nebellande kam sie über die rauschenden Fluten, und wie durch die geheimnisvolle Kraft eines Zauberstabes erstand auf einsamer Berghöhe, inmitten einer Wildnis, wo der Ginster in Tausenden von gelben Blüten und die zierliche, zart errötende Erika zwischen Oelbäumen und Zypressen oder auf den herabhängenden violettfarbenen Felsblöcken ineinander wuchern, über den Trümmern eines verlassenen Landhauses ein weißer Palast: weithin schimmert er in rieselndem



Strand von Benizze auf der Insel Korfu (Uferweg nach dem Dorfe Gasturi).

Sonnengolde über die Meerenge dem Seefahrer entgegen und gleich einem Sterne leuchtet er hernieder auf das grüne träumende Land.

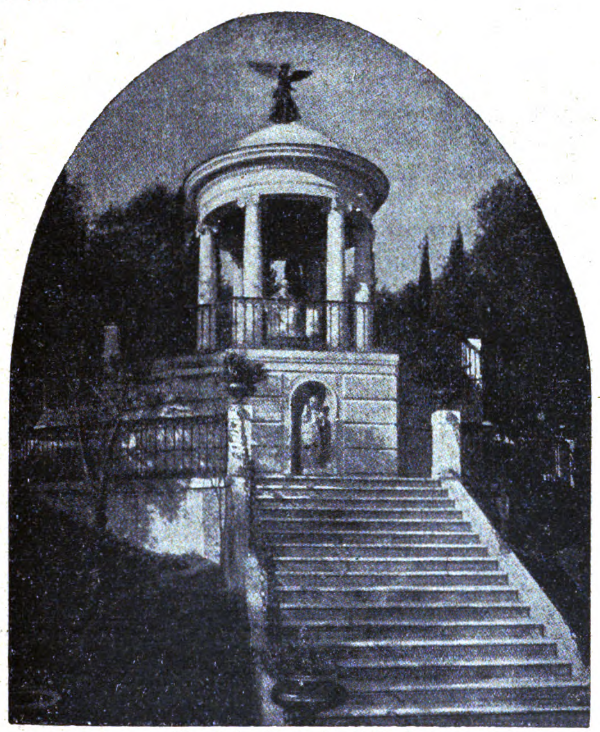
Als Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, deren edles Herz vom Mörderstahle getroffen werden sollte, vor vierzig Jahren von ihrer ersten Reise nach Madeira zurückkehrte, hielt sie sich einige Zeit in Korfu auf, wo sie „Mon repos“, das spätere Lustschloß des Königs von Griechenland, zu ihrem vorläufigen Sommersitz wählte. Seitdem kehrte sie mehrere Male dahin zurück, und jeder neue Besuch verstärkte den Eindruck und die Sehnsucht, sich in diesem Erdenparadies ein Heim zu gründen. Zur Verwirklichung dieses Wunsches trug nicht wenig bei jener früh verstorbene glühende Bewunderer des griechischen Südens, Alexander Freiherr von Warsberg. Er ist es, der die Pläne zu dem kaiserlichen Lustschlosse entwarf, welchen dann die kunstsinnige Herrscherin ihren geistigen Stempel aufdrückte. Sein Gedanke war, ein Königsschloß aus der glücklichen Phäakenzeit wiedererstehen zu lassen, das „gleich dem Strahle der Sonn' und gleich dem Schimmer des Mondes“ blinken sollte, gerade so wie des edelgesinnten Alkinoos prächtige Wohnung.

Und wahrlich, dieser schöne Traum eines Anbeters der odysseischen Welt konnte nur von einer Fürstin verwirklicht werden, welche selbst durchdrungen war von der Poesie jenes Zeitalters, das aus dem klassischen Boden vor unsern bezauberten Augen wieder aufzuleben scheint. Ist doch die Scenerie seit den homerischen Zeiten sich gleich geblieben. Jetzt wie damals leuchtet von unten herauf das „warme Ufer des Meeres“, von oben herab die „heitere Bläue des Himmels“; da sind auch die „waldbeschatteten Hügel“ und die „wiesengrünen Gestade“ mit den „weitumschattenden Oelbäumen“ und den „blühenden Knospen, vom linden Weste gefächelt“.

Auch die Lage des Palastes konnte nicht königlicher und homerischer gedacht werden: in „weitumschauender Gegend“, wie auf einer Akropolis. Die Kaiserin selbst hatte sie gewählt und an der Stelle der von ihr erworbenen, verlassenen und verfallenen Villa Braila bei Gasturi, von wo aus man die herrlichste Aussicht über die Insel genoß, ein Feenschloß erstehen lassen.

Hierüber flüchtete alljährlich die ihres geliebten Sohnes durch ein grausames Schicksal beraubte Mutter, um, im Anblick der Schönheit versunken, Trost und Vergessen zu finden; und

immer sehnte sie sich zurück nach der Insel der Seligen und ruhte nicht eher, als bis sie wieder „den Rauch von ferne aufsteigen sah" von dem Palaste des Achilles: ihrer „trauten Klosterzelle".

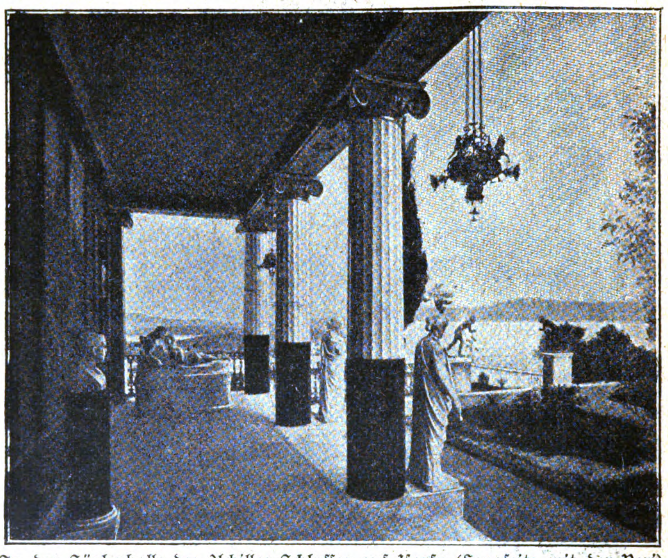


Der Heine-Tempel auf Korfu.

Schon von weitem schimmert ein langer weißer Streifen von Kieselsteinen und schillerndem Seetang dem Fremden entgegen ... smaragdene Wellen schlagen hier leicht heranspielend mit lullendem Gemurmel an den Strand von Benizze ... aber in die Tiefe der märchenhaft eingefangenen Bucht schmiegt sich das malerische Fischerdörflein an die weithin schattende Lehne, zärtlich in den Berg hinein, in Orangenwäldern vergraben.

Vom Landungsplatz steigt in gerader Linie der Weg hinauf zum Achilles-Palast im Schatten einer natürlichen Allee von immerblühenden Orangenbäumen, mächtigen Zypressen und Oliven...

Die Stirnseite des Schlosses ist gegen die Landstraße gerichtet, welche von der Hauptstadt Korfu durch das weiße



In der Säulenhalle des Achilles-Schlosses auf Korfu (Langseite mit der Peri).

Dorf Gasturi am Schlosse vorbei nach Benizze, am Strande hinunterführt.

Hinter dem breiten Gitterthore, das den Eingang zum „Achilleion" bildet, führt eine doppelte Marmortreppe, im Halbkreise zu beiden Seiten eines Springbrunnens aufsteigend, zu einem offenen, runden antiken Tempel: dem Heine-Tempel. Weiße Säulen tragen eine Kuppel: darauf steht eine goldene beflügelte Siegesgöttin, einen Lorbeerkranz schwingend. Unter der Kuppel aber befindet sich der marmorne Heine ... Müde lehnt er in seinem Lehnstuhl, die Knie in eine wollene Decke gehüllt. Den Kopf auf die Brust gesenkt, schaut er mit vor



Ansicht von Korfu (vom Kastell gesehen.)

Thränen verschleierten Augen weit hinaus über das blaue Meer und auf die fernen Berge. In der herabhängenden Hand hält er .ein Blatt, worauf, gleichsam soeben niedergeschrieben, zu lesen ist:

„Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick —
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.
— — — — — — —
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.“

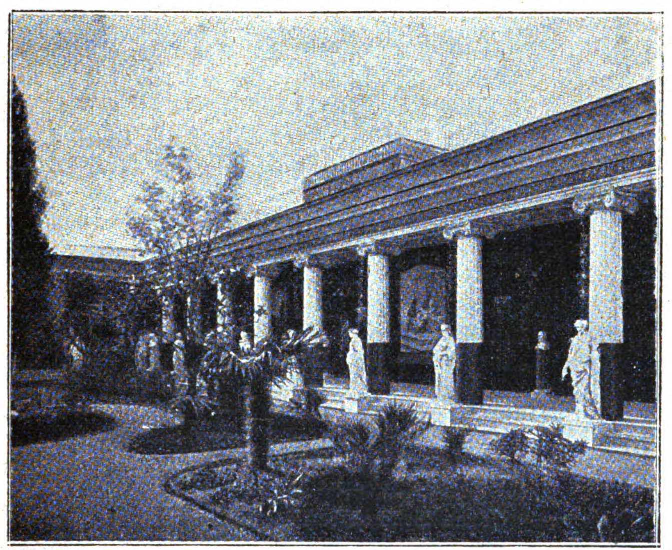
Vom Heine-Tempel geht es auf geschlängelten Wegen weiter hinauf, an zierlichen Aussichtspavillons vorbei, immer im Schatten der prächtigsten Bäume, zum weißen Palast, der den Namen des Helden trägt, welcher der Typus des edlen, schönen und kräftigen, des klassischen Griechentums ist.

Das Peristyl ist ein Säulengang, eine gedeckte Säulenhalle, welche um das Gebäude nach innen, und zwar, wie dieses selbst, rechtwinkelig, in einem kurzen und einem langen Flügel läuft. Die das Dach tragenden prächtigen Säulen heben sich wundervoll ab von der dunkelroten, pompejanischen Hinterwand mit den großen Fresko-Medaillons, worin antike Motive aber auch Ausblicke auf odysseische Landschaften meisterhaft behandelt sind. Das Ganze ist von unbeschreiblicher Farbenwirkung. An der Wand in langer Reihe stehen, in gewissen Abständen, Hermen mit meist antiken Köpfen von Philosophen, Weisen und Rednern des klassischen Griechenland, welche die Kaiserin besonders liebte.

Am unteren Ende des langen Flügels des Säulenganges, nach dem Meere zu, erhebt sich eine blendend weiße Marmorfigur, Peri, die Lichtfee aus Miltons „Verlorenem Paradies“: auf den Flügeln eines Schwanes hingestreckt, gleitet sie traumumfangen über die Wellen, das verlassene, schlafende Kind fest an den Busen drückend ... So oft die Kaiserin vorüberging, blieb sie minutenlang im Anblick des Kunstwerkes versunken; ja, sie hatte Stunden, an welchen sie täglich, allein, die Lichtfee aufsuchte: frühmorgens vor Sonnenaufgang und abends, wenn die märchenblaue Dämmerung herniedersank. Dann fühlte vielleicht die Kaiserin es auch, daß sie sich selbst an der Peri ein Denkmal gesetzt.

Doch das poetisch erhabenste von allen Wundern des Achilles-Palastes sind die überlebensgroßen marmornen Musen, die stumm, mit ihrem Führer Apollo an der Spitze, vor jeder Säule stehen.

Vom Säulengange führt nur eine einzige Stufe hinab auf die Gartenterrasse, den „Musengarten“. Jahrhundertalte Zypressen, Magnolien und Oelbäume stehen hier, auf gleicher Höhe



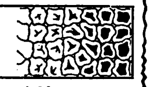
Säulenhalle des Achilles-Schlosses auf Korfu mit dem „Musengarten“.

mit dem obersten Söller des Palastes, rund um den Springbrunnen mit dem wasserwerfenden Delphin. Auf der sogenannten Achilles-Terrasse sieht man das Wahrzeichen des Schlosses, den „sterbenden Achill“, ein Meisterwerk des Berliner Bildhauers Ernst Herter.

In diesem Rahmen lebte Kaiserin Elisabeth von Oesterreich einsam im Märchenzauber der Vergangenheit und wandelte traumverloren zwischen den weißen Säulen. Noch heute aber wird man mit Wehmut der unglücklichen Monarchin gedenken, die hier den Frieden ihrer Seele fand, und gern das entzückende Eiland aufsuchen, wo ewige Frühlingsgötter ihr Heim aufgeschlagen haben.



Deutsche Dichtergrüße.



Der alte Name.

Von Herm. Almers.

Es steht ein alter Name
An einem alten Baum,
Bemoost und ganz verwachsen,
Und man erkennt ihn kaum.

Der Baum, der grünet und duftet,
Streut jährlich Blüten herab;
Die Hand, die den Namen geschnitten,
Sie modert lange im Grab.

Und alle gehen vorüber
Und sehn den Namen nicht an,
Nur oft an sonnigen Tagen
Wankt still eine Alte heran.

Die streichelt mit dürren Händen
Den Namen und seufzet für sich:
„Ihr schönen, ihr seligen Zeiten!"
Und weinet dann bitterlich!

Das Kleine.

Von Johannes Trojan.

Das Beste ist das Kleine,
Drum bin ich sehr dafür.
Das Zierliche und Feine
Gefällt vor allem mir.

Die Großen sind die Schlimmen,
Stets mehr seh' ich das ein.
Ich bin für kleine Stimmen,
Obgleich sie manchmal schrei'n.

Es teilen kleine Hände
So vielen Reichtum aus,
Und tragen sie am Ende
Auch Blumen nur ins Haus.

Und wieder, wenn's zu spenden,
Wenn's zu beschenken gilt,
Ist's gut bei kleinen Händen,
Daß sie so leicht gefüllt.



Der Siegeslauf des Papiers.

Von **Ewald van den Bosch.**

Mit 5 Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)

In meinem jüngst in der Illustrierten Haus-Bibliothek erschienenen Artikel „Eigenartige Geschosse" fand ich Gelegenheit, dem Leser ein Bild von der Festigkeit und Zähigkeit des fest zusammengepreßten Papiers zu geben, das nicht nur als Zielobjekt einen nennenswerten Widerstand leistet, sondern auch als Geschoß arge Verwüstungen anrichtet.

Zu diesen nicht zu unterschätzenden Eigenschaften kommt noch, daß das Papier in nötiger Stärke außerordentlich widerstandsfähig gegen die verheerende Gewalt des Feuers, daß es wesentlich leichter, als Eisen und Holz, und daß es außerordentlich billig herzustellen ist.

Es ist noch gar nicht lange her, daß man Papier nicht anders, als aus Lumpen herstellen konnte. Später fing man an, für die geringeren Sorten Stroh zu nehmen, und heute giebt es kaum ein Holz oder einen Pflanzenstoff, aus dem man nicht Papier verfertigen könnte.

Das erste Papier war das Schreibpapier, ihm folgte das Druckpapier. In beiden brachte man es zu großartigen Leistungen. Während man einerseits die schönsten, feinsten Sorten herstellte, schuf man anderseits die billigen Massenpapiere. Daneben entstand die Luxus-, Packpapier- und Pappenfabrikation. Bei den Pappen fing das Papier an, technischen und anderen Zwecken zu dienen, die von dem ursprünglichen so ganz verschieden sind. Man denke nur an die enorme Verwendung der Dachpappe als Bedachungsmaterial!

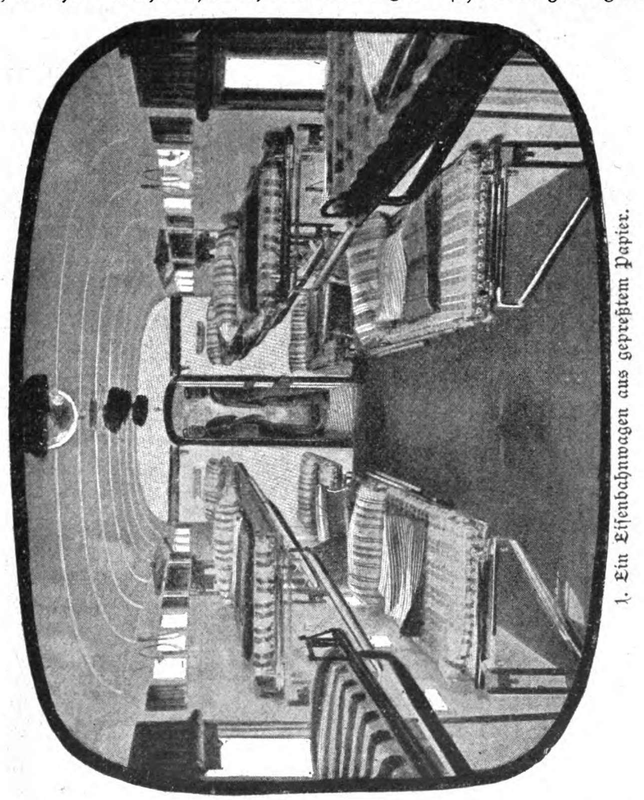
Später schritt man dazu, aus Papier Kragen, Manschetten und andere Wäschestücke zu machen, und als solche findet es eine recht ausgebreitete Verwendung. Man mag nun über Papierwäsche denken, wie man will, sicher ist, daß sie für viele Menschen, in besonderen Lagen und in Gegenden, wo eine Wäscherin nicht aufzutreiben ist, eine willkommene Erfindung ist und deshalb auch ihre volle Existenzberechtigung hat.

Doch man ist nicht bei der Papierwäsche stehen geblieben. Ganze Anzüge werden — und selbstredend sehr billig — aus Papier angefertigt. Wie weit sich das Papier für diese Zwecke bewährt und ob das Tragen z. B. eines papierenen Beinkleids gerade angenehm ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Jedenfalls werden Anzüge aus Papier schon von vielen getragen. Daher darf man auch annehmen, daß sie ihren Zweck erfüllen, und thun sie dies heute noch nicht, so darf man kaum daran zweifeln, daß die Technik es bei eintretendem Bedürfnis bald so weit bringen wird, daß man sich wirklich gute Anzüge aus Papier schaffen kann. Man kann also getrost sagen, daß wir schon heute die Schafswolle, den Flachs und die Baumwolle entbehren können. So lange wir noch Holz und Gras haben, werden wir auch Papier haben, und haben wir Papier, so haben wir auch eine ausreichende, uns gegen die Unbilden der Witterung schützende Bekleidung.

Aber nicht nur für unsere Kleidung, sondern auch für ein warmes Heim sorgt im Notfall das Papier. Wenigstens bestehen die neuesten Militär- und Krankenbaracken mit Ausnahme des Gestells und des Fußbodens aus Papier, und auch diese würde man sehr wohl aus dem Holzprodukt herstellen können. Der Vorteil des Papieres ist unverkennbar. Erstens ist es billiger, dann hält das Papier warm und ist gegen die Einflüsse der Witterung außerordentlich widerstandsfähig, und infolge ihres leichten Gewichts ist eine solche Baracke sehr leicht transportabel. Die englische Hospitalverwaltung hat eine Menge Baracken aus Papier in Afrika errichtet, deren Wände und Dach aus großen Papierplatten bestehen. Daß diese sich bewährt haben, dürfte daraus hervorgehen, daß fortwährend Nachsendungen stattfinden.

Dabei ist auch die Bearbeitung des Papiers leichter, als

die des Holzes. Während man bei letzterem ohne Säge nicht auskommt, schneidet man das gepreßte Papier einfach mit dem Messer. Deshalb findet es auch in unsern Häusern vielfach Anwendung als Leisten, Paneele, Ornamente u. s. w. und hat sich durch die leicht erhältliche dekorative Form schnell eingebürgert.



1. Ein Eisenbahnwagen aus gepreßtem Papier.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß man auch ganze Eisenbahnpersonenwagen mit Ausnahme des Gestells und Fußbodens aus Papier herstellt. Wie gefällig ein solcher aussieht, zeigt uns unser Bild, das einen Krankenwagen vorstellt, der gleichfalls aus gepreßtem Papier besteht.

Die Wände werden aus langen Papierplatten gebildet, in die große, breite Fenster und kleinere Scheiben unter der Decke nach Bedarf eingeschnitten sind. Die Leichtigkeit des Materials gestattet jederlei hübsche Ausstattung des Innern, die bei dem schweren Holz als überflüssiger Ballast vermieden würde. Je ansprechender, anheimelnder, praktischer aber ein Eisenbahnwagen eingerichtet ist, desto weniger empfindet man, namentlich auf den großen tagelangen Reisen die Unannehmlichkeiten und Strapazen der Bahnfahrt.



2. Ein Cab aus gepreßtem Papier.

Auch bei dem Hansom Cab, das unser nächstes Bild dem Leser vorführt, ist das ganze Obergestell aus Papier. Von diesen papiernen Fuhrwerken bewegt sich schon eine ganze Reihe durch die Straßen Londons. Nur der Kenner unterscheidet sie von den hölzernen Cabs. Könnte das Pferd vor ihm sprechen, würde es fraglos sagen, daß es lieber den modernen papiernen, als den schwereren hölzernen Zweiräder zieht.

Was wird aber nicht sonst noch alles aus Papier gemacht? In allen Armeen überlegt man die Einführung von Entladungsstöcken aus Papier. Die bis jetzt gemachten Proben sind günstig ausgefallen, und ihre Einführung bedeutet eine weitere Ent-

lastung des Soldaten. Ob wir noch einmal Geschosse aus Papier erhalten, ist abzuwarten. Sicherer scheint uns, daß dermaleinst der billigere, leichtere Papierhelm an Stelle des jetzigen ledernen treten wird. Einstweilen werden Versuche mit dem Papierhelm bei der Londoner Schutzmannschaft angestellt (siehe Bild), und wir müssen gestehen, daß er sehr wohl den Vergleich mit der bisherigen Kopfbekleidung des Londoner Konstablers aushalten kann. Wichtig ist, daß der Helm auch widerstandsfähig ist und einen Angriff verträgt, und das darf man bei den bisherigen Erfahrungen von dem Papierhelm wohl annehmen.

3. Papierhelm der Londoner Schutzmannschaft.

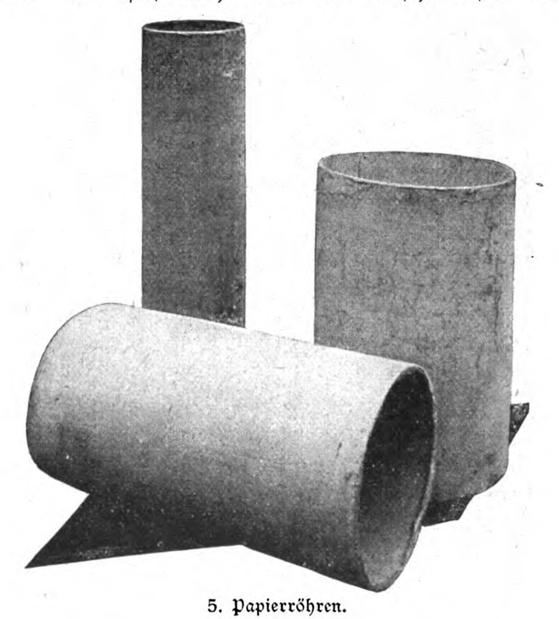
Mehr und mehr wird das Papier in unsern Haushalt eindringen. Nicht nur zur Dekoration unserer Fassaden, Flure, Treppenhäuser, der Wände und Decken unserer Wohnräume wird das Papier dienen, der sehr hübsche Lehnstuhl zeigt uns, daß man auch Möbel sehr wohl aus dem Holzprodukt verfertigen kann. Außer unsern Stühlen werden wir in Zukunft Schränke, Tische, Konsolen, Bilderrahmen aus Papier benutzen.


4. Lehnstuhl aus gepreßtem Papier.

Zur Verfertigung kleinerer Hausgeräte ist das Papier bekanntlich schon längst verwendet worden. Man macht aus ihm Kisten und Kasten, Teller und Untersätze, Futterale und Aschenbecher, ja sogar Pfeifen verfertigt man aus dem Material der Zukunft.

Das Papier verträgt in der richtigen Pressung alles, selbst intensives Feuer, nur dem siedenden Wasser widersteht es auf die Dauer nicht.

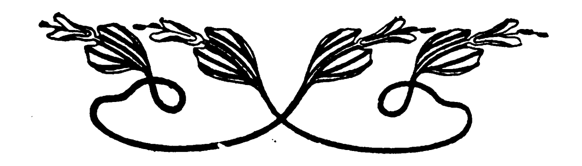
Zum Schluß möchten wir noch der massenhaften Verwendung von scharf gepreßtem Papier zur Röhrenfabrikation gedenken. Die Papierröhren in den verschiedensten Größen



5. Papierröhren.

bilden einen über die ganze Welt verbreiteten, bedeutenden Handelsartikel. Fast keine Fabrik wird ohne dies Röhrenmaterial fertig; und wird die Herstellung des Papiers mit den Jahren noch billiger, als heute, woran kaum zu zweifeln ist, so werden wir es erleben, daß es noch viele andere Gebiete erobert, an die wir heute noch gar nicht denken.





Die Thronprätendenten Europas.

Eine geschichtliche Skizze von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

1. Die Napoleoniden.

Am 4. September 1870 befand sich Paris in einer unbeschreiblichen Aufregung. Schreiende Menschenmassen zogen über die Boulevards und alles drängte nach dem Palast der Nationalversammlung; denn hier — das wußte und ahnte jedermann — mußte sich in wenigen Stunden eine gewaltige Katastrophe vollziehen. Was man seit achtundvierzig Stunden schon als Gerücht gekannt hatte, an das zuerst niemand glauben wollte, das war seit dem Morgen dieses verhängnisvollen Tages zur Sicherheit geworden. Frankreichs glänzende Armee mit dem Kaiser an der Spitze, mit Marschällen, Generälen, Offizieren und Hunderttausenden von Soldaten, mit Kriegsgerät und Waffen hatte bei Sedan vor den Deutschen kapitulieren müssen! Es gab keinen Gassenjungen in Paris, der nicht gewußt hätte, daß es mit der Herrschaft der Napoleoniden an diesem Tage zu Ende ging, und in der That wurde schon am Nachmittag die Republik in Paris erklärt.

In den Tuilerien saß in wahnsinniger Erregung, kaum ihrer Sinne mächtig, ein unglückliches Weib, die Kaiserin Eugenie, die Regentin Frankreichs in Abwesenheit ihres im Felde stehenden Gatten. Die letzten Wochen waren eine entsetzliche Seelenqual für sie gewesen. Unglücksnachricht auf Unglücksnachricht kam aus dem Felde. Vom ersten Tage an hatte es sich gezeigt, daß Frankreich zu dem Riesenkampfe mit Deutschland absolut nicht

gerüstet war. Und diese Unglücksnachrichten mußten verheimlicht werden, an ihrer Stelle wurden dem Publikum Siegesbotschaften mitgeteilt oder die wirklichen Nachrichten derart entstellt, daß sie als Erfolge der französischen Armee erscheinen mußten.

In den letzten acht Tagen hatte die Kaiserin fast gar keinen Schlaf mehr gehabt, nur durch schwarzen Kaffee hatte sie sich tagüber aufrecht erhalten und nur durch starke Dosen von Chloral sich einige Stunden Schlaf verschafft. Sie war durch dieses Medikament in einen Zustand geraten, in dem sie ganz geistesabwesend stundenlang da saß und vor sich hin stierte. Sie konnte sich auch nicht dazu entschließen, an jenem schrecklichen 4. September zu fliehen, trotzdem jede Stunde ihr verderblich werden mußte. Wehe aber, wenn der Pariser Pöbel sie ergriff, und es konnte jeden Augenblick ein Sturm auf die Tuilerien unternommen werden! Des wenigen Militärs, das in Paris stand, war man nicht mehr sicher, und die Feinde des Kaisers und der Kaiserin, die Republikaner, die Orleanisten und Legitimisten hatten derartig gegen die Familie des Kaisers gehetzt und gewühlt, daß das unglückliche Weib im Tuilerien-Palast im Volke für ein Ungeheuer galt, das Schuld an allem Unglück trug.

Nachmittags um zwei Uhr erschien bei der Kaiserin der österreichische Gesandte Metternich und der italienische Gesandte Nigra, um ihr mitzuteilen, daß sie unter allen Umständen die Tuilerien und Paris verlassen müsse, wenn sie nicht ihr Leben in der Hand des Pöbels sehen wolle. Man muß es Eugenie nachsagen, daß sie sich in diesem Augenblick trotz ihres traurigen körperlichen Zustandes mutig zeigte: sie wollte nicht fliehen. Auf ihrem Schreibtisch lag noch das Telegramm, das sie an den Kaiser am Tage vorher hatte absenden wollen, als sie durch die Nachricht von der Gefangennahme ihres Gatten daran verhindert wurde. Dieses Telegramm lautete:

„An den Kaiser. Denken Sie nicht daran, hierher zurückzukehren, wenn Sie nicht eine furchtbare Revolution entfesseln wollen. Dies ist auch die Ansicht der Minister, die ich diesen Morgen gesprochen habe. Man würde hier sagen, daß Sie die Gefahr fliehen. Vergessen Sie nicht, wie schwer während seines ganzen Lebens auf dem Prinzen Napoleon seine Entfernung von der Krim-Armee gelastet hat. Eugenie.“

Fast mit Gewalt mußten die beiden Gesandten die Kaiserin aus den Tuilerien herausbringen. Sie ging fort, ohne etwas anderes, als mit ihren Sachen auf dem Leibe, und nur ihre Vorleserin Madame Lebreton, welche erklärte, sie wolle ihre Gebieterin nicht verlassen, begleitete sie. Durch einen Seitenausgang verließ die Kaiserin der Franzosen den stolzen Palast. Man rief einen Fiaker herbei, und ohne erkannt zu werden, kam die Kaiserin bis zu dem amerikanischen Zahnarzt Evans, zu dem sie stets volles Vertrauen besessen hatte. Bei Evans blieb sie mit der Lebreton über Nacht, während draußen auf den Straßen der Stadt, in der sie einst die glänzende Herrscherin gewesen war, die Republik ausgerufen wurde. Am nächsten Morgen brachte Evans, begleitet von einem anderen amerikanischen Arzt Namens Crane, die unglückliche Kaiserin mit ihrer Begleiterin aus Paris hinaus. Nationalgardisten hielten das Thor, die Porte Maillot, besetzt, sie ließen aber die beiden Amerikaner mit ihren Damen passieren und niemand ahnte, daß dies der Auszug der Napoleoniden aus Frankreich sei, in dem sie vorläufig nicht wieder zur Regierung kommen sollten.

In dem Mietswagen ging es bis Mantes, wo sich der Pariser Kutscher weigerte, weiter zu fahren. Evans mietete hier eine neue Kutsche mit zwei miserablen Gäulen, welche in dem Dorfe La Commanderie vollständig versagten. Zureden und Peitschenhiebe halfen bei den abgetriebenen Pferden nichts. Der amerikanische Zahnarzt suchte und fand einen Bauern, der sich erbot, andere Pferde zu schaffen. Unterwegs hatte die Kaiserin noch das zweifelhafte Vergnügen, überall das Proklamieren der Republik zu hören, zu sehen, wie an den Straßenecken die Plakate angeklebt wurden, durch welche die Napoleoniden unter Verwünschungen für abgesetzt und die Republik für eingeführt erklärt wurde. Die Kaiserin litt an einem außerordentlichen Schnupfen und hatte nichts als ihr Taschentuch. Zum Glück hatte Evans von Hause zwei Reservetaschentücher mitgenommen, und unterwegs stieg er wiederholt aus, um diese Taschentücher in Flußläufen, an denen sie vorüber kamen, zu waschen und sie an dem Wagenschlag zum Trocknen aufzuhängen. In diesem lächerlichen Aufzuge verließ Eugenie Frankreich.

Am 6. September abends kam man nach Douville an der

Meeresküste, und jetzt galt es, in aller Geschwindigkeit und Heimlichkeit eine Ueberfahrt nach England zu bekommen, wohin unterdes auch der einzige Sohn der Kaiserin, den der Vater am Tage vor der Schlacht von Sedan vom Heere weggeschickt hatte, unterwegs war. Im Hafen von Douville lagen zwei Jachten, eine amerikanische, die aber wenig seetüchtig war, zumal ein schwerer Sturm drohte, und eine englische, einem Sir John Burgoyne gehörig. Dieser Engländer war ein persönlicher Freund Napoleons III., aber er zeigte sich als ein schlechter Freund im Unglück. Er erklärte, er müsse als Engländer neutral bleiben, er wolle sich nicht in die politischen Angelegenheiten Frankreichs mischen, und außerdem drohe ein Sturm. Aber die Kaiserin sagte, sie werde sich lieber der Jacht des Amerikaners anvertrauen, die im Hafen lag und auf welcher sie wahrscheinlich den sicheren Tod im Sturme fand, als daß sie ihren Verfolgern in die Hände fallen wolle.

Nun erst entschloß sich Sir John Burgoyne in später Abendstunde zur Abfahrt. Die Jacht war ein kleines Schiff von 45 Fuß Länge und einer einzigen Kabine, die nur 2½ Meter lang war. In diesem niedrigen, lochartigen Raum saßen die Kaiserin, Madame Lebreton, der Zahnarzt Evans und Sir Johhn Burgoyne während 23 Stunden, denn so lange dauerte die Ueberfahrt, bei fürchterlichem Sturm. In der englischen Hafenstadt Ryde landete endlich die Gesellschaft, von Wetter und Seekrankheit so mitgenommen, daß man sie in keinem anständigen Hotel aufnehmen wollte. Am nächsten Tage besorgte Dr. Evans der Kaiserin in Chislehurst ein Unterkommen, indem er den Cambden-Palace für sie mietete, und nun hatte die Vertriebene ein Asyl, wo sie auch bald darauf den schon so lange von ihr getrennt gewesenen Sohn umarmen konnte.

Die französische Republik erklärte feierlichst die Napoleoniden für immer vom Throne Frankreichs ausgeschlossen und der ohnmächtige Protest, den Napoleon III. von Wilhelmshöhe noch als deutscher Gefangener erließ, verhallte wirkungslos. Der Krieg ging zu Ende, das vollständig erschöpfte Frankreich schloß seinen Frieden mit Deutschland, und Napoleon wurde aus der Kriegsgefangenschaft in Wilhelmshöhe entlassen und begab sich ebenfalls nach Chislehurst.

Schon kurze Zeit nach dem Kriege sah man in Frankreich ein, daß die Schuld an allem Unglück doch nicht allein dem Kaiser und seiner Gemahlin zuzuschreiben war. Es machte sich sogar die Ueberzeugung geltend, daß die mehr als zwanzigjährige Regierungszeit des Kaisers doch eigentlich für Frankreich große Vorteile gebracht habe, und daß eine starke Hand, daß Ruhe und Frieden von neuem nötig seien, wenn man sich von den Wunden des Krieges erholen wollte. Die Republikaner, die Kommunisten, die Legitimisten, die Orleanisten, die besonders in der Armee stark vertretenen Napoleonisten kämpften um die Herrschaft in dem unglücklichen Frankreich. Schon ein Jahr nach dem Kriege dachte man in Frankreich daran, Napoleon wieder aufzunehmen, wenn er zurückkam, denn von seiner Klugheit und von seiner staatsmännischen Geschicklichkeit erwartete man eine Besserung der Verhältnisse. Die Thätigkeit der napoleonischen Anhänger war eine außerordentlich große und der Kaiser sparte nicht an Geld.

Es muß an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Mittel, über welche die Napoleonisten verfügten, allerdings nicht so große waren, wie man dies immer gedacht hatte. Napoleon I., der Begründer der Dynastie, hatte wohl den Wert des Geldes gekannt. Er hatte es als Mittel zum Zweck benutzt, er hatte seine Verwandten so reich gemacht wie nur möglich. Er selbst hatte sich ein Privatvermögen von 1600 Millionen Franken auf die Seite gebracht und über diese 1600 Millionen Franken verfügte er auch, als er auf St. Helena sein Testament machte. Als er indes starb, wurde nicht ein Sou von seinem Privatvermögen ausgezahlt, denn die französische Regierung hatte dasselbe konfisziert. So ging es den Napoleonisten pekuniär nicht gut. Einzelne Mitglieder der ausgebreiteten Familie lebten in Not und konnten sich nur mit Unterstützung der Fürsten vom „Heiligen Bund" durchschlagen. Als Napoleon III. dann Präsident und später Kaiser der Franzosen geworden war, dachte er sofort wieder daran, für alle Eventualitäten Geld beiseite zu bringen und sorgte auch für seine Verwandtschaft. Er lebte sparsam und brachte alles, was er beiseite schaffen konnte, in der Bank von England unter. Jerôme Napoleon, sein Vetter, erhielt von ihm 37 Millionen; die Familie des Lucian Bonaparte

erhielt gegen $12^{3}/_{4}$ Millionen; die Familie Murat $13^{1}/_{2}$ Millionen. — Es standen im Jahre 1873 die Dinge für Napoleon III. in Frankreich sehr gut und es ließ sich fast der Tag bestimmen, an dem Napoleon ganz plötzlich in Paris erscheinen konnte, um höchstwahrscheinlich sofort so viele Anhänger zu gewinnen, daß er sich der Gewalt, wenn auch nicht ohne Blutvergießen, bemächtigen konnte. Auch Deutschland hätte nichts gegen die Rückkehr Napoleons gehabt, denn man hätte lieber ihn als Herrscher in Frankreich gesehen, als die sich befehdenden Parteien, welche keine Garantie für den Frieden boten. Wenn Napoleon wieder nach Frankreich ging, um dort einen Putsch zu wagen, mußte er aber zu Pferde erscheinen, und das konnte er vorläufig nicht, denn er war ein kranker, gebrochener Mann. Er litt an heftigen Steinschmerzen. Er unterzog sich daher im Januar 1873 einer gewagten Operation, an deren Folgen er starb. Er wurde im Mausoleum zu Farnborough beigesetzt.

Sein Erbe war jetzt der einzige Sohn, Prinz Napoleon, geboren 1856, der die Artillerieschule zu Woolwich besuchte, und der allgemein für einen ebenso bescheidenen wie zurückhaltenden und aufrichtigen Charakter galt. Als er am 16. März 1874 das 18. Lebensjahr und damit die Großjährigkeit erreichte, versammelten sich die Häupter der Napoleoniden in Chislehurst und proklamierten ihn feierlichst als Napoleon IV. zum Haupt ihrer Partei und als Prätendenten auf den französischen Kaiserthron. Die Rolle eines Prätendenten war aber dem jungen Manne im höchsten Grade unsympathisch. Es fehlte ihm die Abenteuerlust des Vaters, es fehlte ihm die Anlage zur Intrigue, die seinen Vater und seine Mutter auszeichnete, und um allen Unannehmlichkeiten in Europa zu entgehen, setzte er es durch, daß er im Februar 1879 nach dem Kapland geschickt wurde, wo die Engländer mit den Zulus im Kriege lagen. Beim Rekognoscierungsritt am Ityotyosi-Flusse wurde Napoleon IV. am 1. Juni von einer Abteilung Zulus überrascht, und da ihn die wenigen Engländer, die ihn begleiteten, im Stiche lassen mußten, um das eigene Leben zu retten, wurde er von den Spießen der Zulus getötet. Seine Leiche wurde erst in Afrika begraben, 1887 wurde sie nach England überführt und im Mausoleum zu Farnborough neben der des Vaters beigesetzt.

Die Napoleoniden hatten von jetzt ab ein anderes Oberhaupt. Es war das der Bruder des Kaisers Napoleon III., der Prinz Napoleon, bekannter unter dem Namen des Prinzen Plonplon. Er war mit der Prinzessin Clotilde von Italien, der Schwester Viktor Emanuels, verheirathet, hatte sein unglückliches Weib aber so rücksichtslos behandelt, daß diese ihn längst verlassen hatte. Aus dieser Ehe stammen zwei Söhne, Viktor und Louis Napoleon. Durch Beschluß der Napoleoniden wurde Prinz Napoleon, der Bruder des Kaisers, zum Haupt der Familie gemacht. Er erklärte aber zuerst, von seinem Prätendentum keinen Gebrauch machen zu wollen. Erst im Jahre 1883 trat er mit einem Manifest hervor, in dem er sich zum Erben der napoleonischen Thronansprüche proklamierte. Da er sich in Frankreich nicht aufhalten durfte, lebte er in Genf, geriet aber mit den Anhängern der Napoleons selbst in Differenzen, da er sich als erbitterter Feind der Geistlichkeit zeigte. Auch mit seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Viktor Napoleon, kam er gerade wegen des Prätendententums in eine derartige Differenz, daß, als Prinz Plonplon am 18. März 1891 starb, er seinen Sohn Victor Napoleon verstieß und enterbte, ihm nicht nur den Anspruch auf sein Vermögen entzog, sondern auch erklärte, daß er unwürdig sei, Kronprätendent der Napoleoniden zu sein, und daß vielmehr diese Rechte auf Louis Napoleon, den zweiten Sohn, überzugehen hätten.



Prinz Napoleon (Plonplon).

Diese Testamentsbestimmung brachte Zwiespalt unter die Napoleoniden, und die Familie hielt unter dem Vorsitz der ehemaligen Kaiserin Eugenie in San Remo im Jahre 1891 einen Familienrat ab, in welchem beschlossen wurde, dem Testamente Plonplons nicht nachzugeben, wenigstens so weit dasselbe den ältesten Sohn der Kronprätendentenschaft beraubte. Prinz Victor Napoleon erhielt aber keinen Pfennig Erbteil, sondern der allergrößte Teil des Vermögens, das ziemlich groß war, ging an den Prinzen Louis über, Prinz Victor ist auf Unterstützungen der Kaiserin Eugenie angewiesen und ist heute noch von ihr abhängig, er hat kein Geld zur Agitation für sich.



Prinz Louis Napoleon.

Prinz Victor hat bis jetzt ein sehr zurückgezogenes Leben geführt und seine Ansprüche in keiner Weise weiter öffentlich geltend gemacht. Was man sich über ihn und seinen Bruder erzählt, sind vage Gerüchte, welche die Anhänger der Napoleons selbst nicht einmal kontrollieren können. Einerseits heißt es, im entscheidenden Augenblick werde Prinz Louis Napoleon, der als Oberst und Regimentskommandeur in russischen Diensten steht, auf sein Vermögen zu Gunsten seines Bruders verzichten, damit dieser auf den Thron komme. Andererseits verlautet, die Kaiserin Eugenie habe dem Prinzen Victor Napoleon ein sicheres Einkommen und nach ihrem Tode zehn Millionen Francs versprochen, wenn er, solange sie lebe, nicht als Prätendent auftrete und den Frieden des französischen Volkes störe. Eine dritte Version lautet, Prinz Victor Napoleon, der ebenso wie

sein Bruder bisher unvermählt geblieben ist, habe bereits auf den Thron verzichtet, und zwar um der Liebe willen, die er für ein einfaches Mädchen empfinde, das er nicht heiraten könnte, wenn er Kaiser würde. Die Heirat sollte erfolgen, sobald sein offizieller Verzicht auf den französischen Kaiserthron ausgesprochen sei. Wiederum eine andere Lesart will wissen, daß in der That Prinz Victor Napoleon bereits allen Rechten auf den Kaiserthron entsagt habe. Sein Bruder Louis sei der designierte Thronerbe und die Kaiserin Eugenie habe ihm nicht nur zehn Millionen Francs zugesagt, wenn er auf den Thron käme, sondern die gesamte Partei der Napoleoniden in Frankreich halte ihn auch deshalb für den besseren Kandidaten, weil er erstens Soldat sei und weil er zweitens Mitglied der den Franzosen so eng befreundeten russischen Armee sei. Man behauptet, Prinz Louis Napoleon wolle nur warten, bis er in Rußland zum General befördert werde, um dann als „General Bonaparte“ in Frankreich zu erscheinen und, auf den Gründer der Familie, den berühmten General Bonaparte, den späteren Napoleon I. sich beziehend, seine Anhänger um sich zu versammeln und durch einen Gewaltstreich sich des Thrones zu bemächtigen.



Prinz Viktor Napoleon.

Natürlich solange die Republikaner fest zusammenhalten, sind die Aussichten für die Napoleoniden wenig günstig, um aber den Wirrwar unter den Anhängern der Napoleons vollständig zu machen, ist noch ein dritter Kronprätendent aus dem

Hause Bonaparte vorhanden, und zwar der Prinz Roland Bonaparte, ein Nachkomme des Lucian Bonaparte. Er ist ein Sohn des Prinzen Peter Napoleon, des sogenannten Mordpeters, der in den sechziger Jahren den Journalisten Noir, der in seine Wohnung gekommen war, um ihn zur Rede zu stellen, erschoß. Diese Familie Lucians, zu welcher Roland Bonaparte gehört, ist von Napoleon III., als er die Verhältnisse der Familie regelte, nicht für vollberechtigt anerkannt worden. So dürfen die Nachkommen Lucians nicht den Titel „Kaiserliche Hoheit“ führen; er gestattete ihnen nicht einmal den Titel Hoheit, sondern nur den Titel Prinz oder Prinzessin. Auch „Prinz von Frankreich“ dürfen sie sich nicht nennen, das Recht steht nur den Nachkommen der Brüder des Kaisers zu. Wenn Roland Bonaparte trotzdem als Prätendent auftritt, so wird der im Jahre 1862 geborene Mann, der vor der Ausweisung der Prinzen Infanterie-Offizier war und der jetzt in Paris lebt, wenig Aussicht haben, etwas zu erreichen.

Ob die Aussichten der Napoleoniden in Frankreich günstig stehen, kann man nicht bestimmt sagen. Sie sind vielleicht weniger unbeliebt, als die Orleans, die anderen Prätendenten. Aber ob die Zeit bald kommen wird, die einem Staatsstreich der Napoleoniden günstig ist, darf wohl bezweifelt werden. Schlimm ist es ja, daß es in gewissem Sinne drei Kronprätendenten der Napoleoniden giebt, und nicht vergessen darf man es, daß noch aus anderen ehemaligen Herrscherfamilien Frankreichs Prätendenten vorhanden sind, von denen allerdings augenblicklich nur einer die Ansprüche der Familie Bourbon-Orleans repräsentiert, nämlich der Prinz Philipp von Orleans.

Haus Orleans und Bourbon.

Um die Ansprüche und Aussichten dieses royalistischen Thronprätendenten näher zu prüfen, müssen wir bis zu dem Zeitpunkte in der Geschichte zurückgehen, an welchem die Herrschaft des ersten Napoleons zusammenbrach, bis zum Jahre 1814. Napoleon hatte, verlassen von seinen Getreuen am 14. April jenes Jahres in Fontainebleau seine Abdankung unterzeichnet und sich nach der, ihm als souveränes Eigentum bewilligten Insel Elba zurückgezogen.

Das Kaisertum in Frankreich war zu Ende und ein König, Ludwig XVIII, bestieg den Thron. Dieser Bourbone war ein Bruder des unglücklichen Königs Ludwig XVI, der unter dem Fallbeil der Gouillotine geendet hatte. Als dieses traurige Ereignis eintrat, war der damalige Graf von der Provence 38 Jahre alt, und lebte in Koblenz, wohin er sich glücklich geflüchtet hatte. Nach der Hinrichtung seines Bruders proklamierte er sich als Reichsverweser Frankreichs und als im Jahre 1795 der unglückliche Knabe, der Sohn des hingerichteten Königs, den bestialischen Grausamkeiten der Republikaner erlegen war, nannte sich der Graf von der Provence Ludwig XVIII., König der Franzosen, und erließ Manifeste an die französische Nation. Vorläufig mußte er aber als Flüchtling von Land zu Land ziehen, denn der wachsende Ruhm und die Macht Napoleons beraubten ihn immer wieder des Asyls. In Bayern, am Rhein, in Blankenburg am Harz, in Venedig, in Mitau, in Warschau lebte der Thronprätendent in Armut, Geldmangel und Nahrungssorgen, Demütigungen und Verfolgungen ausgesetzt, bis er ein Asyl in England fand. Aber selbst in seiner schlimmsten Zeit verzweifelte Ludwig XVIII. nicht, sondern glaubte felsenfest an den Sieg seiner gerechten Sache. Neunundfünfzig Jahre war er alt, als er endlich durch die Bayonette der gegen Napoleon verbündeten Mächte wieder in Paris einzog und die Regierung übernahm. Das französische Volk hatte ihn nicht gerufen, ja, es wußte gar nichts mehr von seiner Existenz. Die Bourbonen sind schon seit Jahrhunderten ein degeneriertes Fürstengeschlecht und besonders haben sie das traurige Talent, sich die Herzen ihrer Völker zu entfremden. Schon nach einem Jahre hatte sich Ludwig XVIII. mit seiner Familie und seinem Anhange derart verhaßt in Frankreich gemacht, daß dem von Elba geflüchteten und in Frankreich gelandeten Napoleon ganz Frankreich und die Hauptstadt ohne Schwertstreich zufielen. Noch einmal ging Ludwig XVIII. in die Verbannung nach England und kehrte erst nach dem zweiten Sturze Napoleons wieder nach Frankreich zurück. Seine Regierung war auch jetzt eine derartige, daß man behauptete: „Die Bourbonen haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Ludwig machte sich und seine Dynastie in Frankreich immer unbeliebter. Als er im Jahre

1824 starb, stand es schon schlecht mit der Sicherheit des Thrones, auf welchem ihm sein jüngerer Bruder unter dem Namen Karl X. folgte. Nur sechs Jahre gelang es diesem, sich auf dem Throne zu halten, dann kam die Julirevolution von 1830, und die Herrschaft der königlichen Linie der Bourbonen war zu Ende. Auf die Revolution folgte aber nicht die Republik, sondern es kam das Königtum eines Orleans, das heißt eines Prinzen aus der Seitenlinie der Bourbonen.



Herzog Philipp von Orleans.

Das Herzogtum Orleans wurde seit dem Jahre 1344 von den französischen Königen den jüngeren Söhnen, die keine Aussicht auf Thronfolge hatten, als Apanage verliehen. Von diesen Herzögen von Orleans wurde der 1747 geborene Louis Philipp der Königsfamilie gefährlich. Schön, ritterlich und tapfer, aber auch lasterhaft und gewissenlos, strebte dieser rechte Vetter Ludwigs XVI. danach, den König vom Throne zu stoßen und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Stets war er in Opposition

gegen den Hof, und als die große Revolution in Frankreich begann, unterstützte er dieselbe heimlich und warf sich ihr schließlich offen in die Arme. Er legte seine Titel und Würden ab, nannte sich „Philipp Egalité“ und wurde aus kluger Berechnung einer der wildesten Revolutionsmänner. Er stimmte in der Nationalversammlung im Jahre 1793 für die Hinrichtung Ludwigs XVI. Seit jenem Tage ist das Band zwischen den königlichen Bourbonen von Frankreich und den Orleans für immer zerrissen und die beiden verwandten Familien sind einander todfeind. Philipp Egalité wurde wenige Wochen nach seinem königlichen Vetter ebenfalls hingerichtet, aber sein ältester Sohn wurde im Jahre 1830 Generalleutnant von Frankreich und kurze Zeit darauf unter dem Namen Louis Philipp König von Frankreich. Daß gerade ein Orleans und der Sohn des Egalité auf den Thron kam, kränkte die königlichen Bourbonen und ihre Anhänger am meisten. Natürlich



Maria Dorothea Erzherzogin von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans.

machten sie dem neuen Könige Opposition, und die Anhänger des abgesetzten Königs Karl X. nannten sich nun „Legitimisten“ und erhielten den Anspruch Karls X. auf den Königsthron aufrecht. Bis zum Jahre 1848 regierte der Bürgerkönig Louis Philipp, der sich und seine Familie durch schamlose Bereicherungen und unwürdige Geldgeschäfte in Frankreich so verhaßt machte, daß die Februarrevolution ausbrach, die ihn beseitigte. Die Anhänger dieses vertriebenen Königs nannten sich nun „Orleanisten“ und bis heut machen sie für ihren „Herrn“ Anspruch auf den französischen Thron. Der kurzen Zeit der Republik folgte von 1852 ab das Kaisertum Napoleons III., der die anderen Thronprätendenten, besonders aber die Orleanisten in gehässiger und kleinlicher Weise verfolgte. Indes hatten die Orleanisten Riesensummen für sich gerettet und noch heut verfügen sie über hunderte von Millionen Franken.

Als 1870 das zweite Kaiserreich zusammenbrach, erschienen natürlich wieder neben den Republikanern und Napoleoniden die Legitimisten und Orleanisten auf dem Plan und spekulierten auf den Thron. Die Legitimisten hatten als Thronprätendenten den Enkel Karls X., der nach dem Tode Karls im Jahre 1836 unter dem Namen Heinrich V. als König proklamiert war. Dieser Chef der Legitimisten lebte unter dem Namen eines Grafen von Chambord in Frohsdorf bei Wien in kinderloser Ehe mit der Prinzessin Maria Theresia von Modena. Die Orleanisten hatten den Enkel des Bürgerkönigs Louis Philipp, den Grafen von Paris, als Thronprätendenten schon seit 1850. Die Orleanisten wußten es 1873 durchzusetzen, daß das gegen sie unter Napoleon erlassene Verbannungsdekret wieder aufgehoben wurde, und nach ihrer Rückkehr nach Frankreich nahmen sie eine sehr energische Agitation zu ihren Gunsten auf. Diese war auch nicht ohne Erfolg, aber die Legitimisten störten ihre Kreise. Man versuchte eine Vereinigung mit ihnen, aber bei der Todfeindschaft der beiden bourbonischen Familien kam eine solche nicht zu stande. Für diese Feindschaft liefert die folgende charakteristische Anekdote einen deutlichen Beweis. Als im Jahre 1873 die Orleanisten in Paris Oberwasser bekamen, erhielt das Haupt der Legitimisten, der Graf von Chambord, in Frohsdorf einen Brief aus Paris. Als er ihn las, war

gerade sein Hauskaplan anwesend. „Ich hasse diese Leute, ich verabscheue sie!“ rief der Graf. Auf einen fragenden Blick des Kaplans fügte er hinzu: „Ich meine die Orleans.“ Der Geistliche entgegnete: „Monseigneur! Mit dem Hasse kommt man nicht ins Himmelreich. Wenn Monseigneur stürben, ohne verziehen zu haben, wäre die Hölle Ihr Los. Dort könnten Sie eventuell einen Orleans treffen!“ Graf Chambord lächelte und bemerkte nach einer Pause: „Daran hatte ich nicht gedacht. Eine Ewigkeit in der Gesellschaft eines dieser Orleans, das wäre allerdings entsetzlich! Ich will ihnen lieber verzeihen!“ Natürlich war es dem Grafen mit diesem Verzeihen niemals Ernst. Im Jahre 1883 starb Graf Chambord in Frohsdorf und die Thronansprüche der Legitimisten gingen infolge seiner Kinderlosigkeit auf die Orleanisten über. Ihnen schloß sich aber nur ein Teil der bisherigen Legitimisten an. Im weiteren Laufe der Jahre sind die Aussichten für die Orleans in Frankreich wieder geschwunden.

Im Jahre 1886 fand in dem Palais der Herzogin von Galliera, einer fanatischen Anhängerin der Orleans, ein großes Fest statt. Man feierte hier die Vermählung der Prinzessin Amalie von Orleans mit dem damaligen Kronprinzen und jetzigen Könige von Portugal. Dabei kam es zu einer derartigen royalistischen Kundgebung, daß sich die Regierung der französischen Republik dazu entschloß, durch Gesetz, alle Thronprätendenten aus Frankreich auszuweisen. Dieses Gesetz ist heut noch für die Orleans in Kraft. Im Jahre 1894 starb der Graf von Paris und seine Thronansprüche gingen auf seinen ältesten, 1869 geborenen Sohn, Philipp, über, der nunmehr das Haupt der Orleanisten wurde. Er ist mit der österreichischen Erzherzogin Maria Dorothea verheiratet. Er soll über ein Vermögen von 300 Millionen Franken verfügen, indes hat ihm alle seine Agitation in Frankreich bisher wenig genützt. Seine Chancen sind nicht besser als die der Napoleoniden.

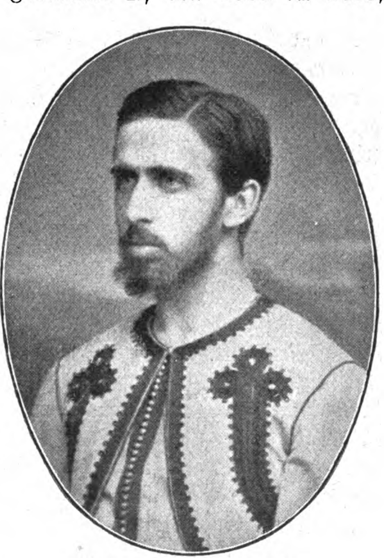
Noch zu Lebzeiten seines Vaters hat es der Herzog Philipp allerdings verstanden, durch einen Theatercoup die öffentliche Aufmerksamkeit in Frankreich für sich in Anspruch zu nehmen. Am 7. Februar 1890 erschien er plötzlich, aus der Schweiz kommend, in Paris, „um seiner Militärpflicht als Franzose zu

genügen". Er meldete sich auf dem Militärgestellungsamt und dort wußte man nichts Besseres zu thun, als ihn nach dem Kriegsministerium zu schicken. Von hier aus aber kam er direkt ins Gefängnis, weil er gegen die gesetzlichen Bestimmungen des Ausweisungsdekretes nach Frankreich gekommen war. Es kam zu einer Gerichtsverhandlung gegen den gefangenen Prinzen, wobei es sich zeigte, daß besonders die jüngeren Juristen Frankreichs sehr enragierte Orleanisten waren. Der Prinz hielt eine kurze Verteidigungsrede, bei der er aber nur zu deutlich merken ließ, daß sie auswendig gelernt sei. Der Gerichtshof verurteilte ihn zur niedrigsten Strafe, die auf sein Vergehen stand, nämlich zu zwei Jahren Gefängnis, und am 14. Februar wurde er zur Strafverbüßung nach Clairvaux gebracht. Hier hielt man ihn in mildester Haft, und der Prinz beschäftigte sich hauptsächlich mit der Lektüre der Zeitungen, die Artikel über ihn brachten. Die republikanische Regierung war aber durchaus nicht gesinnt, den Prinzen zum Märtyrer zu machen. Der Präsident begnadigte ihn schon in den letzten Tagen des Juni und ließ ihn unter polizeilicher Bewachung über die Grenze bringen.

* * *

Die Einigung Italiens, die im Jahre 1859 begann, hat einer ganzen Anzahl von regierenden Fürsten den Thron gekostet, und zumeist waren es Mitglieder der großen Familie der Bourbonen, welche Krone und Land verloren, und deren Nachkommen heute noch als Kronprätendenten gelten. Es muß allerdings ausdrücklich von diesen italienischen Kronprätendenten gesagt werden, daß sie blutwenig Aussicht haben, jemals wieder auf den Thron ihrer Familie zu gelangen, und zwar deshalb nicht, weil das Volk durch namentliche Abstimmung sich für immer mit Italien vereinigt hat. In den meisten Fällen haben die Familien, welche die Throne verloren, selbst die Schuld daran getragen, und die Vorgeschichte dieser Thronverluste wurde fast ausnahmslos von seiten der Regierenden befleckt durch unerhörte Grausamkeit, Verfolgung, Meineid und andere Verbrechen. Das Königreich beider Sicilien, mit der Hauptstadt Neapel, war im Jahre 1027 von den Normannen begründet worden. Seit dem Jahre 1735 war der Thron in den Händen

der Familie Bourbon, welche verjagt wurde, als Napoleon Italien eroberte und zu einer Republik machte. Im Jahre 1815 kehrten, mit Hilfe der Alliierten und besonders des österreichischen Staates, die Bourbonen wieder nach Neapel zurück und beseitigten hier alles von freiheitlichen und für das Land wertvollen Institutionen, welche die Franzosen unzweifelhaft geschaffen hatten. Sowohl Ferdinand I., von 1815 bis 1825, wie der Sohn, Franz I., von 1825 bis 1830, und dessen Sohn, Ferdinand II., von 1830 bis 1859, hatten unter den heiligsten Eiden beschworen, die Verfassung zu halten; sie thaten es aber stets nur, wenn eine Revolution ausbrach, und sie gezwungen wurden, dem Lande eine Art Verfassung zu gewähren. War die Revolution unterdrückt, dann wurde die Verfassung wieder abgeschafft, und die Anhänger derselben wurden in geradezu bestialischer Weise verfolgt und getötet. So wurden allein im Jahre 1849 zweiundzwanzigtausend Menschen wegen politischer Vergehen bestraft, und selbst die Minister, die der König gezwungenermaßen eine Zeitlang um sich dulden mußte, wurden auf die Galeeren geschickt. In den auf das Jahr 1849 folgenden Jahren wüteten die Bourbonen derartig in dem unglücklichen Lande, daß England und Frankreich sich ins Mittel legten, um den unglücklichen Bewohnern Erleichterung zu verschaffen. Zur Verteidigung gegen diese brutale Gewalt der Bourbonen wurde ein Geheimbund, die Camorra, begründet, und wenn es heute in Italien noch so viele politische Mörder,



Alfons, Graf von Caserta.

Anarchisten und Abenteurer giebt, so ist das immer noch die traurige Folge der abscheulichen Herrschaft der Bourbonen. Die Camorra untergrub die Stützen des Staates, und neben ihr arbeitete gegen die Bourbonen eine revolutionäre Partei und die Anhänger des ehemaligen Königs Murat. Die politischen Flüchtlinge thaten sich zu großen Räuberbanden zusammen, gegen welche selbst das Militär nichts ausrichten konnte, und die Regierung schämte sich nicht, andere Räuberbanden in Sold zu nehmen, um mit diesen die aus politischen Flüchtlingen bestehenden Räuberbanden zu bekämpfen. Im Jahre 1859 starb Ferdinand II. und am 22. Mai bestieg Franz II. den Thron. Er war ein junger und völlig unerfahrener Mann, glaubte aber verpflichtet zu sein, das Regierungssystem seines Vaters fortzusetzen. Vergebens rieten der russische und der französische Gesandte ihm, sich mit Sardinien zu vereinigen. Die Stimmung im Lande war gegen die Bourbonen, und alles drängte zur Vereinigung des ganzen italienischen Volkes. Am 11. Mai 1860 landete Garibaldi in Marsala auf Sicilien, und am 6. Juni war Sicilien in seiner Gewalt. Wie seine werten Vorfahren machte nun auch Franz II. in seiner Herzensangst alle möglichen Zugeständnisse. Er gab dem Lande die Verfassung von 1848 wieder, er gab dem Lande ein liberales Ministerium, er erließ eine Amnestie für politische Vergehen und erklärte sich zu einem Bündnis mit Sardinien bereit. Aber es war zu spät, und man kannte die Unzuverlässigkeit dieser königlichen Versprechungen. Im August fiel Garibaldi in Calabrien ein. Am 6. September verließ der König Neapel, um sich mit dem ihm treu gebliebenen Rest des Heeres von vierzigtausend Mann zurückzuziehen, und am 7. September hielt Garibaldi seinen Einzug in Neapel, jubelnd begrüßt von dem Volke, das froh war, die Bourbonen los zu sein. Viktor Emanuel II. erließ eine Proklamation an das Volk des Königreichs beider Sicilien, und am 21. Oktober 1860 begann die Abstimmung des Volkes über das Schicksal des Landes. Zwei Millionen Stimmen erklärten sich für den Anschluß an Sardinien und die Vereinigung mit dem Königreich Italien, und nur zehntausend Stimmen waren dagegen. König Franz protestierte öffentlich am 12. November gegen die Volksabstimmung und gegen die Einverleibung seines Königreichs in

das Königreich Italien. Die Truppen Viktor Emanuels eroberten das Land. Eine Stadt nach der anderen ergab sich, eine Festung nach der anderen kapitulierte. Unter allen Anhängern des Königs gab es eine einzige, mutige Person, und das war eine Frau, die Gemahlin des Königs, die bayrische Prinzessin Marie, welche die Bewunderung der ganzen Welt sich errang durch die Tapferkeit, mit der sie die Festung Gaëta bis zum 13. Februar 1861 verteidigte. Aus dieser Zeit stammt das Wort: „Auch unter den italienischen Bourbonen habe es nur einen Mann gegeben, und dieser Mann sei eine Frau, sei die Königin Marie gewesen.“ Der entthronte König Franz zog sich nach Oesterreich zurück und lebte hier unter dem Namen eines Grafen von Caserta. Ein Teil seiner Familienangehörigen versöhnte sich mit Viktor Emanuel und lebt heute noch in Rom. Die Ehe Franz' II. und der tapferen Königin Marie blieb kinderlos, und als daher Franz II. im Jahre 1894 starb, nahm sein Bruder Alfons, Graf von Caserta, seine Ansprüche wieder auf. Am 15. Januar 1898 erließ er von München aus einen neuen Protest gegen die Einverleibung des Königreichs beider Sicilien in Italien und erklärte, unter keinen Umständen auf seine Thronansprüche verzichten zu wollen. Alfons, Graf von Caserta, ist seit 1868 mit der Prinzessin Antoinette von Bourbon-Sicilien vermählt und lebt augenblicklich in Cannes. Seiner Ehe sind elf Kinder entsprossen, der zweite Sohn, Carl, hat vor kurzer Zeit die älteste Tochter der Königin von Spanien, die Prinzessin von Asturien, geheiratet.

Zu derselben Zeit, als das Königreich beider Sicilien von der Landkarte verschwand, verloren auch die Bourbonen den Thron, die in Parma regierten. Die Kaiserin von Frankreich, die zweite Gattin Napoleons I., die ehemalige österreichische Erzherzogin Marie Louise, war für den verlorenen Kaiserthron durch den Pariser Frieden und den Wiener Kongreß von 1815 dadurch entschädigt worden, daß sie zur souveränen Herzogin von Parma-Piacenza-Guastalla ernannt wurde. 1817 wurde jedoch auf dem Wiener Kongreß beschlossen, daß nach dem Tode der Erzherzogin und früheren Kaiserin das Herzogtum an einen Bourbonenzweig, an die Nachkommen des Königs Ludwig von Etrurien, fallen sollte. Als Marie Louise 1847 starb, fiel das

Herzogtum an den ehemaligen Herzog von Lucca, Karl III. Ludwig von Bourbon. Das Land war unter Marie Louise recht schlecht regiert worden, die Bewohner überschütteten daher den neuen Herzog mit Bitten um die Einführung von Reformen. Anstatt jedoch dem Lande die dringend notwendigen Verbesserungen zu gewähren, wandte sich der Herzog an Oesterreich um Hilfe, und dieses schickte ungarische Truppen im Jahre 1848 zur Besetzung des Landes. Diese österreichische Hilfe nützte nichts. Es brach eine Revolution aus, und der Herzog mußte nach einjähriger Regentschaft das Land verlassen. Parma schloß sich an Sardinien an und wurde von sardinischen Truppen besetzt. Aber Karl Albert von Sardinien war im Kriege gegen Oesterreich nicht siegreich, und als er Waffenstillstand schloß, mußte er sich verpflichten, Parma und Piacenza zu räumen. Die Oesterreicher besetzten das Land wieder, noch einmal eroberten es die Sardinier und noch einmal mußten sie es räumen. Inzwischen hatte am 14. März 1849 Herzog Karl II. Ludwig zu Gunsten seines Sohnes auf die Regentschaft verzichtet, und sein Nachfolger Karl III. begann im Lande ein Schreckensregiment, wobei er sich Neapel zum Muster nahm. Politisch Verdächtige wurden ohne Urteil hingerichtet, Männer und Frauen wegen politischer Vergehen zu Tode gepeitscht, kurzum, Karl III. handelte wie ein Verrückter. Nur die österreichische Besatzung des Landes verhinderte den Ausbruch einer neuen Revolution. 1856 wurde durch ein Attentat Karl III. so schwer verletzt, daß er Tags darauf verschied, worauf sein sechs Jahre alter Sohn Robert als


Herzog Miguel von Braganza.

Herzog proklamiert wurde. Für ihn, den Minderjährigen, übernahm seine Mutter, eine Prinzessin von Bourbon-Artois, die Regentschaft. Aber es war ihr nur eine kurze Thätigkeit als Regentin beschieden. 1857 verließen die Oesterreicher das Land. Sofort verlangte das Volk Anschluß an Sardinien, und als 1859 das Einigungswerk Italiens begann, verließ die Regentin am 30. April mit ihrem Sohne das Land, welches sich mit überwältigender Mehrheit für die Vereinigung mit Sardinien und dem Königreich Italien erklärte. Von St. Gallen aus protestierte die Herzogin-Regentin am 20. Juni 1860 gegen die Einverleibung und hielt die Ansprüche der Familie auf den Thron aufrecht. Nach seiner Großjährigkeit wurde Robert Kronprätendent, und heute lebt er, ohne etwas gegen Italien zu unternehmen, auf Schloß Schwarzen in Oesterreich, als Haupt einer Familie, welcher achtzehn Kinder angehören. Er hat sich zweimal verheiratet, im Jahre 1869 in Rom mit Maria Pia, Prinzessin von Bourbon-Sicilien, und im Oktober 1884 mit Marie Antonie, Herzogin von Braganza und Infantin von Portugal. Seine älteste Tochter war die Gemahlin des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, die vor einigen Jahren gestorben ist. Als ernstlichen Kronprätendenten wird man diesen Herzog von Parma, der ein sehr zurückgezogenes Leben führt, kaum betrachten können.



Herzog von Cumberland.

Sein Schwager, der Großherzog Ferdinand IV. von Toscana, ist ebenfalls ein italienischer Kronprätendent; er stammt aber nicht von den Bourbonen ab, sondern ist österreichischer

Erzherzog und gehört zu einer Seitenlinie des österreichischen Kaiserhauses. Toscana ist das alte Tuscien oder Etrurien, welches schon 1774 eine selbständige Markgrafschaft wurde. Im Jahre 1765 ging die Thronfolge auf die österreichische Kaiserfamilie über. Die napoleonische Zeit vertrieb die Regenten, aber nach dem Wiener Kongreß erhielt Ferdinand von Toscana sein Land zurück und dazu die Insel Elba und die Anwartschaft auf die Erbfolge in Lucca. Dieselbe Bewegung, welche in den italienischen Einzelstaaten in den vierziger Jahren herrschte, machte sich auch in Toscana geltend. Auch hier unterdrückten österreichische Truppen alle freiheitlichen Entwickelungen des Volkes, und erst im Jahre 1855 räumten die Oesterreicher Toscana. Einen Anschluß an Sardinien lehnte der damals regierende Großherzog Leopold ab, während das Volk für den Anschluß an das geeinigte Italien begeistert war. Der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1859, in welchem Oesterreich geschlagen wurde, veranlaßte eine Revolution in Toscana und speciell in der Hauptstadt Florenz, welche den Großherzog zwang, das Land zu verlassen. Leopold II. entsagte zu Gunsten seines ältesten Sohnes Ferdinand IV., und dieser machte alle möglichen Versprechungen, aber auch hier war es zu spät. Die Volksabstimmung erklärte sich mit überwältigender Majorität für den Anschluß an Sardinien, und am 16. April 1860 hielt Viktor Emanuel in Florenz seinen Einzug. Florenz wurde sogar für so lange die Hauptstadt Italiens, bis im Jahre 1870 auch der Kirchenstaat, und dadurch Rom, in die Hände Viktor Emanuels kam. Leopold II. starb 1870. Sein Sohn, der ehemalige Großherzog Ferdinand IV. von Toscana, lebt heute noch und hat seine Ansprüche auf den Thron nicht aufgegeben, obgleich er wohl nicht die geringste Aussicht hat, dieselben jemals zu realisieren. Er lebt in seiner österreichischen Heimat, und zwar in Salzburg, und aus seiner zweiten Ehe mit der Prinzessin Alice von Parma, einer Schwester des Kronprätendenten Robert, sind neun Kinder hervorgegangen, von denen das jüngste neun Jahre alt ist.

Der Familie der Bourbonen entstammt noch ein Thronprätendent, der auf die Krone Spaniens Anspruch erhebt. Es ist dies der bekannte Don Carlos, das Haupt der spanischen

Karlisten. Mit ihm und seiner Partei hat sich eingehend, bereits ein in diesen Blättern veröffentlichter Artikel beschäftigt.

Das Haus Braganza gehört ebenfalls zu den Depossedierten. Der Kaiser Don Pedro IV. von Brasilien wurde 1889 aus Brasilien vertrieben und starb zwei Jahre später, hinterließ aber keine männlichen Erben. Dagegen giebt es einen Prätendenten auf den Thron von Portugal aus dem Hause Braganza. Es ist dies der Herzog Miguel von Braganza, Oberst eines österreichischen Husarenregimentes. Er ist im Jahre 1853 geboren und seine Thronansprüche beruhen auf folgendem: Der im Jahre 1802 in Lissabon geborene Miguel, der dritte Sohn des portugiesischen Königs Johann VI., empörte sich 1824 gegen seinen Vater und zwang diesen zur Flucht auf ein englisches Kriegsschiff. Mit englischer Hilfe kam Johann wieder in sein Land, und Miguel wurde verbannt. Er lebte in Wien. Nach seines Vaters Tode überließ dessen ältester Sohn Pedro, der Bruder Miguels, Portugal seiner Tochter Donna Maria da Gloria, da er selbst Kaiser von Brasilien war. Bis zur Mündigkeit der Tochter sollte der bisher verbannte Miguel die Regentschaft führen, und wenn Donna Maria das nötige, heiratsfähige Alter erreicht haben würde, sollte sie die Gattin des Regenten, ihres Oheims werden und mit ihm den Thron teilen. 1828 übernahm Miguel die Regentschaft, aber nur zu dem Zwecke, um das Abkommen mit seinem Bruder Pedro nicht zu halten, sondern um sich selbst als König von Portugal zu proklamieren und ein Schreckensregiment im Lande zu beginnen. England und Spanien nahmen sich der schmählich in ihren Rechten gekränkten Donna Maria da Gloria an, Pedro eilte von Brasilien zur Hilfe herbei, und im Jahre 1832 mußte Miguel abdanken. Später verzichtete er gegen ein Jahresgehalt auf alle Thronansprüche, protestierte aber dann von Genua aus gegen seine Entsetzung. Er zog sich dann nach Baden zurück, heiratete eine Prinzessin von Löwenstein-Wertheim und starb 1866. Seine Rechte gingen auf den ältesten Sohn, den bereits oben erwähnten österreichischen Husarenobersten über, der allerdings noch Anhänger in Portugal besitzen soll, aber wohl selbst nicht mehr ernsthaft daran denkt, Verschwörungen gegen die jetzt in Portugal regierende Familie anzuzetteln.

Auch Deutschland hat einen Thronprätendenten, den Herzog von Cumberland, den ältesten Sohn des letzten Königs von Hannover. Die Einigung Deutschlands, die 1866 begann, hat verschiedenen Fürsten ihre Throne gekostet. Die Nachkommen dieser Fürsten aber haben ihren Frieden mit Deutschland und Preußen gemacht, mit Ausnahme des Cumberländers. Georg V., der letzte König von Hannover, war ein erbitterter Gegner Preußens. Er suchte die Freundschaft aller Feinde des preußischen Staates, und für Preußen war diese Feindschaft unangenehm und eventuell gefährlich, denn das feindselige Hannover trennte den westlichen Teil der preußischen Monarchie (Rheinland und Westfalen) vollständig von den östlichen Provinzen. Im Falle eines Krieges konnte das sehr gefährlich für Preußen werden. Im zweiten Teile seiner „Gedanken und Erinnerungen" schreibt Fürst Bismarck folgendes:

„Die unvorteilhafte Gestaltung, die Preußen auf dem Wiener Kongreß als Lohn seiner Anstrengungen und Leistungen davongetragen hatte, war nur haltbar, wenn wir mit den zwischen beide Teile der Monarchie eingeschobenen Staaten des alten Bündnisses aus dem Siebenjährigen Kriege sicher waren. Ich bin lebhaft bemüht gewesen, Hannover und den mir befreundeten Grafen Platen dafür zu gewinnen, und es war alle Aussicht vorhanden, daß wenigstens ein Neutralitätsvertrag zu stande kommen werde, als am 21. Januar 1866 Graf Platen in Berlin mit mir über die Verheiratung der hannöverschen Prinzessin Friederike mit unserm jungen Prinzen Albrecht verhandelte, und wir das Einverständnis beider Höfe so weit zu stande brachten, daß nur noch eine persönliche Begegnung der jungen Herrschaften vorbehalten wurde, um deren gegenseitigen Eindruck festzustellen.

Aber schon im März oder April fing man in Hannover unter fadenscheinigen Vorwänden an, Reserven einzuberufen. Es hatten Einflüsse auf den König Georg stattgefunden, namentlich durch seinen Halbbruder, den österreichischen General Prinzen Solms, der nach Hannover gekommen war und den König umgestimmt hatte durch übertriebene Schilderung der österreichischen Heereskräfte, von denen 800000 Mann bereit seien, und wie ich aus intimen hannöverschen Quellen entnommen habe, auch durch ein Erbieten von territorialer Vergrößerung,

mindestens durch den Regierungsbezirk Minden. Meine amtlichen Anfragen bezüglich der Rüstungen Hannovers wurden mit der fast höhnisch klingenden Auskunft beantwortet, daß die Herbstübungen aus wirtschaftlichen Gründen schon im Frühjahr abgehalten werden sollten."

Als sich die Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1866 mehrten, lag dem König Wilhelm von Preußen außerordentlich viel daran, Hannover nicht gegen sich zu haben, und er machte alle nur denkbaren Anstrengungen, um Hannover wenigstens zu einer Neutralität zu bestimmen. Welche Versuche dabei gemacht wurden, lehrt das Folgende: Der Vorleser König Wilhelms, der bekannte Geheime Hofrat Schneider, hat bekanntlich schon bei Lebzeiten König Wilhelms eine Lebensbeschreibung seines königlichen Herrn abgefaßt, deren Manuskript dieser selbst durchsah und korrigierte. Diese Lebensbeschreibung erschien unter dem Titel: „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms" nach dem Tode des Kaisers. In ihr erzählt Schneider, wie er auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes, insbesondere des Herrn von Keudell in jener kritischen Zeit nach Hannover gesendet wurde, um dort durch den ihm befreundeten Kabinettsrat Meding (der später unter dem Pseudonym Gregor Samarow politische Romane schrieb), eine Audienz bei König Georg zu erhalten, in welcher er die Gesinnung des Königs erfahren sollte. Es gelang Schneider, diese Audienz in sehr kurzer Zeit zu erhalten, und der König brachte selbst das Gespräch auf die schwebenden Angelegenheiten. Schneider schreibt:

... Der König fragte mich: „Und was sagen Sie zu der gespannten Situation, in der sich ganz Deutschland befindet?"

Nun konnte ich ohne Aufdringlichkeit meinem Herzen Luft machen und that es nicht allein nach meinem Auftrage, sondern nach meiner dem Könige ja so wohlbekannten Ueberzeugung.

Die nun beginnende, immer lebhafter werdende Unterhaltung dauerte nahezu anderthalb Stunden und wurde sogar einigemal durch Meldungen unterbrochen, in Folge deren der König im Nebenzimmer kurze Audienzen erteilte und dann zu mir zurück kam. Das Gespräch bewegte sich bald so ausschließlich in der politischen Aktualität, daß ich plötzlich abbrach und sagte:

„Eure Majestät sagen mir da so wichtige Dinge, daß ich fragen muß, ob Eure Majestät mir erlauben, diese Aeußerungen meinem Allergnädigsten Herrn zu berichten, oder bitten muß, mir das nicht zu sagen, was ich nicht wieder sagen darf. Eure Majestät wissen zwar, daß ich nicht fähig bin, Eurer Majestät Vertrauen zu mißbrauchen, noch weniger fühle ich mich aber fähig, meinem Herrn etwas vorzuenthalten, was ihm nützlich oder schädlich sein könnte. Ich bin keine amtliche Person, aber seinem Könige zu dienen, ist das Amt jedes Preußen; bitte mir also gnädigst zu bezeichnen, was ich meinem allergnädigsten Herrn von dem Gehörten berichten darf, oder vielleicht — soll? — Ich werde resümieren, wie und was ich verstanden und bitte gehorsamst, mich bei irriger Auffassung zu rektifizieren."

„Die in diesem Jahre früher als sonst geschehene Einziehung der Beurlaubten zur Exerzierzeit habe ich nur angeordnet, weil die Berichte aus allen Teilen meines Landes eine ungewöhnlich gesegnete Ernte in Aussicht stellen und ich dem Landbau in der Erntezeit nicht die kräftigsten Arme entziehen will. Die Maßregel hat keinerlei Zwecke gegen Preußen, macht mich aber allerdings bereit, allen Eventualitäten, welche die gegenwärtige, überaus beklagenswerte Situation für Hannover herbeiführen könnte, besser zu begegnen. Der beste Beweis, daß es nur eine administrative Maßregel ist, liegt wohl darin, daß sie dem Staate keinen Groschen mehr, als in jedem Jahre, kostet.

Ich halte fest am Bunde und am Bundesrechte, bis ans Ende!

Ich werde nicht zugeben, daß man Oesterreich, welches bis jetzt durchaus korrekt gehandelt hat, angreift.

Ich kann Preußen kein Recht auf die Annektierung der Elbherzogtümer Holstein und Schleswig zugestehen. Preußen und Oesterreich haben Holstein und Schleswig nur für den Bund erobert und es widerstreitet meinem Gefühl, fremdes Gut zu nehmen.

Ich habe keinen Begriff von einer anderen Organisation der Norddeutschen Bundeskontigente, ohne Beeinträchtigung der Souveränität in den Einzelstaaten. Wer mir den Befehl über meine Truppen nimmt, der nimmt mir meine Souveränität."

Natürlich sprachen sich diese Sätze nicht so crude und concis aus, als sie hier zusammengefaßt sind, aber sie geben Inhalt und Absicht des geführten Gesprächs in kürzester Fassung wieder. Auch diesmal machte der König Georg den Eindruck eines wahrhaft religiösen, streng konservativen und durchaus rechtlichen Mannes auf mich, wie ich ihn schon als Kronprinz kennen gelernt. Er war tief durchdrungen von allem, was er sagte, bekannte sich offen zu den Ueberzeugungen, welche der Liberalismus so gern ertötet haben möchte, um nach eigener Herzenslust schalten und walten zu können. Wie mich das erquickte und stärkte, brauche ich wohl nicht zu sagen.

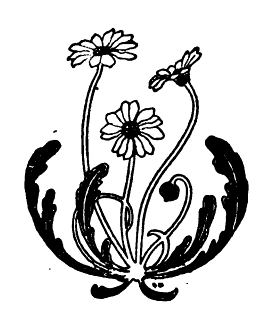
Vollständiger und rascher hätte sich der Auftrag wohl nicht erledigen lassen, als es mir durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen gelungen war. Leider konnte ich Freund Meding nicht mehr sprechen, um auch ihm Kenntnis von dem zu geben, was der König mir gesagt, denn ich wollte nun schon mit dem Mittagszuge nach Berlin zurück.

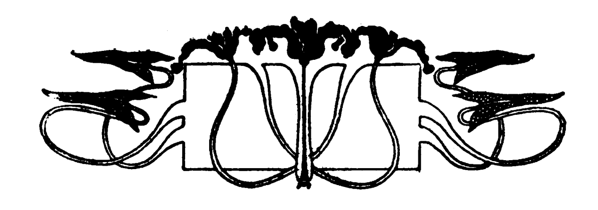
Spät abends in Berlin angelangt, traf ich leider Herrn von Keudell nicht mehr, ließ ihm aber sagen, daß ich morgen früh die Ehre haben würde, Seine Majestät den König zu sehen; wünsche er nun nicht, daß ich an Allerhöchstdenselben über das Erfahrene berichte, so möge er es mir vor 7 Uhr sagen lassen. Dies geschah nicht, und so mußte ich denn zuerst den König in Kenntnis von dem Resultate meiner Sendung setzen. Seine Majestät der König hörte sehr ernst und aufmerksam zu, gestattete auf meine Anfrage auch, daß ich das Unangenehme sagen dürfte, und brach dann in die Worte aus:

„Ich weiß, sie sind alle gegen mich, alle, bis auf Hessen und Mecklenburg! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgiebt.“ —

Alle Versuche Preußens, Hannover zur Neutralität zu bewegen, scheiterten; König Georg trat auf Seite Oesterreichs und dieses wurde bekanntlich geschlagen. Für das siegreiche Preußen war es eine Lebensbedingung, Hannover, das sein Staatsgebiet in so unangenehmer Weise trennte, zu annektieren, und es that dies, obgleich es gerade dem König Wilhelm sehr zu Herzen ging, einen König zu depossedieren.

Die hannöversche Königsfamilie zog sich nach Oesterreich zurück, und da sie von dort aus gegen Preußen konspirierte, gab dieses das konfiszierte Privatvermögen der königlichen Familie nicht heraus. Der ehemalige König von Hannover starb im Jahre 1878, er soll seinem Sohne einen Eid darauf hin abgenommen haben, daß dieser sich niemals mit Preußen versöhne. Dieser Sohn, der jetzige Herzog von Cumberland ist bekanntlich mit einer dänischen Prinzessin verheiratet, lebt in Gmunden und hat sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Der älteste der Söhne ist jetzt 21 Jahre alt und man nimmt an, daß er einst Frieden mit Preußen machen und die Regentschaft des Herzogtums Braunschweig übernehmen wird. Die große Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen Kaiser Wilhelms II. hat den Nachkommen des verstorbenen Königs Georg von Hannover vor einiger Zeit auch die Ausfolgung des konfiszierten königlichen Privatvermögens verschafft.





Der Lug.

Novelle von **Ernst Zahn.**

(Nachdruck verboten.)

Um den mächtigen Gipfel des Mittagsstockes schwebten weiße Nebel. Noch immer überzuckert mit Neuschnee starrte der Berg in das wandernde Gewölk am hellen Himmel. Die Kühle des Aprilmorgens lag in tauiger Reinheit über dem Land. Es lachte der Tag.

In die lautlose Stille ringsum klangen vom Berg aus in die blaue Luft harte Schläge wie von Eisen, das ins Gestein fährt. Hoch oben an gewaltiger Wand, dahin nur der geübte Bergsteiger und abgehärtete Gänger sich durchzwingt, arbeiteten zwei Männer emsig daran, letzte Schneespuren vom Felsen wegzuschaffen, um für ihr Seil sicheren Halt zu finden.

Die beiden Strahler*) hatten im Herbst an der nur von hier aus zugänglichen Felswand eine vielversprechende Crystallader entdeckt, auch das wertvolle, rauchfarbige Gestein schon blosgelegt und waren nun gekommen, ihre Beute zu holen, ehe andere die Stelle fänden.

Eben warf der größere der beiden Männer die letzte Schneescholle in die Tiefe. Ein Donnern folgte dem Wurf. Da unten ging eine Lawine nieder, welche die Scholle gelöst hatte.

---

*) Krystallsucher.

„So," redete der Werfer, seine Schaufel an den Felsen lehnend, „mach die Eisen fertig, Joseph!"

Der Angeredete, ein schon älterer Mann, eine kurze, hagere, wie ausgetrocknete Gestalt, machte sich am Seil zu schaffen. Sein häßliches, verwittertes Gesicht mit dem schwarzen, ungefügen Haupt- und Barthaar zeigte einen Ausdruck von Härte und Energie, wie sie selbst unter den rauhen Bergbauern dieser Gegend eine Seltenheit waren. Der Mensch glich der knorrigen Zwergfichte, zäh und ausdauernd in allem Sturm. Freilich, im Thal nicht nur, sondern im weiten Gebiet des Hochgebirgs war der Schirner-Josep trotz seiner vorgerückten Jahre als der zuverlässigste Führer und der verwegenste Jäger wie auch der glücklichste Krystallsucher bekannt.

Nun hatte er das Seil gelöst und schlang es um den gewaltigen Steinblock, den sie freigelegt hatten.

„Bind dich an, Toni," knurrte er finster und unfreundlich.

Der andere, ein mit Schirner in ungefähr gleichem Alter stehender, mittelgroßer Bergbauer mit offenen, von grauem Bart umrahmten Zügen, achtete nicht darauf.

„Wollen wir nicht auf den Vinzenz warten?" fragte er.

„Warum? — wer weiß, wann der kommt!" gab der Schirner zur Antwort.

Der Toni Epp faßte das freie Ende des Seils und machte Miene, es sich kunstgerecht um den Leib zu schlingen.

„Hast nicht noch ein älteres gehabt?" fragte er mit heftigem Vorwurf.

Der Schirner-Josep verzog keine Miene.

„Das ist noch lang gut genug," sagte er, und dann fragte er kurz und stockend:

„Hast etwa Angst dich hinabzulassen? — Dann — kann ja ich — —."

Er vollendete nicht. Der Epp hatte ohne ein Wort weiter das Seil umgelegt und trat, in der Hand die Brecheisen, an den Rand des Abgrundes.

Es war, als würde das braune, verwitterte Gesicht des Schirner-Josep fahler; seine Hand zitterte leicht, als er, niederknieend, das Seil am Felsen festzuhalten sich anschickte. Im nächsten Augenblick schon war jede Spur von Erregung von

ihm gewichen, und, jede Muskel gespannt, erwartete er mit straffem Seil den Hinabstieg des anderen.

Der begann seine gefährliche Fahrt.

„Halt gut wie immer,“ sagte er, während er sich über den Felsvorsprung hinunter ließ.

Jetzt verschwand er langsam in der Tiefe. Noch fand sein Fuß da und dort einen Halt. Jetzt spannte sich das Seil, ein Beweis, daß der Strahler in der freien Luft schwebte. — Jede Faser des alten

Unsicher griff Schirners Rechte in die Westentasche und brachte ein Messer heraus . .

Gewebes krachte, — das Seil konnte nicht mehr sicher sein! — Doch es hielt aus! — die Augen des Zurückgebliebenen

hafteten auf den sich bedrohlich dehnenden Strängen, es war ein furchtbares, atemloses Schauen. — Das Seil hielt aus! — Unsicher griff Schirner's Rechte in die Westentasche und brachte ein Messer heraus. Ein Ausdruck aus Roheit und Gier gemischt trat in des Bauern Gesicht. Mit den Zähnen öffnete er das Messer. Eintönig scholl indessen das Steinbrechen des in der Tiefe Arbeitenden herauf. Ein warmes Licht strömte auf die Felsplatte und milderte das Grausige der toten Einsamkeit. Da kam es wie der Wiederhall eines Männerschrittes von der westlichen Seite des Berges.

Der Schirner fuhr zusammen. Dann tastete er hastig nach dem Seil. Zweimal fuhr die scharfe Messerklinge in die alten Fasern; — ein Ruck — ein Reißen — dann ein kurzer, bitterer Schrei aus der Tiefe — und alles war still bis auf das Geräusch, das einen Bergankllimmenden verkündet! — Der Alte auf dem Felsen lehnte sich zurück an die Steinwand. Ein stockender Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust. Scheu steckte er das Messer wieder zu sich; dann lauschte er auf die sich nahenden Tritte.

Wenige Minuten später tauchte ein blonder Männerkopf drüben auf, und mit einem energischen Sprung erreichte einer, ein junger Bursch, die Felsplatte.

Er war hoch und schlank gewachsen. Ein edler, wenig bäurischer Zug war in seinem blondbärtigen, ernsten Gesicht; und die Dorfburschen, die den Vinzenz Schirner einen „Gspässigen" nannten, hatten so Unrecht nicht; denn er hatte wenig mit ihnen gemein. Auch mit dem Vater hatte er nicht die geringste Ähnlichkeit, es sei denn, daß er ein ebenso kühner Älper wie dieser zu werden versprach. Er glich seiner toten Mutter, die eine Böhmin gewesen, ein schönes fahrendes Weib, das durch Verkettung seltsamer Schicksale die Frau des Schirner-Josep geworden.

„Kommst zu spät," redete dieser in sonderbarem Tone den Kommenden an. „Der Epp ist abgestürzt!"

„Abgestürzt? — Wo?" schrie der Vinzenz auf.

Seine blauen scharfen Augen irrten in plötzlichem, wildem Erschrecken über des Vaters fahles Gesicht. In dem zuckte keine Muskel.

„Da — das Seil ist gerissen — und — —"

Bis an die äußerste Felskante trat der junge Bauer hervor und starrte hinab.

„Der ist tot!" sagte er schwer.

Da legte ihm der Alte die Hand auf die Schulter. Seine Augen funkelten.

„Bub, ich hab' Dir gesagt, daß wir einen guten Fund gemacht haben! — aber — da unten stecken zehntausend Franken in den Steinen! — Es soll's niemand wissen als ich und Du! Du hast dein Seil! — Laß mich hinab! — Wir müssen heut' das meiste holen, bevor andere dazu kommen!"

Ein Schauer ging durch den mächtigen Leib des Jungen.

„Ihr — was seid Ihr für einer, Vater!" stammelte er mit verzerrtem Mund.

„Und der Tote?" stieß er dann hervor.

Der Alte wurde unruhig.

„Bist verrückt?" sprach er störrisch. „Was hast denn? — Laß uns arbeiten jetzt."

Der Vinzenz beschaute den Seilstumpf. Sein Gesicht wurde weißer und weißer. Es war, als faßte ihn ein Schwindel.

„Das alte Seil — ja — ja — das alte Seil," flüsterte er in sich hinein.

Dann plötzlich legten sich seine Finger wie Schrauben um den Arm des Alten.

„Den Toten," raunte er ihm ins Ohr, „komm, wir müssen den Epp suchen!"

Damit zog er den Vater, der ihm widerstrebend folgte, hinab auf den halsbrecherischen Weg.

2.

Im braun verschindelten sauberen Haus des Mättelibauern lag ein Toter. Nicht auf seinem kleinen Mätteligut bei Weib und Kind hatte den braven und fleißigen Mann der gewaltige Machthaber zum Sterben getroffen; des Toni Epp gefährliches Nebengewerbe, das Strahlen, hatte ihn vor der Zeit ans End' gebracht.

Was war da Neues, daß im Gebirg, im Dorf Frutten

selber, eine Lücke in die Reihe der Krystallsucher kam? Jährlich fast kam einer oder der andere um bei dem Gewerb.

Als die beiden Schirner die Nachricht ins Dorf gebracht hatten, daß der Toni Epp verunglückt sei, da hatten sich Tags darauf Polizist und Gemeindepräsident des Ortes mit dem alten Schirner und ein paar anderen Männern auf den Weg gemacht nach der Kluft, wo der Leichnam lag. Die Amtspersonen hatten ein Protokoll aufgenommen und alles so gefunden, wie der Schirner-Josep es erzählt hatte. Der konnte ihnen sogar das zerrissene Seil vorweisen, das nach seiner durchaus glaubhaften Aussage an scharfer Felskante sich durchgerieben hatte; und so war alles in Ordnung befunden und das Protokoll geschlossen worden. — Den Toten aber trugen sie der bleichen, ernsten Bäuerin ins Haus.

Seit gestern abend lag er da, morgen sollte er beerdigt werden.

Durch die einfachen, weißen Vorhänge am Fenster der schmucklosen, aber von fast peinlicher Sauberkeit zeugenden Schlafstube stahl sich der leuchtende Abglanz der Lichtwogen, welche das Thal durchwallten. Wie duftige, goldene Glorie wob sich der Sonnenstaub um den fahlblonden Scheitel der Rosi, der Tochter des Bauern. Sie saß unweit des Bettes, in welchem der Tote lag, die Hände im Schoß gefaltet, das zarte Gesicht mit den unregelmäßigen, aber seltsam feinen Zügen vergrämt und geneigt und schwere Tropfen in den großen, graublauen, etwas tiefliegenden Augen. Mit zuckenden Lippen spähte sie zuweilen nach dem weißen, kranzgeschmückten Lager. Der dort schlief, hatte an seinem einzigen Kind gehangen wie selten einer, und die Lücke, die er riß, klaffte weit. —

Von Schmerz übermannt, hatte die Rosi plötzlich das Gesicht in den Händen geborgen. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und die Bäuerin trat leise ein. Sie trug ihr schwarzes Sonntagsgewand, das ihre hohe Gestalt umschmiegte und den Eindruck der Festigkeit und Selbstbeherrschung, den das Weib bot, erhöhte. Ihr noch immer schönes Gesicht entbehrte jeder Farbe, aber es zeigte kaum eine Thränenspur, und die zusammengepreßten Lippen bewiesen, wie sie Gewalt über sich besaß. Die Mättelibäuerin mochte den Vierzigern

sich nähern, während ihre Tochter kaum achtzehn Jahre zählte. Der ersteren goldbraunes Haar schimmerte schon stark ins Graue. Arbeit und Sorge waren stets ihr reichlich' Teil gewesen und hatten ihrem Jungsein enge Grenzen gesteckt.

Mit unhörbaren Schritten trat sie hinter die Rosi.

„Komm', Maitli," sagte sie weich, „mußt Dich drein fügen! 's ist halt dem Herrgott sein Willen gewesen!"

Mit kraftvollem Arm zog sie die Weinende empor und führte sie hinüber in die Nebenstube, einen ebenso weiß gescheuerten traulichen Raum mit großem Eichentisch, Stühlen und Bänken aus rohem Holz und gleichen weißen Vorhängen an den blanken Fenstern.

Auf dem Tische lag ein mächtiger Kranz aus Frühblumen und Tannenzweigen. Den hatte der Bursche soeben gebracht, der noch dort am Fenster stand und der sich beim Eintritt der beiden Frauen langsam und wie in einem Banne nach ihnen umwandte.

„Siehst, der Vinzenz hat uns auch etwas Gutes thun wollen," sagte die Bäuerin, auf den Kranz weisend.

Die Rosi sah mit schwimmenden Augen hinüber zu dem jungen Bauern.

Der zwang seine mächtige Gestalt auf und trat näher. Die Hand, welche er dem Mädchen bot, zitterte ein wenig, aber die Stimme hatte er in seiner Gewalt, und es klang ruhig, zu ruhig fast, als er sagte:

„Mußt Dich trösten Rosi! es geht halt einmal so in der Welt! Sterben müssen wir alle!"

Hinter ihm knarrte die Thür im Schloß. Die Bäuerin war hinaus gegangen und hatte die zwei jungen Menschen allein gelassen. Der Vinzenz mochte dem Maitli ein besserer Trost sein als sie, die Mutter selber!

Einen Augenblick standen die zwei, von der Helle des Sonnenglanzes umsprüht, schweigend einander gegenüber. Dann hob auf's neue ein Schluchzen der Rosi die Brust, und wie nach einem Halt suchend, faßte sie die Hände des Burschen und schmiegte sich an ihn, dem sie sich zugelobt hatte vor ein paar Wochen — freilich ohne Wissen der beiden Väter — die hätten den Bund kaum gesegnet!

Zuerst hatte es geschienen, als wolle der Vinzenz das Mädchen zurückstoßen; wie ein jäher Schreck war es bei ihrer Berührung durch seinen Körper gegangen. Dann aber zog er sie näher, legte ihren Kopf an seine Brust und seine Hand auf ihren lockigen Scheitel, als wollte er ihr wehren, ihm in die Augen zu sehen. So standen sie, ohne zu reden, und über seine Liebste hin ging des Burschen Blick durchs Fenster in die duftverschleierte Ferne, wo die Lichtstreifen unruhig flirrten. Daß die Augen ihm schmerzten von dem Hinstarren, das achtete er nicht. In das Schweigen der Stube spannen seine Gedanken irre Bilder. Er vergaß, wo er war.

Er sah sich und den Vater in der Kluft am Mittagstock. Sie hatten den Vater der Rosi gefunden mit der klaffenden Stirnwunde, die ihm den Tod gebracht, und sonst seltsam unverletzt trotz des schweren Falles. Sein Erstes war gewesen, zu forschen, ob noch Leben in dem Körper sei; da hatte er gesehen, daß nichts zu hoffen blieb. Mit seinem Tuch hatte er dem Toten das Gesicht bedeckt und ihn dann wie einen Schlafenden in die Steine gebettet. Bei all dem hatte der Vater ihm hilfreiche Hand geleistet. Und da — plötzlich hatte sich ihm, Vinzenz, die furchtbare Frage auf die Lippen gedrängt:

„Habt Ihr's gethan, Vater?"

Nicht ein Zug in des Alten furchigem Gesicht hatte sich verändert.

„Nimm dich in acht, Bub! — du weißt nicht, was d' red'st! Es ist doch nicht 's erste Mal, daß ich mit dem Toni 'gangen bin!"

Das war so hart und rauh hervor gestoßen, als wäre keine Regung in der Seele dessen, der sprach.

„Aber ihr habt einander nicht recht leiden können und seid nur um des Geschäfts willen zusammen aus! Und dann das Seil! — Warum habt Ihr das alte genommen, Vater?" hatte er, Vinzenz, fast drohend weiter gefragt.

Da war der Vater ihm nahe getreten und hatte ihn mit einem furchtbaren Blick unter den buschigen Brauen hervor angesehen.

„Schweig', Bursch'," hatte er geknirscht in dem Ton, mit welchem er den wilden Knaben einst in Furcht gehalten. „Willst über deinen Vater richten? — Vergiß nicht, daß du mein Blut bist! — — Ich hab' das Seil noch nicht außer Gebrauch

geben wollen! 's ist ein Unglück! Aber 's hätt' gehalten, wenn der Toni ruhiger geschafft hätt' am G'stein!"

Da hatte er den Vater nicht weiter reizen können. Irgendwo in seinem Herzen hatte sich ein Rest von Anhänglichkeit geregt, den die Rauheit des Alten noch nicht in seinem anders gearteten Sohne ertötet hatte.

Aber die Last auf seiner Seele war nicht gewichen! Die heiße Angst verließ ihn nicht, der Steinreichtum, den die beiden ein Zufall hatte finden lassen, könnte in dem Vater den Wunsch geweckt haben, allein den Fund auszubeuten. In seinem Inneren brannte die Qual! Vor ein paar Wochen hatte er sich das errungen, was ihm in der Welt das Höchste deuchte. — Die Rosi hatte sich ihm zu eigen gegeben. Jetzt war der Rosi der Vater gestorben, und sein Vater konnte sein Mörder — — —

„Es ist nicht möglich!" sagte er plötzlich ganz laut vor sich hin.

Das Mädchen hob den Kopf und sah ihn fragend an. — Eine Blutwelle schoß ihm ins blasse Gesicht.

„Was hast , Vinzenz?" fragte die Rosi leise.

„Nichts, nichts! Dumme Gedanken!" stammelte er.

Dann beugte er sich nieder zu ihr.

„Gelt," flüsterte er ihr ins Ohr, „mit dir und mir kann's nimmer anders werden?"

Ihre Augen brannten in die seinen.

„Ich weiß nicht, wie du's meinst, aber — komm zum Vater! Vor ihm will ich dir versprechen, daß ich nimmer von dir lass'!"

Ein kalter Schauder überlief ihn und tötete die Freude an ihren Worten. Nicht um alles in der Welt hätte er mit ihr hineintreten können zu dem Toten.

„Ich glaub' dir Rosi," redete er mühsam.

Dann preßte er ihr die schmale Hand, daß es sie schmerzte, und wortlos wandte er sich plötzlich und ging. An der Thür traf er die Bäuerin. An der schlich er scheu vorüber und bot ihr ein seltsam zitterndes „Ade Frau!"

3.

Seit Wochen lag der Mättelibauer im Grab. Blaue Glocken und weiße Gänseblumen blühten üppig auf dem Hügel, und des Sommers heißer Atem strich durch den bergumschlossenen Friedhof.

Der Sommer hatte das Dorf belebt. Die zwei Gasthäuser waren voll bis unters Dach von Fremden, welche den stillen, weltabgeschiedenen Ort, der sich malerisch an einen grünen Hügel anlehnte, zum Aufenthalt gewählt hatten. Vier Gebirgsstöcke ragten als Wächter empor; auf diesen gewaltigen Säulen ruhte das Stückchen Himmel, welches für die Einsamkeit blaute. Zwei in ungezähmter Wildheit durch felsiges Bett thalabwärts stäubende Bäche begrenzten den Ort und tosten ihre Sturmmelodien in seine Stille. Dort, wo die breite Dorfstraße zu weitem Bogen ausholte, um das Gefälle zu überwinden, unweit des Punktes, wo in Abgrundtiefe die beiden Wasser sich einten, lag rechts das Mätteligut und gegenüber die rauchschwarze Behausung, mehr Hütte als Haus, des Schirner-Josep.

Von dem letzteren erzählte man sich im Ort, daß er an der Stelle, wo der Epp-Toni verunglückte, einen großen Steinschatz gehoben habe und plötzlich ein wohlhabender Mann geworden sei. Und so wohl man den Alten, der sein ganzes Leben im Dorfe zugebracht hatte, kannte und wußte, daß nie etwas Schlechtes über ihn verlautet hatte, so war doch etwas durchgesickert durch die Geschichte jenes Unfalls, ein Wort vielleicht nur, das einer der Dörfler hatte fallen lassen. Das ging um im Ort, weckte da und dort ein ungläubiges Kopfschütteln, bei einigen wenigen aber auch Verdacht. Wäre Winterszeit gewesen, die Zeit des unthätigen hinter dem Ofen Hockens, es möchte vielleicht das eine Wort zu bösem Gerede sich ausgewachsen haben. Wie es war, waren die Bauern allzusehr beschäftigt auf ihrem Land, als daß sie sich lange um die Angelegenheit eines Einzelnen hätten kümmern können. Die waren jetzt mitten in der Heuernte.

Am Kirchhügel in der einen großen Matte, welche zum Eigen des Mättelibauern gehörte, heuete dessen Witfrau mit Knecht und Magd und zwei Tagelöhnern. Ein würziger Duft

strömte von der Matte; das kräftige Futter hatte die heiße Sonne eines einzigen Tages getrocknet, und die Leute waren beschäftigt, es in Haufen zu rechen und zum Eintragen bereit zu machen.

Melk, der Knecht, welcher eintrug, war eben im Begriff, sein Seil um eine der Heuschichten zu legen, wobei ihm die alte Magd behilflich war. Der Bursche, ein hübscher, noch junger Mann mit schwarzem Haar und kleinem gleichfarbigen Schnurrbart, redete während seiner Arbeit eifrig auf die Alte ein.

„Magst sagen, was d' willst, Trini, aber es ist etwas nicht richtig 'gangen bei dem Bauer seinem Tod! Der Schirner, der ist so hart wie die Steine, in denen er sein Lebtag herumgestiegen ist; dem merkst freilich nie an, daß er etwas auf dem Gewissen hat. Und der Junge, der wird ihm wohl geholfen haben!"

„Schäm' Dich, Melk," antwortete im Zorn die Magd. „Da kann ich dir meine Seel' dafür verbürgen, daß der Vinzenz dem Epp nichts gethan hat! Aber du magst ihn halt nicht, weil die Rosi ihn gern hat und Du selber ein Aug' auf das Maitli hast, du Einbildeter Du!"

Mit einem bösen Wort warf der Knecht die Heubürde auf den Rücken. Dann sagte er: „Er soll sich in acht nehmen! Wenn ich etwas merke, weiß ich, wo ich zu reden hab'!"

Er wollte gehen. Da klang eine harte Stimme hinter ihm:

„Kannst dich um einen andern Dienst umsehen, Tonimelk, — Ich kann keinen im Haus brauchen, der so Schlechtes von einem andern red't und doch weiß, daß er einen Lug sagt!"

Das war die Bäuerin, die redete. Zufällig hatte sie hinter einem großen Stein das Gespräch der zwei gehört. Nun war ihr Gesicht fahl vor Erregung, und ihre Nasenflügel bebten.

Der Knecht warf die Bürde ab. In sein Gesicht trat ein halb trotziger, halb spöttischer Zug.

„Wißt Ihr denn so bestimmt, daß ich lüge, Frau?"

„Ja!" sagte sie kurz und wandte ihm den Rücken. Hinter ihr scholl das Schelten des Knechtes.

Mit den gewohnten stillen Schritten ging sie über die

Matte und gab den von ihr angestellten Heuern klar und ruhig einen Auftrag, ehe sie heimwärts schritt. Und doch war Sturm in ihrer Brust!

Den kämpfte sie desselben Abends aus, als es ruhig geworden war im Haus und selbst die Rosi sich schlafen gelegt hatte. Bei verglimmender Lampe saß die Mättelibäuerin am offenen Fenster und starrte die schwarzen Umrisse das Nachbarhauses an, in welchem kein Licht mehr war, aber über dem ein großer, blauer Stern am nächtigen Himmel stand, der ein fast mondhelles Licht niedergoß auf das Schindeldach. Es war, als flösse ein Segen auf das Haus. Die Bäuerin sann. Tag und Nacht seit dem Tode ihres Mannes rief sie sich zurück und vor allem die Stunden vor seinem Begräbnis. Blitzartig war damals ein Verdacht in ihr aufgetaucht, aber ebenso schnell hatte sie ihn von sich gewiesen. Jetzt war er auf einmal wieder da, nur schrecklicher, als äffe und peinige sie ein Nachtgespenst — Sie dachte an den alten Schirner. Aus seinem Furchengesicht war nimmer eine Schuld zu lesen, und doch — der — wenn's einer könnte! — Und der Junge? — Ein Stich fuhr ihr ins Herz. Auf den fiel kein Schein von Schuld, den kannte sie, wie sie die Mutter gekannt hatte! Dem und keinem lieber hätte sie ihr einziges Maitli anvertraut! — Die beiden, der Bursch und das Maitli, waren einig gewesen! Die Rosi hing an ihm mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens; der würde es ans Leben gehen, wenn sie ihren Buben verlöre! — Nur — in der letzten Zeit war der Vinzenz so sonderbar, gleichsam scheu! Er vermied es fast, herüber zu kommen, und wenn er kam, war's, als laste etwas auf ihm!

Alles das erwachte plötzlich in der Brust der Frau und wuchs sich aus und stempelte den Verdacht zu grauser Wahrscheinlichkeit.

Am Fensterkreuz richtete sich die Grüblerin auf. Der Kopf war ihr schwer und sank, hart aufschlagend, an das Holz des Kreuzstockes. — „Wenn der Tonimelk recht hatte, Herrgott im Himmel, was wurde aus der Rosi und ihrem Liebsten!“

Sie kam zu keinem Schluß, und — vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben — war die willensstarke Frau ihres

Ziels sich nicht mehr bewußt! Als sie ihr Lager suchte, war es nicht, um zu schlafen. Sie zermarterte sich weiter den schmerzenden Kopf, bis blasser Morgenschein die Stube hellte und der ermattete Körper für eine Stunde sein Recht verlangte.

4.

Die kleine Bergwelt war um vierzehn glühende Sommertage älter. In Frutten war ein Feiertag.

Die Nacht hatte den lichtgewohnten Himmel mit drohendem Gewölk überzogen. Ein heftiger Nordwind trieb das graue Schwadenchaos in Wirbeln nach Westen und peitschte weiße Nebelfetzen den Bergen entlang. In den Wind schallten wenig feierlich die Kirchenglocken. Die riefen zum Gottesdienst, aber die Hälfte der Schläge erstickte im Windrauschen. — Die Fruttener wanderten zur Kirche.

Schon mochte der Großteil der Bewohner dort versammelt sein, als zwei junge Burschen, aus den Häusern unterhalb der Kirche kommend, in den Kirchweg einbogen. Der eine derselben war der Melk, der verjagte Knecht der Mättelibauerin. Nur ein paar Schritte hinter demselben kam die Rosi-Epp gegangen und mit ihr der Schirner-Vinzenz. — Schweigend gingen die beiden, die sich am Mätteligut getroffen, nebeneinander hin und achteten der Vorausschreitenden wenig. Der Melk aber hatte sie gesehen und verlangsamte seine Schritte. In seinem Gesicht war ein böser Zug.

„Du," wandte er sich an seinen Gefährten, als er die beiden hinter sich in Hörweite heran wußte, „siehst da hinter uns die zwei? Die laufen jetzt so friedlich nebeneinander, und vielleicht dreht sich der tote Epp-Toni im Grab herum ob der Sünd'!"

„Warum denn?" fragte der andere junge Bauer dagegen.

„Das sagt man nimmer laut!" war die höhnische Antwort.

Damit schritten die zwei Burschen schneller bergan, der Kirche zu.

Und langsamer folgten der Vinzenz und sein Schatz. Die Rosi hatte mit flüchtigem Blick das Gesicht ihres Begleiters

gestreift bei des Knechtes Worten. Eine helle Glut hatte darüber hingezuckt und war einer fahlen Blässe gewichen, aber den Blick hatte der Vinzenz nicht vom Boden aufgeschlagen. Und weiter waren sie gegangen im Schweigen. — Nun standen sie vor der Kirchenthür, unter welcher die beiden Knechte schon verschwunden waren. Die Glocken schwiegen. Der schmale Kirchweg war leer. Nur die zwei noch an der Pforte, der Bursch und das Mädchen!

Plötzlich schlossen sich seine Finger um ihr Handgelenk. Es war ein fast wilder Griff.

„Hast gehört, was er gesagt hat, Maidli?“ stieß der Vinzenz leise hervor.

Erstaunt sah sie ihn an. Dann sagte sie einfach:

„Ja, aber ich versteh' ihn nicht!“

In seinen Augen leuchtete es fast irr, als er sich näher zu ihr bog.

„Bitt' für uns zwei, Rosi! Wir haben's notwendig!“

Damit wollte er sich zurückwenden. Aber sie hielt ihn.

„Komm' mit, Vinzenz,“ sagte sie, die Hand auf seinem Arm. „Reg' Dich nicht auf wegen dem da! Er mag Dich nicht — weil — weil ich Dich gern hab'!“

Zögernd öffnete er die Thür. Als er in den menschengefüllten Raum trat, fühlte er Rosis Hand in der seinen mit leisem, liebkosendem Druck. Wie Andacht kam es über ihn — seine eigene Andacht! Die Predigt des Geistlichen klang an sein Ohr, und dann rauschten die Melodieen der heiligen Messe durch das Gotteshaus, — das alles hörte der Vinzenz nicht! Aber er sprach sein eigen Gebet mit zitternder Inbrunst. Bei dem wurde er ruhig, und der Kopf gewann sein klares Denken zurück.

Als er die Kirche verließ, war in ihm ein bitterer Entschluß gereift. Ein harter, fast finsterer Zug lag auf seinem Gesicht. Er drängte sich aus der Menge, daß er der Rosi nicht mehr begegne.

An dem Abend redete er dem Vater von dem, was er beschlossen hatte.

In die ärmliche Stube fiel der müde Dämmerschein des verglimmenden, grauen Tages und hob noch die düstere Schmuck-

losigkeit des niederen Raumes. Sauber war auch hier alles, aber die groben, braunen Hartholz-Möbel, der plumpe Tisch, die paar Stühle und dort der mächtige Glasschrank, hinter dessen Scheibe eine Sammlung seltenster Krystalle das Auge jedes Kenners hätte entzücken müssen, vermochten nicht, die Stube traulicher zu gestalten. Seit die Schirnerin tot war, war auch kein Hauch von Behaglichkeit mehr in Stube und Haus. Vater und Sohn lebten nebeneinander hin, wortkarg der Junge, mürrisch der Alte, und die alte Magd führte ihnen so schlecht und recht die Wirtschaft.

Am Spätnachmittage von einem mit einem Fremden unternommenen Ausflug ins Hochgebirge zurückgekehrt, saß der Schirner-Josep am Tische bei Käse und Brot und schnitt sich, bedächtig kauend, Stück um Stück der Speise. Des Alten lederfarbiges Gesicht zeigte trotz des anstrengenden Klettergangs, welcher ihn schon um zwei Uhr des Morgens aufgerufen hatte, nicht eine Spur von Ermattung; doch schienen seine Gedanken während des Essens an etwas Unangenehmem zu hangen; denn die starken Brauen waren zusammengezogen, und eine der Falten über der Nase grub sich tiefer und tiefer.

Unten ging die Hausthür. Da fuhr der Alte wie in plötzlichem Schreck zusammen. Ein scheuer Blick maß die Stube; doch als drüben die Thür sich öffnete, war er wieder so ruhig wie vorher.

Vinzenz war eingetreten. Einen kurzen, stockenden Gruß warf er dem Vater hin, dann setzte er sich ans Fenster. Der Stuhl knarrte unter ihm; schwer und müde hatte er sich hineingesetzt.

„Wo bist g'wesen?" fragte der Schirner.

„In den Bristen bin ich herumgelaufen," antwortete langsam der Bursche, die Stirn in die hohle Hand gelegt.

„In den Bristen?"

Es klang in ungläubigem Staunen von des Alten Lippen.

„In den Bristen!" wiederholte eintönig der Vinzenz.

„Was hast denn da oben gesucht?"

Mit einem Ruck war der Junge auf. Die Stube dröhnte unter seinen Tritten, während er zweimal den Boden maß.

„Ja, fragt nur, Vater, fragt nur!“ sagte er seltsam.

Dann brach er los. Mit verkrampften Händen trat er vor den Alten hin.

„Ihr wißt's wohl! Seit dem Tag, da Ihr mit dem Epp auswart am Mittagsstock — da ist's über mich 'kommen! Weiß Gott, was es ist! Bin ich schuld oder seid — — — — aber verrückt werd' ich, wenn ich hier bleib!“

„Ich glaube, Du bist es schon,“ sagte der Alte.

Seine Stimme klang spröd, nüchtern in die leidenschaftliche des Sohnes.

Der faßte plötzlich die Hände des Alten.

„Vater, sagt mir, schwört mir, habt Ihr's gethan? Habt Ihr den Epp — — —“

Mit einer wilden Bewegung war der Schirner-Josep los von seinem Buben. Seine Faust ballte sich und dröhnte auf den Tisch, daß jener unwillkürlich inne hielt in seinem Drängen. Und wie der Alte aussah, erzwang er sich Ruhe, bis er selber reden konnte. Sein Gesicht war grau, und selbst die Augen waren starr; es sah aus, als müßte der Groll ihn töten. Aber Schwäche war es nicht.

„Bub“, sagte er, „das ist 's zweite Mal, daß Du mich das fragst! Ich hab' Dir nein gesagt, und nein sag' ich, tausendmal nein!“

Das schrie er nicht hinaus, aber das heisere Zischen klang doch wie ein Schrei.

Nur — der andere gab nicht so leicht nach.

„Ich will's Euch sagen, warum ich's wissen muß,“ sagte der mit einer Stimme, der jeder Klang gebrach. „Die Rosi — hat mich gern — und ich — sie —“

„Du und die Rosi-Epp?“ stammelte der Alte, ihn unterbrechend.

Seine dürre Hand umkrampfte die Lehne eines Stuhles.

Der Vinzenz redete weiter:

„Ja, wir zwei! — Aber in mir ist etwas, das mich warnt vor dem Maitli, das mir lieb ist, weiß Gott wie lieb! Es ist ein fürchterlicher Verdacht, Vater, und der Himmel mag mich strafen, wenn er falsch ist — aber wie kann ich meinem Maitli das Versprechen halten, so lange ich den Gedanken in mir hab'!“

Der Alte schaute ihn an. Wie Hohn zuckte es über sein Gesicht.

„Feigling,“ sagte er, „wenn D' nicht Herr wirst über Dich selber, laß die Rosi laufen! Wirst doch soviel Willen in Dir haben, daß D' sie vergessen kannst!“

„Nein — und wenn ich's könnt' — sie würd' zu Grund gehen darob! Sagt mir nur das! Kann ich um die Rosi werben? Bei Eurer Seele Seligkeit, Vater, ist's nicht Sünd' auf Sünd gehäuft, wenn ich das Maitli begehr'?“

Einen Augenblick zögerte der Schirner mit der Antwort. Da traf sein wandernder Blick auf die in angstvollem Fragen auf ihn gerichteten Augen des Sohnes, und er zwang die Erregung nieder, die ihm die Kehle zuschnürte.

„Warum solltest Du die Rosi nicht nehmen können? — Frag' doch nicht so dumm,“ sagte er schroff wie stets. „Die soll froh sein, wenn Du sie nimmst! — Aber Du, — denk', bevor Du sie fragst! Sie ist arm und Du — kriegst Batzen, wenn ich tot bin! Du dürftest Dir wohl eine nehmen, die Dir auch etwas bringt!“

Er stand plötzlich an dem Krystall-Schrank und öffnete eine Lade daran, welcher er einen Sack entnahm. Hell klang es an, als er den auf den Tisch setzte. Mit zitternden Händen entfernte er die Schnur, die ihn umwand. Eine wilde Gier malte sich in seinem Gesicht, und geheimnisvoll winkte er den Jungen heran.

„Weiß, wie viel darin ist?“ keuchte er. „Ja, der Schirner ist reicher als man denkt!“

Seine Hand fuhr in das Gold und ließ langsam Münze um Münze zurückfallen.

„Dreißigtausend!“ redete er halb irr in sich hinein. „Nimm Dir ein anderes Maitli, ein reicheres, Bub! Du hast 's Recht!“

Den Burschen brachte die Gier des Alten auf.

„Laßt das Geld, Vater,“ sagte er heftig, „und gebt mir Antwort! — Ist's keine Sünd', wenn ich die Rosi nehm'?“

„Nein!“ sagte der Alte, während er das Geld zusammenpackte.

„Schwört, Vater!"

„Oho, Bub, fängst wieder an! Ich schwör nicht, merk' Dir's!"

„Dann geh' ich fort übers Wasser, und Ihr seht mich nimmer Euer Lebtag!"

„Wie D' willst! — Jetzt laß mir meine Ruh'!"

Harten Schrittes ging der Alte aus der Stube. Er war wieder Meister geworden.

Aber die Qual behielt der Vinzenz in der Seele, und sie war mächtiger als vorher. Im Stuhl des Vaters saß er eine Weile, den Kopf in den Händen vergraben, und grübelte seinem Plane nach, welchen er heute morgen gefaßt. In zwei Wochen mußte er fort nach Amerika! Hier ging's nicht länger! Und in der Zeit mußte er's der Rosi sagen, daß er sie nicht nehmen könne! Dann war er ein Schlechter, ein Ehrloser!

Wie ein Tier im Schmerze stöhnte er auf. Als er aber nach einer Weile mit fieberndem Kopf sich erhob, wußte er, daß es keinen andern Ausweg gab!

5.

Die Tage verschlichen den fremden Besuchern von Frutten in toter Langeweile. Der Nebel war zu Gast im Thal, und daraus strömte unablässig ein feiner, kalter Regen. Das Dorf bot eine schlechte Sommerfrische!

Einem jagten die grauen Tage vorüber wie ein Sturmwind; das war der Schirner-Vinzenz.

Heute war Freitag. Am Montag mußte er fort auf seine Reise. Und immer noch wußte sein Maitli nichts. Nur gemieden hatte er die Rosi so sorglich, daß er sie kein einziges Mal gesprochen hatte seit jenem Sonntag. Vom Fenster hatte er nur insgeheim einmal ausgeschaut nach ihrer jungen Gestalt, wie sie über die Straße schritt.

Heute hatte sich der Schirner-Vinzenz ein Herz gefaßt, heute mußte er hinüber! Er ging seiner Arbeit nach und spähte dazwischen nach einem Augenblick, da er die Rosi allein zu Hause treffen möchte. Als die ersten Nachtschatten sich auf die Berge senkten, sah er die Bäuerin zur Kirche schreiten. Jetzt war seine Zeit! Er biß die Zähne auf die Unterlippe, daß ein Bluts-

tropfen sie färbte; dann trat er aus dem Haus. Ihm war's wie einem, der zum Tode geht.

Der Regen schlug ihm kalt ins Gesicht, und eine ganze Weile stand er in den Schauern, daß sie ihm den Kopf kühlten. Als er die Thür des Mättelihauses öffnete, war seine Hand fest, aber sein Herz hämmerte in wilder Unrast.

Im Wohnzimmer fand er die Rosi allein. Sie stand am Tische und war im Begriff, die über demselben hängende Lampe anzuzünden. Die tiefe Blässe ihres Gesichtes fiel dem Vinzenz auf, als bei seinem Eintreten der aufflammende Lichtschein das Mädchen voll beleuchtete. Sie wandte sich nach ihm um und sah ihn mit den großen Augen vorwurfsvoll an.

„Guten Abend, Rosi," sagte er.

Sie legte ihre weiche Hand in die seine und sah zu ihm auf.

„Bist wieder einmal kommen?" redete sie leise.

Da legte er den Arm um sie und beugte sich zu ihr. Ihre Augen brannten ineinander, und der Blick löschte für einen Augenblick alles andere Gedenken bis auf das selige Empfinden des Beisammenseins. Zwei weiße, weiche Arme, kaum zur Hälfte von den Aermeln der leichten Jacke verhüllt, legten sich um des Burschen Hals, und den beiden war alle Sorge fern — für einen Augenblick! Sie küßten sich auch, scheu und selig, wie zwei, die ein verrinnendes Glück kosten. Dann flüsterte die Rosi:

„Warum bist Du nimmer zu uns gekommen all die Zeit?

Langsam erwachte er. Ein alter, schlaffer Zug stahl sich in sein Gesicht.

„Setz' Dich dort in den Stuhl! Ich muß mit Dir reden, Rosi!"

Mühsam quälte er die paar Worte hervor.

In dem alten, lederüberzogenen Lehnstuhl am Tische ließ sie sich nieder und faltete die Hände im Schoß. — Es zwang ihn nieder zu ihr.

„Küß mich noch einmal!" stieß er hervor und hob sie empor wie ein Kind. Widerstrebend ließ er sie endlich, und sie wartete, daß er rede.

„Ich muß fort," sagte er plötzlich rauh, „fort für immer!"

Sie saß und hielt wieder die Hände gefaltet.

„Wohin?“ fragte sie, Staunen und Angst in ihrem Ton.

„Uebers Wasser!“

„Und warum mußt denn fort?“

Er stand aufrecht vor ihr, den Arm auf der Lehne des Stuhles, und allmählich rang er den Sturm in sich nieder und sprach weich wie zu einer Kranken.

„Rosi, weißt, als wir einander gefunden haben, da haben wir einander Treu' versprochen für alle Zeit.“

Sie nickte stumm. Ein Leuchten war in ihrem Blick.

„Wir haben nimmer gedacht, daß uns zwei einmal wieder etwas auseinanderbringen könnte. Aber nun ist's halt doch so kommen! Ich muß fort, und Du mußt hier bleiben, und wir können nimmer zusammen!“

Einen Augenblick versagte ihm die Stimme. Dann redete er weiter.

„Weißt aber, Rosi, wenn die Zeit vorbei geht, da wirst Du mich vergessen, — und die Burschen im Dorf werden Dir viel Ehr' anthun! — Und dann wird einer dabei sein, den Du gern hast! — und dann — —“

„Und Du?“ unterbrach sie ihn in einem sonderbaren Ton.

„Ich — will an Dich denken, Rosi, wo ich bin, und will Dir's danken mein Lebtag, daß D' mich einmal so lieb gehabt hast! — Und — Rosi — sei mir nicht bös, — daß ich fort muß.“

Sie faßte seine herabhängende Rechte mit ihren beiden Händen und zog ihn herab, daß er an ihrer Seite sich ins Knie niederließ. So sprach sie zu ihm.

„Was D' mir sagst, Vinzi, vom Vergessen und einen andern nehmen, das glaubst ja selber nicht! — Aber warum willst mir nicht sagen, was Dich forttreibt aus unserm Dorf und so weit — weit fort? Daß D' etwas Schweres auf dem Herzen hast, das hab' ich ja schon lang gemerkt! Du bist ganz anders gegen mich als früher! Es ist mir manchmal, Du fürchtest Dich vor mir, und vor Scheu bist wohl nimmer gekommen die letzte Zeit! — Vinzi —.“ sie neigte sich ganz nah zu ihm — „hast denn etwas Schlechtes gethan, etwas, wegen dem Du Dich fürchten mußt?“

Er zuckte zusammen.

„Ich?“ stammelte er, „ich? — Maitli, hat einer gesagt, daß ich's gewesen bin?“

Er hatte krampfhaft ihren Arm umklammert. Erst, als er das Erstaunen in ihrem Gesicht las, begriff er, daß sie nichts wußte von dem, was seine Seele peinigte. Eine finstere Entschlossenheit kam über ihn. Was nützte es, länger zu klagen, besser, rasch ein Ende machen! Unsanft machte er sich los und trat einen Schritt zurück.

„Siehst, Maitli, es nützt nimmer zu fragen, was mich zwingt, daß ich das Dorf — und Dich verlassen muß! Ich kann's Dir doch nicht sagen! — Wenn D' mich liebt hast, wie ich Dich, so denk' manchmal an mich und — bet' für mich!“

Stumm nickte sie vor sich hin, als fände sie nicht Kraft, weiter in ihn zu dringen. Im nächsten Augenblick hatte er sie umfaßt und wild an sich gedrückt.

„Leb' wohl, Rosi! Vielleicht seh' ich Dich noch einmal, bevor ich reise,“ sagte er.

Aus seinem Ton hörte sie, daß er ihr nimmer nahe kommen werde.

„Gehst denn, kannst denn gehen?“ fragte sie mit zuckendem Mund.

Da fühlte sie seine Lippen auf ihrer Wange, und dann rann ein heißer Tropfen auf ihre Hand.

„Vergiß mich nimmer, ich hab' Dich ja so furchtbar lieb!“ hörte sie ihn sagen.

Dann stand er an der Thür und griff nach der Klinke.

„Vinzenz, geh' nicht!“ schrie die Rosi auf.

Aber schon schlug die Thür hart ins Schloß. Er war gegangen.

Mitten in der Stube stand das Mädchen und lauschte, ob er zurückkommen werde. Ihr feines Gesicht war schrecklich bleich, und die Augen standen groß und feucht darin. Da kam ein Schritt über den Hausflur und näherte sich der Thür. Es war die Bäuerin. Sie schrak zusammen, als sie das Mädchen gewahrte, das noch immer stand und langsam die Hände ineinander verschlang, wie um sich aufzukämpfen.

„Was hast?“ fragte die Mutter, vor ihr stehenbleibend.

„Der Vinzenz,“ sagte leise die Rosi.

„Was ist mit dem?“

„Er will fort — für immer!“

Mit grausamer Macht kam der Frau der Verdacht zurück, der sie seit Tagen peinigte; dem Vinzenz galt er nicht! Sie ließ auch die Angst nicht aufkommen in sich; sie wußte nur, daß der Schirner-Vinzenz nicht fort durfte, und sie mußte ihn halten! Das „Wie“ würde sich finden müssen.

Die Rosi lehnte sich an ihre Schulter; der Mutter Arm hielt sie fest.

„Was mag's sein, Müetti? — er muß doch etwas gethan haben, daß er flieht! O mein Gott, hat er denn etwas Schlechtes thun können?“

„Sei still, Rosi! Der Vinzenz hat nichts gethan, das weiß ich! Er soll auch nicht fort! Ich rede schon mit ihm!“

Die ganze Kraft und Entschlossenheit der Frau lag in ihrer Stimme, und das junge Ding an ihrer Seite wußte, daß darauf zu bauen war.

„Gelt, Müetti, Du hilfst?“ sagte sie, halb getröstet.

Stumm nickte die andere.

Dann gingen die beiden an ihre Arbeit.

Als die Bäuerin eine kleine Weile später ging, im Stall nach dem Rechten zu sehen, sah sie den Schirner-Vinzenz im Hut und mit einer brennenden Laterne aus dem Hause treten.

„Wohin willst denn noch?“ fragte sie, eine seltsame Unruhe in seinem Gesicht lesend.

Er blickte auf zu ihr wie ein Ertappter. Er hatte auch sie zu vermeiden gehofft. Dann erklärte er hastig, daß der Vater seit dem Morgen aus sei im Holz und noch immer nicht zurückgekommen sei. Er müsse hinauf ihn zu suchen, da er sonst immer beim Zunachten zu Hause sei.

„Wo ist er denn hin?“ fragte sie.

„In die Bristen,“ war die Antwort.

„Und bis dort hinauf willst noch?“

„Ich muß!“

„So nimm ein paar mit im Dorf!“

„Ich fürcht' mich nicht,“ meinte er schroff.

Da griff sie nach seiner Hand, und zwang ihn, ihr ins Auge zu sehen.

„Denk' an die Rosi, Vinzenz," sagte sie in festem Tone, dem er sich unbewußt beugte.

Leise sagte er:

„Gut, ich will den Sternwirt um zwei Knechte bitten!"

Dann eilte er fort.

Die Bäuerin sah ihm nach, und ein sündiger Wunsch war in ihrer Seele: er möchte einen Toten bringen.

„Herr Gott im Himmel, vergieb!" stammelte sie, als sie sich darauf ertappte.

Dann trat sie ins Haus zurück.

6.

Es war am selben Freitag Morgen. Ueber den vom Regen weichen Waldpfad schritt der alte Schirner nach den Bristen. Er trug sein Beil über der Schulter, und es schien, als steige der Alte mühsamer als sonst bergan. — Was ihn herauftrieb, das wußte er selber kaum. Sicher war die zu verrichtende Arbeit nicht so aufschiebbar, als daß der Holzer sich nicht einen besseren Tag hätte aussuchen können. Aber zum erstenmal in seinem Leben war der Schirner-Josep von einer Unruhe gepeinigt, daß es ihn zu Hause nicht litt. — Der Vinzenz wollte fort, das brachte ihn mehr auf, als er wollte merken lassen; und je näher der Tag der Abreise für den ersteren kam, desto häufiger sann der Alte darüber. Der Waldgang in dem strömenden Regen sollte ihm die Grillen vertreiben. Die aber wichen nicht so leicht. — Von den Bäumen fielen große Tropfen auf den struppigen, unbedeckten Kopf des Gebirglers. Seine Kleider waren schwer vom Regen. Des achtete er nicht; aber es klang ihm etwas in den Ohren, das ihn peinigte. „Am Montag geht dein Bub' fort, und du siehst ihn nimmer dein Lebtag!" Das Raunen wurde er nicht los. — Und weiter stieg er durch den Wald, bis er die Bristen erreicht hatte.

Ein Stück des Waldes hoch oben über dem Dorfe trug diesen Namen, und die jähe Felswand, die mitten im Wald eine Lücke schuf, hieß die Bristenfluh. Ob dieser in furchtbarer Steilheit abfallenden Felsmauer führte ein Ziegenpfad nach

dem Waldeigen des Schirner-Josep. Nach diesem wollte der Alte, eine abgestandene Tanne zu schlagen.

Eben jetzt erreichte er die Lichtung nahe der Wand. Ein paar Schritte mußten ihn an sein Ziel bringen. Aufatmend blieb er stehen und drückte sich den verwitterten Filzhut, den er in der Hand getragen hatte, ins nasse Haar. Dann schaute er mit halb scheuen, halb finsteren Blicken um sich.

Schwere Nebel trieben sich an den Bergen hin, in grauen Fetzen hingen sie über triefenden Tannen und lagerten sich hoch über seinem Kopf am starr aufstrebenden Fels. Auch an der gegenüberliegenden fehlten sie nicht; aber dort trieb ein Luftzug das graue Gewölk westwärts gegen den Mittagsstock. Für einen Augenblick ragte die weiße Spitze des letzteren aus dem Nebel hervor; fahl gespenstisch leuchtete sie herüber. Der Alte brachte den Blick nicht von ihr. Ein Schauder überrann ihn. Da faßte ihn helle Wut.

„Verfluchter Berg!" schäumte er auf.

Dann zwang er sich und schritt nach der Fluh. Behutsam, mit altgewohnter Sicherheit setzte er den Fuß auf das nasse Gras des schwindelnden, nur einem Fuße Raum gewährenden Pfades. — Nun hatte er die Mitte erreicht und maß mit den Blicken die letzten Schritte zum Ziel. Auf einmal zwang es ihm die Augen nach der weißen Schneespitze drüben. Eine grausige Furcht kam in sein Furchengesicht. Ein unmerkliches Straucheln jetzt, ein Ringen um das Gleichgewicht — die hagere Gestalt schlägt nach außen — dann ein kurzes, gurgelndes Ächzen, und der Schirner-Josep fällt, schlägt nieder an der steilen Wand und verschwindet in der Tiefe. Ein Ton bricht in die Stille wie von klingendem Eisen. Die Axt mag unten auf den Stein geschlagen haben. Dann ist alles still. Der Regen nur schauert aus den Nebeln, und drüben jagt der Wind verhüllende Schwaden um das fahle Schneehaupt des Mittagsstockes.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht hindurch hatte der Vinzenz mit den Knechten nach dem Vater gesucht im Gehölz. Über den Ziegenpfad an der Bristenfluh hatten sie sich nicht gewagt; aber vor der Fluh hatte der junge Bauer gestanden, und „wenn er da hinunter

wär'", war ihm plötzlich ein Fragen gekommen. — Als der Tag hereinbrach und der Regen einem heißen Sonnengruße wich, suchten sie am Fuße der Fluh. Da fanden sie ihn. Und noch war Leben in dem zähen Körper.

Auf zwei jungen Tannen, die sie durch Äste verbanden, trugen sie ihn heim.

Der Schirner-Josep ist verunglückt! Das ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Der Bahre war trotz der frühen Morgenstunde ein Teil der Dorfjugend gefolgt, und ein Menschenknäuel umstand jetzt des Sterbenden Hütte, um womöglich Näheres über den Unfall zu erfahren. Daß es mit ihm zum Sterben ging, das war eben jetzt unter der Menge bekannt geworden, da die alte Magd der beiden Schirner hinausgerannt war, den Pfarrer zu holen, damit der dem Schwerverletzten die letzte Oelung reiche.

Eine schwarz gekleidete, hochgewachsene Frau bahnte sich eben einen Weg durch die Menschengruppe. Der Mättelibäuerin machten sie willig Platz, und ohne ein Wort verschwand die Frau im Hause des Schirner.

In der engen Schlafstube, wo der Schirner-Josep lag, herrschte eine schwere, beängstigende Luft. Wohl gebettet ruhte der Verunglückte; der Vinzenz hielt allein die Wache bei ihm. Er legte von Zeit zu Zeit nasse Tücher auf den fiebernden Kopf des Kranken; die Hand des rauhen Mannes war weich, da er den Vater pflegte, der ihm doch wenig Gutes gethan.

Ein Stöhnen rang sich aus Schirners Brust. Der Vinzenz beugte sich über ihn, um zu lauschen, was er begehre. Da stand die Mättelibäuerin in der Thür. Hoch aufgerichtet, aber zum Erschrecken bleich stand sie da und sagte in hartem, unbeugsamem Ton:

„Ich bin 'kommen, Dir zu helfen, Vinzenz!"

Der machte eine Bewegung, als weise er sie fort; aber sie kehrte sich nicht daran. Die Tücher nahm sie ihm aus der Hand und wechselte die auf der Stirn des Daliegenden. Derweil waren ihre Lippen zusammengepreßt, verbissen fast. Wie eine Richterin stand sie am Bett. — Der Schirner wurde unruhig. Seine bisher geschlossenen Augen öffneten sich weit,

und plötzlich richtete er sich halb auf, auf den rechten, unverletzten Arm sich stützend.

„Bist da, Frau?“ sagte er keuchend und stierte die Bäuerin an.

Sie sah, daß er sie kannte. Ein Zug wie von Angst flog über ihr Gesicht. Dann sagte sie hastig:

„'s geht zu End', Vinzenz! Sieh, daß der Pfarrer kommt, — rasch.“

„Die Trine holt ihn,“ gab er zur Antwort, und wieder frug sein Blick: Was thust Du hier?

Aber er kannte sie nicht!

„Geh!“ herrschte sie ihn an. „Such' ihn Du, wenn ihn die Trine nicht find't, oder soll der Vater sonst — — — — —“

Schon verschwand der Vinzenz in der Thür.

Da kniete die Frau nieder am Bett wie befreit. Wenn jetzt nur eine Viertelstunde ihr blieb!

Der Schirner-Josep redete noch immer wirr durcheinander. Plötzlich ward er still. Die Frau sprach. Die Worte hatten einen metallenen Klang.

„Hast mir etwas zu sagen, Schirner-Sepp?“

Ein scheuer Blick unter den buschigen Brauen hervor traf sie. Dann brachte der Sterbende mit letzter Kraft seinen Mund an ihr Ohr.

„Ich hab's gethan, Frau,“ raunte er hinein, heiser, schrecklich.

Sie wußte, was er meinte. Sie war darauf vorbereitet. Und doch traf es sie wie ein Schlag. Aber sie zwang sich auf. Erschöpft war er in die Kissen zurückgesunken, und nun neigte sie sich zu ihm, nah, ganz nah.

„Schirner-Sepp, wenn D' gut machen willst hier in Deiner letzten Stund', schweig! — Keiner darf's wissen, das, was D' mir gesagt hast, hörst — keiner!“

Noch einmal fand der Schirner zum Reden Kraft.

„Der Vinzenz — die Rosi?“ fragte er stockend.

Er hatte sie begriffen, ehe sie ihr „ja, das ist's“ ausgesprochen hatte. Und da! — mit tastender Hand hatte er, ehe sie es hindern konnte, ehe sie nur wußte, was er that, den Verband weggerissen und die blutverkrustete Wunde geöffnet.

„Was thust?" schrie die Bäuerin auf und mit zitternden Fingern preßte sie das Tuch auf das quellende Blut. — Aber es half nicht mehr!

„Verzeih'!" kam es fast unhörbar noch an ihr Ohr.

Dann huschte ein aschfahler Schein über Schirners Gesicht. Lang aus streckte er sich, und — die Bäuerin hatte seine Reden nimmer zu fürchten!

In dem Augenblick trat der Vinzenz mit dem Pfarrer und seinem Meßdiener ein. Am Bett stand die Frau und fuhr sacht über die Lider des Toten, daß sie sich schlossen.

„Ihr kommt zu spät, Hochwürdiger," sagte sie ruhig und klar.

„Ist er tot?" fragte der Vinzenz.

Eine wilde Furcht stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Die Bäuerin nickte.

„Gerade ihm hätte die letzte Beichte werden sollen!" sagte düster der Geistliche.

Da richtete sich die Frau am Bett zu ihrer vollen Höhe auf. —

„Er hat mir gebeichtet, Hochwürdiger! Und ich sprech' ihn frei von der Schuld, die man ihm im Dorf aufbürdet!"

„So hat er's nicht gethan, was man von ihm sagt?" fragte langsam der Geistliche, und sein Blick ruhte auf der Frau.

Die zuckte nicht.

„Nein!" sagte sie fest.

„Dann laßt uns beten für ihn," murmelte der Pfarrer und kniete am Bett.

Da ging ein Schluchzen durch den Raum, ein halb unterdrückter Schrei. Der Vinzenz legte seine Hände an die Holzwand und schlug sein Gesicht hinein und weinte. Sein mächtiger Körper zitterte unter dem gewaltigen Ausbruch seines Schmerzes. — Schmerz? — Der Pfarrer mochte es dafür halten. Eine im Zimmer wußte, daß es Erlösung war von fürchterlicher Angst.

Und schweigend ging die Bäuerin aus der Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Menschen hatten sich verlaufen, als die Mättelibäuerin nach ihrem Hause zurückschritt. Die Rosi stand am Fenster

und schaute brennenden Blickes auf die Straße. Da die Mutter sie sah, zuckte sie zusammen, als hätte die Herabschauende sie auf bösem Sinnen ertappt. Fast müde stieg sie die Treppe hinauf; aber als sie die Thür zur Wohnung öffnete, war sie stark und gefaßt.

„Der Schirner-Josep ist tot," sagte sie im Eintreten.

Die Rosi stand vor ihr. Die Bäuerin sah, daß sie geweint hatte. Sie schaute dem Mädchen ins Gesicht mit einem Blick, in welchem grenzenlose Liebe mit strengem Forschen sich paarte.

„Rosi," sagte sie mit fast finsterem Ernst. „Bist g'wiß, daß dem Vinzenz treu sein kannst — mag kommen, was will!"

„Du weißt es ja, Müetti!"

Es klang herauf aus der Seele des Mädchens, und ihre Augen leuchteten fast schwärmerisch in die dunkeln der Mutter.

„Gut denn, er bleibt bei Dir!"

„Er bleibt? — Er geht nicht fort! — O mein Gott, ich dank' Dir!"

Ein Schluchzen ging durch den Raum. Die Rosi hielt die Hände gefaltet und rang umsonst mit den Thränen, in welchen die Angst ihres Herzens sich löste.

Das Auge der Bäuerin ruhte auf ihr.

„Er hat fort gewollt, weil man seinem Vater Schlechtes nachgesagt hat im Dorf und er geglaubt hat, er dürf' Dir nicht mehr nahe kommen!"

Das war wieder in so furchtbarem Ernst gesprochen, daß die Rosi aufmerksam wurde.

„Was haben sie denn geredet?"

„Sie haben gesagt, der Schirner habe Dir den Vater getötet!"

Laut und barsch klang das ins Zimmer.

„Jesus Maria," stöhnte die Rosi auf.

Und wieder redete die Frau:

„Ich aber, Deine Mutter, sage: es ist nicht wahr! Und ich gebe Dich dem Vinzenz! — Denk' dran, mag kommen, was will, ich, Deine Mutter sage: 's ist nicht wahr, daß der Schirner mir den Mann getötet hat und Dir den Vater!"

Hart wie klingendes Eisen hatte auch jetzt ihre Stimme getönt. Dann hatte die Bäuerin das Zimmer verlassen.

Droben in ihrem Schlafzimmer schallte ihr schwerer Tritt. Dort in der Kammer stand das Weib vor einem an der Wand hängenden Kruzifix.

„Mein Heiland," stammelte sie in mächtig aufwallender Leidenschaft, „Du weißt, daß ich mein Maitli nicht hab' können zu Grund gehen lassen, Du weißt, ich hab' den Lug auf mich genommen, daß ich den zwei jungen Menschen etwas Gutes thu', und Du magst mir verzeihen, mein Heiland!"

Und während die Mättelibäuerin betete, richtete die Rosi unten in der Stube sich auf an der Mutter Worten. Das „ich, Deine Mutter sage: 's ist nicht wahr" klang ihr in den Ohren und löschte alle Angst in ihrer Brust. Dafür hielten Zukunftsträume Einzug, goldene, an Sonnenfäden hängende, die sich weiter spannen bis in den Himmel, den Himmel menschlichen Glückes!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Über ein Jahr war Hochzeit in Frutten, die stillste und doch froheste seit langem im Dorf. Der Schirner-Vinzenz heiratete die Rosi-Epp!

Als an jenem Tage, da der Vater ihm gestorben war, die Worte der Mättelibäuerin die entsetzliche Angst von seiner Seele genommen hatten und er dann allein war mit dem Toten, da war er vor dem Sterbebette niedergesunken, und ein weiches, wehmütiges Gefühl, wie es den rauhen Sohn der Berge wohl noch niemals bewegt hatte, war über ihn gekommen. Leise, in scheuer Zärtlichkeit hatte er die erkaltete Hand des Vaters gestreichelt, und seine Lippen hatten sich geöffnet zu einem heißen Dankgebet. Dann war er hinübergegangen zur Rosi, um ihr zu sagen, daß er bleiben, daß er sie nimmer verlassen würde. Und tiefbewegt, mit einem seltsamen Leuchten in dem strengen Gesicht, hatte die Bäuerin die Hände der beiden zusammengelegt. Der Lug, den sie auf sich genommen um des Glückes ihres Kindes willen, er quälte sie nicht.





Verkehrte Moden.

Plauderei von Konrad Budde.

(Mit 7 Abbildungen.)



Von der Frau, die im Hause herrscht und regiert, pflegt man zu sagen: „Sie hat die Hosen an", den Gemahl aber, der nicht mitreden darf, bezeichnet man gern als „den Mann im Unterrock". Beide spielen in den Augen ihrer Mitmenschen in der Regel eine wenig rühmliche Rolle.

Die Hose ist nach unseren gewöhnlichen europäischen Begriffen das Symbol des festen männlichen Willens, und nur selten verbindet die Frau mit männlicher Energie die so viel gepriesenen weiblichen Tugenden.

Der Mann im Weiberrock ist und bleibt aber für uns alle ein komische Figur. Man verachtet ihn nicht gerade, man bemitleidet ihn aber und betrachtet ihn mit bedauerndem Achselzucken.

Mit andern Worten, wir können uns den richtigen Mann nicht anders als in der Hose und die richtige Frau nicht anders als im Rock denken.

Diese uralte und deswegen uns so geläufige Anschauung führt uns leicht zu der Annahme, daß auch außerhalb Europas die Hose dem Mann, der Rock der Frau gehört. Darin irren wir aber. Denn nicht einmal alle Europäer teilen sie. Es giebt in unserm kleinen Erdteil verschiedene Länder und Gegenden,



1. Türkin.

in denen das Gegenteil der Fall ist, und wo die Frau trotz ihrer untergeordneten Stellung im Gemeinwesen die Hose trägt, während der Mann seinen oft herkulischen Körper in Shawls und Röcke hüllt.

Betrachten wir z. B. den Orient. Dort ist die Frau bekanntlich eine vollständige Null und der Mann der rücksichtslose Despot. Trotzdem trägt die Frau hier aber Beinkleider. Bei allen mohammedanischen Damen finden wir Pluderhosen, während der Unterkörper mit einem Unterrock bedeckt ist.

Auch bei den orientalischen Juden tragen die Frauen Hosen, während die Männer in langen Kaftans und Kleidern stecken. Die persische Frau ist ganz wie ein Mann gekleidet, und hat man zwei Individuen verschiedener Geschlechter vor sich,



2. Persische Dame.


3. Schottische Soldaten.

so ist es für einen Europäer schwer, zu unterscheiden, wer der Mann und wer die Frau ist, zumal die Frau oft einen respektablen Schnurrbart trägt.

In Hinterindien, z. B. in Siam, gehen alle Frauen in Kniebeinkleidern, und in Birma tragen die Männer Röcke und langes Haar, die Frauen Hosen und kurzes Haar. Auf der letzten Pariser Ausstellung gab dies in den hinterindischen Abteilungen, wo es von Birmanen, Siamesen, Singhalesen und Malayen wimmelte, Veranlassung zu den größten Irrtümern.


4. Spanischer Bauer von Murcia.

Doch wir brauchen nicht erst Europa zu verlassen, um Männer in Röcken und Frauen in Beinkleidern zu finden. Wie bekannt, tragen schon die schottischen Soldaten Röcke, eine Art Verlängerung der Weste. Allerdings kommt dieser Rock doch mehr und mehr aus der Mode, da er unpraktisch ist, und in wenigen Jahren wird er aus dem Heer verschwunden sein. Der schottische Bauer trägt aber noch den Rock, the Kilt, und er gehört durchaus zu der schottischen Nationaltracht. Auch der Bauer Sardiniens trägt einen Rock, und die spanischen Bauern im Distrikt Murcia tragen gleichfalls über einem



5. Montenegriner.

Paar wollener Unterbeinkleider einen Rock, der bis zu den Knien reicht. Die faltenreichen, kurzen Röcke der Griechen sind bekanntlich künstlerisch gestickt, und die Bewohner Montenegros sind beinahe wie Frauen gekleidet. Das sind die Männer in Röcken, und trotzdem kann man getrost von ihnen sagen, daß sie in keiner Beziehung an ihrer Männlichkeit Einbuße erlitten haben. Die Frauen in Hosen sind in Europa nicht seltener als die Männer in Röcken. In Holland, aber namentlich an der Nordküste Frankreichs sind Ortschaften, deren ganze weibliche Fischerbevölkerung in Beinkleidern geht. Es geschieht dies natürlich mit Rücksicht auf den nassen Erwerbszweig. In Grönland tragen alle Frauen Beinkleider, die aus Fellen verfertigt und oft mit reichen Stickereien geschmückt sind.



6. Nordfranzösisches Fischermädchen.

Merkwürdig ist, daß auch in einzelnen Teilen der Schweiz, im Thal von Chambéry und Valais die Frauen in ganz derselben Bekleidung wie die Männer gehen, nämlich in hohen Stiefeln, einer kurzen einreihigen Jacke und langen Beinkleidern. Seit Menschengedenken tragen Mann und Frau hier dieselbe



7. Frauen aus dem Valais-Thal in der Schweiz.

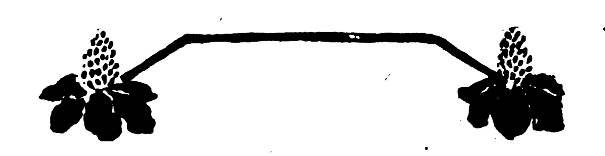
Kleidung, und nichtsdestoweniger ist der Schweizer Bauer von jeher ein ganzer Mann, der wackere Verteidiger seines Vaterlandes und Herds und durchaus Herr im Hause gewesen, während die Schweizerin eine gute Hausfrau, eine treue Gattin und zärtliche Mutter ist.

Wie wird es mit der Kleidung unserer Nachkommen aussehen? Werden die späteren Geschlechter dermaleinst die Rollen vertauschen? Einige Pessimisten meinen, ein großer Teil des männlichen Geschlechts stehe schon heute so sehr unter dem

Pantoffel, daß er wohlverdiente Anrechte auf den Unterrock habe, während auf der anderen Seite die vielen Radlerinnen beweisen, daß die Frau sich sehr wohl in Beinkleidern zu bewegen weiß.

Wir sind der Ansicht, daß die heutige Tracht der Frauen zu unbequem und unpraktisch ist, um auf die Dauer den stetig wachsenden Ansprüchen an Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit zu entsprechen, so daß sie mit der Zeit einem andern kleidsamen Gewand weichen muß, bei dem der Rock jedenfalls wesentlich zu verkürzen ist. So lange ein solches bei uns noch nicht eingeführt ist, mögen wir ruhig bei unserer alten, von unseren Vorfahren ererbten Anschauung bleiben, wonach die Hose dem Manne, der Rock der Frau gehört.





Die Särge.

Erzählung von **Anton Petrowitsch Tschekkof.**

(Nachdruck verboten.)

Iwan Petrowitsch Panichidin begann, blaß, erregt und mit zitternder Stimme:

„Eine tiefe, kohlenschwarze Dunkelheit ruhte über der Erde, als ich am Weihnachtsabend 1899 das Haus eines jetzt verstorbenen Freundes verließ, bei dem wir eine spiritistische Sitzung gehabt hatten. Ich war auf dem Wege nach Hause. Die kleinen Gassen, die ich passieren mußte, waren aus dem einen oder anderen Grunde nicht erleuchtet, und ich mußte mich beinahe vorwärts tappen. Ich wohnte in Moskau in der Nähe des Kirchhofes „Uspeniena Mogizach“ in einem kleinen Hause, das einem Beamten Namens Trupow gehörte. Es lag also in einer der Vorstädte. Schwere und dunkle Gedanken durchkreuzten mein Hirn, während ich vorwärts schritt.

„Dein Leben nähert sich seinem Ende. Thue Buße!“ Diese Worte hatte mir Spinozas Geist bei der spiritistischen Sitzung zugerufen. Auf mein Verlangen, diese Aeußerung zu wiederholen, hatte der Geist es gethan, und hinzugefügt: „Diese Nacht!“ Ich glaube nicht an Spiritismus, der Gedanke an den Tod aber, ja selbst eine schwache Hindeutung auf ihn genügt, mir den Mut zu rauben. Der Tod, meine Herren, ist zweifelsohne ebenso alltäglich wie unvermeidlich, und trotzdem ist der Gedanke an ihn traurig und unheimlich. Die Einsamkeit in den dunklen und stillen Straßen, die undurchdringliche, kalte Nacht, die schweren Regentropfen, die einförmig um mich herum niederplatschten, das Heulen und Klagen des Windes — alles dies erfüllte meinen Sinn mit einer unbestimmten, ängstlichen Furcht. Ich, der vor-

urteilsfreie Mann, fürchtete mich, mich umzuschauen, und eilte, so schnell ich konnte, vorwärts. Ich war bange, daß ich beim zur Seite- oder Umsehen den Tod in der Gestalt eines Gespenstes erblicken würde."

Panichidin holte tief Atem, erfrischte sich durch einen Schluck Wasser und fuhr fort:

„Diese namenlose Angst verließ mich auch dann noch nicht, als ich die vier Treppen im Trupowschen Hause hinaufgeklettert war, die Thür geöffnet und mein Zimmer betreten hatte, in dem es rabenschwarz war. Der Wind heulte im Schornstein und machte einen Lärm, als wolle er mit Macht eindringen.

Kann ich Spinozas Worten Glauben schenken, dachte ich lächelnd, so wird das Heulen des Sturmes diese Nacht noch mein Grabgesang werden. So unheimlich klingt es.

Ich steckte ein Streichholz an. In demselben Augenblick fuhr ein fürchterlicher Windstoß über das Haus dahin, und ein Fenster, das ich nur angelehnt hatte, fiel klirrend auf die Straße nieder.

Die Obdachlosen haben eine fürchterliche Nacht! dachte ich.

Aber ich hatte keine Zeit, mich weiteren ähnlichen Beobachtungen hinzugeben. Als ich nämlich beim bläulich flackernden Scheine des Streichholzes meinen Blick im Zimmer umherschweifen ließ, bot sich mir ein schreckerregender Anblick dar.

Schade, daß der Sturm mein Streichholz nicht ausgeblasen hatte! Dann hätte ich vielleicht nichts bemerkt und wäre von dem entsetzlichen Anblick verschont geblieben. Ein lauter Schrei entschlüpfte mir, ich ging einen Schritt auf die Thür zu und schloß die Augen, außer mir vor Entsetzen, Grauen, Verzweiflung.

Mitten im Zimmer stand ein Sarg. Obgleich das Zündholz schon ausgegangen war, konnte ich deutlich die Umrisse des Sarges erkennen. Ich sah die hellrote Lackierung und das goldene Kreuz auf dem Deckel. — Es giebt Dinge, meine Herren, die sich fest in die Erinnerung prägen, selbst wenn wir sie nur ganz flüchtig gesehen haben. Einen solchen tiefen Eindruck machte der Anblick des Sarges auf mich. Ich sah ihn nur einen Augenblick, sehe ihn aber noch deutlich vor mir. Es war ein mittelgroßer Sarg, und nach der hellroten Farbe zu urteilen

wahrscheinlich für ein junges Mädchen bestimmt. Die kostbare Lackierung, die Füße, die Bronzehandgriffe, alles deutete darauf hin, daß der oder die Verstorbene der wohlhabenderen Klasse angehörte.

Mit gewaltiger Kraftanstrengung bot ich meine ganze Stärke auf und stürzte, von blinder Furcht gejagt, aus dem Zimmer, die Treppen hinunter. Im Flur und auf den Treppen war es ganz dunkel, meine Beine verwickelten sich in meinen Pelz, und es war ein förmliches Wunder, daß ich nicht fiel und mir den Hals brach. Als ich endlich die Straße erreichte, stieß ich gegen einen nassen Laternenpfahl und begann, meine Gedanken zu sammeln. Mein Herz klopfte gewaltsam, ich hatte fast den Atem verloren."

Eine der weiblichen Zuhörerinnen schraubte die Lampe etwas höher, rückte näher an den Erzähler heran, und dieser fuhr fort:

„Ich würde mich nicht annähernd so gewundert haben, wenn ich einen Dieb oder einen tollen Hund auf meinem Zimmer getroffen hätte, oder wenn die Decke oder die Wände eingestürzt wären. Dies wäre jedenfalls natürlich und erklärlich gewesen. Wie war aber dieser Sarg auf mein Zimmer gekommen? Von woher stammte er? Ein schöner, kostbarer Sarg, scheinbar für ein junges Edelfräulein bestimmt — wie, in aller Welt, hatte er sich in das ärmliche Zimmer eines unbedeutenden Beamten verirrt? War er leer, oder lag eine Leiche darin? Wer ist dies so frühzeitig verschiedene Wesen, das mir einen so grauenvollen und seltenen Besuch ablegt?

Falls es sich hier nicht um ein Wunder handelt, liegt ein Verbrechen zu Grunde! dachte ich.

Mein Verstand drohte, still zu stehen.

Die Thür war während meiner Abwesenheit verschlossen gewesen, und nur meine intimsten Freunde wußten, wo ich meinen Schlüssel verbarg. Aber sie konnten den Sarg doch nicht in mein Zimmer gesetzt haben! Es war ja denkbar, daß einige Leichenträger, die mit dem Sarge gekommen waren, sich in der Etage und der Thür geirrt und ihn so in ein falsches Zimmer gesetzt hatten. Wie bekannt, verlassen diese Leute aber nie ein Haus, ehe sie ihr übliches Trinkgeld bekommen haben, und außerdem — meine Thür war ja abgeschlossen!

Die Geister haben mir geweissagt, daß ich sterben müsse, dachte ich, vielleicht sind sie so wohlwollend gewesen, mir einen Sarg zu verehren?

Ich habe nie an den Spiritismus geglaubt, meine Herrschaften, ein so wunderbares Zusammentreffen muß aber selbst einen Philosophen in eine mystische Stimmung versetzen.

„Aber alles dies ist ja Wahnsinn, und meine Furcht ist ganz kindisch!“ sagte ich schließlich zu mir selbst. „Es war ein optischer Betrug, nichts anderes. Ich war auf dem Heimwege in einer so melancholischen Stimmung, daß es nicht so wunderlich ist, wenn meine Phantasie mir einen Streich gespielt hat. Natürlich war es eine optische Täuschung! Was sollte es sonst wohl sein?“

Der Regen peitschte mir das Gesicht, und der Sturm zerzauste meinen Pelz. Ich fror wie ein Hund und war vollständig durchnäßt. Wo sollte ich nur bleiben? In mein Zimmer wagte ich nicht zurückzukehren. Dann wäre ich von neuem dem Anblick des Sarges ausgesetzt, und der bloße Gedanke hieran bewirkte, daß es mir kalt den Rücken niederlief.

Ohne ein lebendes Wesen in der Nähe, ohne eine menschliche Stimme zu hören, allein in der Gesellschaft eines Sarges, in dem vielleicht eine Leiche lag, — nein, da wäre ich um meinen Verstand gekommen! In dem eiskalten Regenwetter auf der Straße zu bleiben, war ebenso unmöglich. Ich beschloß deshalb, meinen Freund Upokoew aufzusuchen. Es ist derselbe, der sich später das Leben nahm. Bei ihm wollte ich übernachten. Er bewohnte ein möbliertes Zimmer beim Kaufmann Tscherepof in der Mertwi Pereulok (die tote Straße) . . .“

Panichidin trocknete den kalten Schweiß von seiner Stirn und fuhr mit einem tiefen Seufzer fort:

„Mein Freund war nicht zu Hause. Als ich an die Thür geklopft und mich davon überzeugt hatte, daß er nicht zugegen war, nahm ich den Schlüssel, der, wie ich wußte, auf einem Schrank neben der Thür lag, und trat ein. Ich warf meinen nassen Pelz auf den Fußboden, und nachdem ich mich bis ans Sofa hingetastet hatte, setzte ich mich nieder, um mich auszuruhen. Es war dunkel, und der Wind klagte heulend im Schornstein. Vom Kreml ertönten die Kirchenglocken, die das Volk

zur Weihnachtsmesse riefen. Ich beeilte mich, ein Streichholz anzuzünden. Das Licht verjagte aber keineswegs meine Mißstimmung, im Gegenteil. Wieder wurde ich von einem namenlosen Schrecken ergriffen. Ich stieß einen wilden Schrei aus und stürzte Hals über Kopf aus dem Zimmer,

In der Stube meines Kollegen hatte ich dieselbe Erscheinung, wie zu Hause bei mir, gesehen — einen Sarg!

Der Sarg meines Freundes war größer als der meine, und die schwarze Farbe machte seinen Anblick noch unheimlicher. Wie war er nur hereingekommen? Daß es sich hier wieder um eine optische Täuschung handelte, war klar. Es konnten doch nicht überall, wo ich hinkam, Särge stehen! Wahrscheinlich war ich nahe daran, den Verstand zu verlieren, und die Veranlassung dazu ist leicht zu verstehen — man braucht nur an die spiritistische Sitzung und an Spinozas Weissagung zu denken.

Ich werde geisteskrank! dachte ich mit Entsetzen und griff nach meiner Stirn. Großer Gott, was soll ich thun?

Mein Kopf schmerzte, meine Beine zitterten, der Regen floß in Strömen, der Sturm jagte mich hin und zurück und ich hatte weder Pelz noch Kopfbedeckung. Ich wagte es nicht, in das Zimmer zurückzukehren und sie zu holen. Der Schreck hatte alle meine Glieder gelähmt. Die Haare sträubten sich mir auf dem Kopfe, kalter Schweiß bedeckte mein Antlitz, und trotzdem hielt ich das Ganze nur für eine Hallucination.

Was sollte ich machen? Ich war, wie gesagt, nahe daran, verrückt zu werden, und setzte mich der Gefahr des Erfrierens aus. Glücklicherweise kam mir der Gedanke, daß in der Nähe der Mertwi Pereulok ein anderer guter Freund, ein junger Arzt Namens Pogostof wohnte, der gleichfalls der spiritistischen Sitzung beigewohnt hatte. Ich eilte zu ihm. Damals war er noch nicht mit der reichen Kaufmanns-Witwe verheiratet und wohnte noch im sechsten Stock beim Staatsrat Kloadbitschinski.

Bei Pogostof sollten meine Nerven einer neuen Erschütterung ausgesetzt werden. Als ich mich bis zum fünften Stock emporgearbeitet hatte, hörte ich einen schrecklichen Lärm. Eine Treppe höher lief jemand hin und her und warf mit den Thüren.

„Hilfe!“ hörte ich eine Stimme in herzzerreißenden Tönen. „Hilfe! Portier! Hilfe!“

Einen Augenblick später kam ein Mann im Pelz und Cylinder die Treppe heruntergestürzt, geradeswegs auf mich los.

„Pogostof!“ rief ich aus, als ich meinen Freund wieder erkannte. „Sind Sie es? Was fehlt Ihnen nur?“

Pogostof machte Halt und ergriff krampfhaft meine Hand. Er war leichenblaß, holte schwer Atem und zitterte am ganzen Körper. Seine Augen flackerten wild umher.

„Sind Sie es, Panichidin?“ fragte er heiser. „Sind Sie es wirklich? Sie gleichen ja einem Geiste aus dem Grabe? Oder ist es vielleicht eine neue Hallucination?“

„Was ist Ihnen denn zugestoßen? Wie sehen Sie denn aber nur aus?“

„Ach, lassen Sie mich nur erst zur Besinnung kommen — Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin, daß ich Sie hier treffe! Wenn es nur nicht auch Augentäuschung ist! Die verwünschte spiritistische Sitzung! Sie hat in dem Grade meine Nerven erschüttert, daß ich, als ich mein Zimmer betrat, einen Sarg zu sehen glaubte!“

Ich wollte meinen eigenen Ohren nicht trauen und bat ihn, die Worte zu wiederholen.

„Einen Sarg, einen wirklichen Sarg!“ erklärte der Arzt und ließ sich ganz ermattet auf eine Treppenstufe niederfallen. „Ich bin nicht feige, aber selbst der Böse in höchsteigener Person kann bange werden, wenn er nach einer spiritistischen Seance im Dunkeln auf einen Sarg stößt.“

Entsetzt und verwirrt erzählte ich Pogostof, was ich erlebt hatte.

Einen Augenblick betrachteten wir einander, ohne ein Wort zu sagen. Dann kniffen wir uns gegenseitig in den Arm, um uns davon zu überzeugen, daß wir nicht träumten.

„Das schmerzt,“ sagte der Arzt, „ein Beweis, daß wir nicht schlafen. Und deshalb sind die Särge, welche wir sahen, auch keine optische Täuschung, sondern die nackte Wirklichkeit. Was fangen wir jetzt an, mein Lieber?“

Nachdem wir eine ganze Weile auf der Treppe zugebracht und alle Möglichkeiten überlegt hatten, beschlossen wir, unsere Furcht zu besiegen, den Portier zu wecken und gemeinsam mit

ihm uns auf das Zimmer des Doktors zu begeben. Und wie gesagt, so gethan.

Als wir hinein kamen, zündeten wir ein Licht an und erblickten wirklich einen Sarg, weiß gestrichen und mit vergoldeten Ecken und Handgriffen. Der Portier bekreuzigte sich.

„Nun müssen wir untersuchen, ob der Sarg leer ist oder ob — jemand darin liegt!“ sagte der Arzt blaß. Damit bückte er sich und hob, in atemloser Spannung, den Deckel auf. Wir blickten in den Sarg hinein — er war leer.

Nur ein Brief lag auf dem Boden. Er lautete folgendermaßen:

Lieber Pogostof!

Du weißt, daß das Geschäft meines Schwiegervaters sehr schlecht geht. Morgen oder übermorgen steht eine gerichtliche Exekution bevor, die ihn und meine Familie ruinieren und uns alle an den Bettelstab bringen wird. Um wenigstens für die erste Zeit versorgt zu sein, haben wir uns entschlossen, einige Gegenstände in Sicherheit zu bringen. Wie Du weißt, ist mein Schwiegervater einer der besten Sargtischler der Stadt, und wir haben deshalb den Beschluß gefaßt, die teuersten und schönsten seiner Särge fortzuschaffen. Ich wende mich deshalb an Dich, als Freund, und bringe Dir hiermit einen Sarg, den ich dringend bitte, so lange für mich aufzubewahren, bis ich ihn von Dir zurückfordere. Ohne die Hülfe unserer Freunde und Bekannten gehen wir zu Grunde. Ich hoffe, daß Du um so mehr meine Bitte erfüllen wirst, als ich Dich schon in wenigen Tagen von dem Sarge befreien werde. An alle diejenigen, die wir für wahre Freunde halten, habe ich einen Sarg gesandt und damit an ihre Güte und an ihren Edelmut appelliert.

Dein treu ergebener Iwan Tschelustjin.

Infolge dieser Nacht war ich drei Monate nervenleidend. Unser Freund, der Schwiegersohn des Sargfabrikanten, hat jetzt ein Beerdigungsgeschäft eröffnet und verkauft unter anderem Grabmonumente. Das Geschäft geht indessen nicht besonders glänzend, und ich fürchte jeden Abend, wenn ich nach Hause komme, neben meinem Bette einen weißen Grabstein oder einen Katafalk vorzufinden ...“



Arbeitskräfte der Zukunft.

Von Dr. **Rudolf Curtius.**

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Bewußtsein stolzester Kraft ist die Menschheit der Gegenwart über die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts geschritten. War sie bis nahe an das Ende des achtzehnten Säkulums zur Herstellung aller Bedarfsgegenstände fast ausschließlich auf die Energie der eigenen Arme und diejenige der Haustiere angewiesen, wobei sie eine nur sehr ungenügende Unterstützung durch Ausnutzung des Windes und des bewegten Wassers in Mühlenwerken erfuhr, so revolutionierte die Erfindung der Dampfmaschine mit ihrer vielseitigen Anwendbarkeit von Grund aus das Verkehrsleben und den kulturellen Zustand aller civilisierten Länder des Erdballs. Ein Umschwung sondergleichen hat sich innerhalb der drei bis vier Menschenalter vollzogen, seitdem zahllose mit Dampfkraft getriebene Maschinen ihre eisernen Arme für den Dienst des Menschen regen und die dadurch frei gewordene lebende Arbeitskraft anderen Zwecken verfügbar gemacht werden kann. Dabei kann man mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß wir in der Jetztzeit immer noch erst in den Anfängen des Maschinenzeitalters stehen, da die Vorteile dieses Betriebes vorzugsweise nur der Industrie zu Gute kommen, und es ist unschwer, zu prophezeien, daß in weiteren hundert Jahren, nachdem sich inzwischen die Bevölkerungen verdoppelt und verdreifacht haben, der Bedarf an mechanischer

Kraft in noch ungleich höherem Maße gestiegen sein und im weitesten Umfange auch für die Land- und Forstwirtschaft verwendbar gemacht sein wird.

In den Freudenbecher des Selbstgefühls mischt sich aber ein Tropfen Wermut. Mag die Ausnutzung der in unseren Brennstoffen schlummernden Energie auch in Zukunft eine wesentliche Vervollkommnung erfahren, dem schnell wachsenden Umfange der Krafterzeugung entspricht doch immer ein größerer Aufwand an Kohle, Petroleumrückständen, Holz und allenfalls Torf, deren jetzt vorhandene Vorräte zwar noch auf ziemlich lange Zeit ausreichen, aber sich doch endlich einmal erschöpfen müssen. Die steigende Verwendung der Elektrizität überhebt uns ebenfalls nicht der Sorge um andere Kraftquellen; denn auch sie wird zum weitaus größten Teile durch Verbrennung von Kohle in Dampfmaschinen erzeugt. Besorgt fragen sich deshalb immer aufs neue die Volkswirte, was aus der Zukunft werden soll, wenn die in den erreichbaren Schichten der Erdrinde vorhandenen Vorräte an schwarzen Diamanten ausgebeutet sein werden. Die jetzt Lebenden, welche nach dem Grundsatz: „Nach uns die Sündflut!" denken, brauchen sich darüber zwar keine Skrupel zu machen. Wenn aber der Kohlenverbrauch der Erde, der im Jahre 1899 schon 15 Milliarden Zenter betrug, wie bisher weiter steigt, wird für alle Staaten, und zwar zu allererst für die industriegewaltigen Engländer, die Frage nach neuen Arbeitskräften um so brennender werden, je mehr das kostbare, fossile Brennmaterial im Schwinden ist.

Wenn man sich angesichts dieser nicht wegzuleugnenden Thatsachen vielfach darin gefällt, die Zukunft unserer entfernten Nachkommen grau in grau zu malen, und ein Versinken der Menschheit in Barbarei prophezeit, so darf man doch diese Kassandrarufe nicht allzu ernst nehmen; denn überall eröffnet die Wissenschaft Bahnen zur Erschließung neuer Kraftquellen, deren Leistungsfähigkeit selbst den höchsten Ansprüchen auf Jahrtausende hinaus genügen wird, und wenn sich auch im einzelnen vieles anders gestalten mag, so kann man doch bereits ein ungefähres Bild der zukünftigen Kraftversorgung entwerfen.

Als nächstes Ziel gilt allgemein eine bessere Ausnutzung der Kohle, mit der wir ebenso bei der Zimmerheizung wie in

den Dampfkesselanlagen eine wahrhaft ungeheuerliche Verschwendung treiben. In der besten Heizanlage unserer modernen Wohnungen kommen nur wenige Prozente der in der Kohle steckenden Wärme dem Zimmer zu Gute, und die Hausfrau heizt dieses bei der größten Sorgfalt viel weniger als die kalte Außenluft über dem Schornstein. In unseren Maschinen aber kommen bestenfalls nur 10 Prozent der der Kohle innewohnenden Energie als praktischer Nutzeffekt zum Vorschein. Alles Uebrige geht durch Reibung, durch Wärmestrahlung und im Flugruß verloren, und wenn die seit einer Reihe von Jahren von Berlin aus Eingang findenden Rauchverbrennungsapparate und Kohlenstaubfeuerungen auch nur 3 weitere Prozent der im ganzen verbrannten Kohle, die sonst als Ruß die Luft über den Städten verpesten, für die Krafterzeugung retten, so ist das nicht nur ein großer hygieinischer Vorteil, sondern auch ein nicht zu verachtender ökonomischer Gewinn, der, auf alle Feuerungsanlagen ausgedehnt, sich auf viele Millionen im Jahre belaufen würde.

Eine radikale Umwälzung würde es aber bedeuten, wenn es einem Erfinder gelänge, direkt aus Kohlen Kraft, also beispielsweise Elektrizität zu produzieren. Wir sind von einer Lösung dieser Aufgabe, welche zu den vom zwanzigsten Jahrhundert heißbegehrten Erfindungen gehört, wohl noch weit entfernt; aber verheißungsvolle Ansätze dazu sind doch bereits vorhanden und ein von Borchers konstruiertes galvanisches Gaselement, in welchem als Elementflüssigkeit Kupferchlorür verwendet wird, bringt das Wunder fertig, aus Luft und Kohlenoxyd (dem gefürchteten Gase, das bei alten, noch mit Klappen versehenen Oefen zur Ursache so vieler tödlicher Unglücksfälle wird), einen elektrischen Strom zu gewinnen, der die Spannkraft der Elemente reichlich dreimal so gut ausnützt wie die besten Dampfmaschinen und Dynamos.

Ungezählte Tausende von Pferdekräften gingen bisher auch ungenützt bei dem Hochofenprozeß verloren. In diesen fortwährend in Betrieb gehaltenen Schmelzöfen, welche oben mit Eisenerzen, Zuschlägen und Heizmaterial beschickt werden, während unten geschmolzenes Roheisen abläuft, entweichen unausgesetzt aus der oberen Oeffnung Gase, die nur halb verbrannt

sind und unausgebeutet auf Nimmerwiedersehen in die Atmosphäre verschwinden. Nachdem die Schwierigkeiten in dem Bau entsprechender Gaskraftmaschinen überwunden sind, stehen auch hier reichliche Betriebskräfte zur Verfügung.

Sieht man aus dem eben Gesagten, daß auch die bessere Ausnutzung der Kohle eine große Zukunft hat, so ist diese doch keineswegs das einzige Material der Krafterzeugung. Mit Recht hat man die Kohlen als Stein gewordene Sonnenstrahlen bezeichnet, da der Kohlenstoff derselben nur dadurch aufgespeichert worden ist, daß er sich in der lebenden Pflanzenzelle unter der chemischen Wirkung des Sonnenlichtes aus der von der Pflanze eingeatmeten Kohlensäure der Luft niederschlug. Es lag also nahe, die Mutter alles irdischen Lebens, nämlich die Sonne selber, zur Kraftleistung heranzuziehen. Versuche dieser Art sind schon vor langen Jahrzehnten mit ungeheuren Brenngläsern, aber ohne befriedigenden Erfolg gemacht worden. Neuerdings ist man aber — und zwar zuerst in wasserarmen und wolkenlosen Gegenden Kaliforniens — zur Erbauung gewaltiger Sonnenmotore mit Hilfe riesenhafter Hohlspiegel übergegangen. Natürlich konnten diese nicht in der mathematisch richtigen Kugel- oder Parabelform zur Anwendung kommen, weil ihre Herstellung viel zu kostspielig, wenn nicht überhaupt technisch unmöglich wäre, und man setzt solche Hohlspiegel daher lieber aus vielen kleinen ebenen Spiegeln — bis zu 1700 an der Zahl — zusammen. Der ganze Apparat folgt durch eine selbstthätige Vorrichtung dem täglichen Gange der Sonne und liefert, da er nur einmal mit Wasser versehen zu werden braucht, dessen Dampf sich immer wieder von selber zu Wasser verdichtet, von der ersten Stunde nach Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine Kraft von 10 bis 25 Pferdestärken. Scheinen diese Zahlen auch auf den ersten Blick nicht bedeutend zu sein, so muß man doch in Rechnung ziehen, daß sich diese Maschinen in fast unbegrenzter Zahl aufstellen lassen und daß die von der Sonne zu gewinnenden Kraftmengen nach menschlichen Begriffen unerschöpflich sind; denn nach einer von Herschel und Ericson aufgestellten Berechnung, deren Verständnis Fachkenntnisse voraussetzt und deren Ausführung hier viel zu weit führen würde, ist die Wärmeenergie des auf eine

Quadratmeile Land zwischen dem Aequator und dem 45. Breitengrade bei wolkenlosem Himmel täglich herniederstrahlenden Sonnenliches stark genug, um Maschinen von insgesamt 50 Millionen Pferdekräften zu treiben. Die Sonnenkraftmaschine ist also der ideale Apparat für regen- und wolkenarme Länder und wird z. B. wahrscheinlich für unsere südwestafrikanische Kolonie von unberechenbarem Nutzen werden. Aber auch in unserer europäischen Heimat giebt es manchen unfruchtbaren, nach Süden zu gelegenen Bergabhang und manches öde Stück Heideland, auf welchem derartige Maschinen mit Nutzen aufgestellt werden können, um vor allem im Dienste der Landwirtschaft Verwendung zu finden.

Ungeheure Kräfte harren in den Wellen des bewegten Wassers, und zwar handelt es sich hier weniger um die großen Heerströme des Landes, die schon wegen der Verkehrsinteressen nicht durch Stauwerke gesperrt werden können, als um die Wasserfälle der Gebirgsländer und um die Kräfte der Ebbe und Flut.

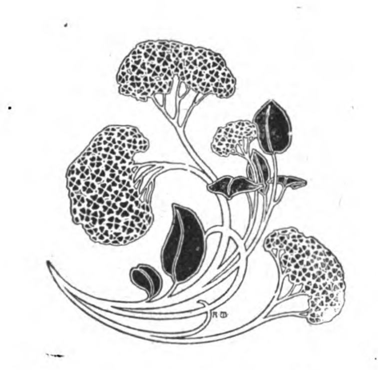
Seit man auf der großen elektrischen Ausstellung zu Frankfurt das berühmte Experiment ausgeführt hat, dem Wasserfall des Neckars bei Lauffen einen großen Teil seiner Kraft abzuzapfen, um sie in Form hochgespannter elektrischer Ströme nach der Ausstellung zu leiten, hat man in den Alpen, in den überaus wasserreichen skandinavischen Bergen und am Niagara die Ausbeutung der Wasserkräfte im Großen begonnen und selbst in unseren deutschen Mittelgebirgen, wo gegenwärtig eine Thalsperre nach der anderen zur Paralysierung der Hochwassergefahren entsteht, wird die in diesen künstlichen Seen aufgespeicherte Wasserkraft in einer sehr nahen Zukunft manchem Industriezweig die benötigten Betriebskräfte liefern. Natürlich ist es bequemer, diese Kräfte am Orte ihrer Erzeugung zu verwerten; eine Entvölkerung unserer großen Städte und eine Auswanderung der Industrie nach den Gebirgsländern ist aber deswegen durchaus nicht zu befürchten, weil die Technik der Kraftübertragung sich täglich vervollkommnet. Das Aussehen unserer Industriezentren würde sich jedoch sehr zum Vorteil verändern. „Man denke nur,“ sagt der bekannte Leipziger Professor Ostwald, „wie bei der unvergleichlich bequemen und

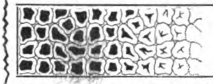
biegsamen Verteilung, welche die elektrische Energie gestattet, sich das Aussehen unserer Fabrikorte ändern wird. Kein Rauch, kein Ruß, kein Dampfkessel, keine Explosionsgefahr, kein Feuer mehr; denn Feuer wird man nur noch für die wenigen Prozesse brauchen, die man auf elektrischem Wege nicht bewerkstelligen kann, und deren werden täglich weniger werden."

Nicht nur ebenbürtig, sondern weit überlegen ist der Kraft der Gebirgswasserfälle die bisher fast unausgebeutete Kraft der Ebbe und Flut, in deren Wellen sich Millionen von Pferdekräften an den Meeresgestaden ungenützt zersplittern. Stauanlagen, in welche zur Flutzeit Wasser eintritt, welches zur Ebbezeit ablaufend, Maschinen treibt, kennt man zwar schon seit langer Zeit; eine wirklich brauchbare Flutmaschine, die auf dem Prinzipe der Turbine aufgebaut ist, wurde aber erst vor kurzem von Knobloch erfunden. Anlagen dieser Art sind gegenwärtig bereits an der Unterelbe und an den deutschen Nordseeküsten in Ausführung begriffen und werden dort, wo die Flut eine größere Höhe hat, natürlich einen noch viel erheblicheren Nutzen geben. So plant man z. B. in Vancouver, wo die Gezeiten eine ungewöhnliche Höhe erreichen, die Errichtung eines von der Flnt getriebenen Elektrizitätswerkes, welches diesem Hafen nicht nur Licht, sondern auch die zum Betriebe aller im Hafen nötigen Maschinen erforderliche Kraft liefern soll.

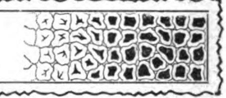
Unter den bisher wenig ausgenutzten natürlichen Arbeitskräften darf auch diejenige des Windes nicht vergessen werden. Die altehrwürdige Windmühle hat vor den Cyklopenarmen der Dampfkraft im 19. Jahrhundert fast gänzlich vom Schauplatz abtreten müssen. Wahrscheinlich wird sie jedoch im neuen Jahrhundert eine Auferstehung in veränderter Gestalt feiern. Der schwerste Nachteil dieser Kraft ist ihr unberechenbarer Wechsel; wo aber, wie in England und an den atlantischen und Nordseeküsten fast das ganze Jahr hindurch andauernd starke Winde wehen, lassen sich diesen ganz ungeheuere Kräfte abgewinnen, und über die Zeit der Windstillen muß dann eben die aufgespeicherte Kraft der Akkumulatoren hinweghelfen, die noch keineswegs auf dem Gipfel der Vollendung angekommen sind.

Man hat auch den Vorschlag gemacht, ungeheure und tiefe Bohrlöcher in die Erde zu treiben, um die Wärme des Erdkörpers als Triebkraft zu gewinnen. Ein solches Unternehmen ist an sich zwar theoretisch möglich, gemahnt den Praktiker aber doch stark an Jules Vernesche Phantasien, da der Kostenaufwand nie im richtigen Verhältnis zum Gewinn stehen kann. Das vorstehend Gesagte wird aber zur Genüge gezeigt haben, daß die Menschheit auch in Jahrhunderten ihre Zuflucht noch nicht zu solchen Hilfsmitteln wird zu nehmen brauchen. Kräfte, welche diejenigen sämtlicher Maschinen der Gegenwart um das vieltausendfache übertreffen, sind fast überall vorhanden und harren nur der Hebung. Sache des menschlichen Erfindungsgeistes ist es, die Maschinen zu ihrer Nutzbarmachung zu erfinden, und daß wir hierzu auf dem richtigen Wege sind, beweisen die reißend schnellen Fortschritte der Technik, welche auch vor den schwersten Aufgaben nicht mutlos zurückschreckt.





Allerlei.



Lenzesfroh.

Von Leon Vandersee.

(Zu unserem Titelbilde.)

Rosig schwebt aus Wolkenschleiern
Frühlingsschön der junge Tag,
Und aus Fliederbüschen grüßt mich
Holder Nachtigallenschlag.

Wie das duftet, wie das blühet,
Auf den Veilchen glänzt der Tau,
Hoffnungsgrün die junge Erde,
Und der Himmel licht und blau!

Und ich wandle durch den Garten
Maienselig und beglückt —
Immer näher rückt die Stunde,
Da mein Lieb ans Herz mich drückt.

Die Spitzen der Fürstinnen. Von jeher sind Fürstinnen und Damen der höchsten Aristokratie die Trägerinnen echter Spitzen gewesen. Schließt es ja der Preis dieses zarten, duftigen Gewebes schon von vornherein aus, daß sie Gemeingut werden können, und so sind sie in alten Familien als teure Erbstücke ebenso hoch gehalten, wie Edelsteine. Echte, alte Spitzen, wie sie z. B. die deutsche Kaiserin besitzt, haben jenen wunderbaren Elfenbeinton, den keine Färbung hervorzurufen vermag und sind so selten, daß man selbst auf weite Entfernungen den Wert der Toilette erkennt. Man schätzt den Wert der Spitzen, welche die deutsche Kaiserin besitzt, auf eine halbe Million Mark. Es gehören außer vollständigen Spitzentoiletten, Spitzenshawls Taschentücher und Schleier dazu. Auch bevorzugt die Kaiserin fast durchweg Spitzengarnitur an ihrer Leibwäsche. Noch mehr war die Königin Viktoria von England eine Verehrerin von Spitzen, und während ihre kaiserliche Enkelin den zarten Points d'Alencon, Points d'Argentan, sowie dem geklöppelten Fabrikat von Mecheln den Vorzug giebt, besaß die Herrscherin von Großbritannien einen wahren Schatz an Honiton-Spitzen mit ihren Mustern von naturalistisch behandelten Blütenzweigen, die dem Fleiß der weiblichen Bevölkerung der Stadt Honiton in Devonshire entsprossen und teils Nadel-, teils Klöppelarbeit sind. Die Königin sah nicht nur

gern Spitzengewebe an ihren eigenen Toiletten, sondern sie freute sich auch, wenn die englischen Damen viele Spitzen trugen, und verschenkte meist Spitzen, besonders als Hochzeitsgeschenke. Die Brautschleier zum Beispiel, welche die beiden jüngeren Schwestern der deutschen Kaiserin, die Herzogin von Schleswig-Holstein-Glücksburg und Prinzeß Leopold von Preußen, auf dem Gange zum Altare trugen, waren Geschenke der Königin Viktoria. Auch die deutsche Kaiserin erhielt anläßlich ihrer Vermählung eine Spitzengarnitur und selten schöne Brüsseler Spitzen von dem belgischen Königspaare als Hochzeitsgabe. Einen wunderbaren Spitzenfächer, der fast einzig in seiner Art ist, schenkte die verstorbene Schwester Kaiser Wilhelms I., Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, der Prinzeß Luise Margarethe von Preußen gelegentlich ihrer Vermählung mit dem Herzoge Arthur von Connaught. Eine sehr große Liebhaberin von Spitzen ist auch die älteste Schwester des Kaisers, Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, welche in Venedig gearbeitete Gesichtsschleier à 500 Mark ihr eigen nennt, und von jeder Reise Spitzen mit nach Hause bringt. Die beiden Königinnen von Italien tragen nur venezianische Spitzen, bringen diese aber thunlichst an jeder Toilette an. Der Brautschleier, den die Königin Helene trug und der das Allianzwappen von Italien und Montenegro in wunderbarster Feinheit zeigte, war ein Kunstwerk zu nennen. Ebenso der Schleier, den die alten französischen Adelsfamilien Prinzeß Helene von Orléans als Hochzeitsgabe darreichten, als sie dem Herzoge von Aosta sich vermählte. Die Kaiserin Friedrich verfügte über besonders schöne schwarze Spitzen, wie sich denn auch im Besitze der Kaiserin-Witwe von Rußland verschiedene kostbare schwarze Spitzentoiletten befinden.

Aberglauben in der Heilkunde. Mit dem Auftrage, Mückenfett zu holen, wurden wir als Kinder, wenn wir einfältig genug waren, darauf hineinzufallen, besonders am 1. April in die Apotheke geschickt und mußten dann uns über den vergeblichen Gang weidlich auslachen lassen. Und doch hat es eine Zeit gegeben, wo Mückenfett zum Arzneischatz gehörte, ja das teuerste Fett war, wie Troels-Lund in seinem Buche „Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten“ erzählt. Ja, er weiß sich noch aus seiner Kindheit zu erinnern, daß auch „Priesterfett“ verkauft wurde, das man aus Schweinefett durch einen Zusatz von ein paar Tropfen Rosenwasser bereitete. Aber auch dem wirklichen Menschenfett schrieb und schreibt man heilende Kraft zu, besonders wenn es von einem Verbrecher stammt; so wird uns eine Heilung einer gelähmten Frau in Rochlitz, vom Jahre 1540, umständlich beschrieben, die das Fett eines Verbrechers äußerlich und innerlich gebrauchte. Aus dem heutigen Arzneischatze sind die tierischen Mittel zum großen Teil verschwunden, aber in Frankreich verlangte man im 16. Jahrhundert, daß ein Apotheker versehen sei mit „ganzen spanischen Fliegen, Kellerasseln, Regenwürmern, Ameisen, Nattern, Skorpionen, Fröschen, Krebsen, Blutegeln und einer Menge kleiner Vögel“. Besonders wirksam sollten dann auch Sperlings- und Hasenhirn, Wildschwein- und Elefantenzähne, Froschherzen, Ziegenbockleber, Natterhaut, Wolfsdärme sein; dazu kommen die verschiedensten Fette, unter denen auch Menschen-

und Schlangenfett vertreten sind, Elen=, Büffel= und Ziegenklaue, und endlich, „da die Exkremente der oben genannten Tiere ihre besonderen Kräfte haben, so ist es nicht übel, wenn der Apotheker auch davon in seinem Laden hat." Muten uns diese Mittel zum teil komisch, zum teil ekelerregend an, so überkommt uns ein leiser Schauer, wenn wir lesen, daß „mit wunderbaren Kräften der Schädel oder der Kopf eines Toten begabt ist, der nicht begraben worden ist", und daß „die Apotheker in England und besonders in London Köpfe von Toten" verkauften, „auf welchen sich eine kleine grünliche Lage Moos befindet, die man Usnea nennt, weil es der Moosart Usnea gleicht, die auf den Eichbäumen wächst. Aber der Schädel eines kürzlich gehenkten Verbrechers, natürlich von den Fleischteilen und dem Hirninhalt befreit, gut gewaschen und getrocknet, ist unendlich viel besser." In einer Hexenküche glaubt man zu sein, wenn man die alten Arzneirezepte liest, und die Apotheker, die den Schädel eines gehenkten Diebes, Zibetkatzenmist und die Teile des gar nicht existierenden Einhorn verkaufen, leisteten dem finstersten und rohesten Aberglauben Vorschub. Zugleich hatten sie mit unter dem Wettbewerb des unehrlichsten Menschen, des Henkers, zu leiden, gegen den — ein eigenartiges Kennzeichen der Zeit — der französische Apotheker Pierre Pomat, die folgende Reklame veröffentlichte: „Wir verkaufen Menschenfett, wie wir es uns auf verschiedene Weise verschaffen. Aber da Gott und jedermann weiß, daß der Scharfrichter in Paris auch jedem, der es haben will, welches verkauft, so hat das zur Folge, daß die Apotheker nur weniges von dem ihrigen los werden können. Und doch wird sich das Fett, das wir zu liefern im stande sind, in seiner Zubereitung mit wohlriechenden Kräutern als unvergleichlich besser erweisen als das, welches man sich von einem Henker verschafft." Nur eines vermissen wir bei dieser Lobpreisung des eignen Fabrikates — die Aufzählung all der Krankheiten, bei denen das gut parfümierte Menschenfett unfehlbar hilft.

Die Pflanzenwelt im Volksmunde. Wie in uralter Zeit, so herrscht auch in unsern Tagen noch in manchen Volkskreisen die Vorstellung, daß in den Bäumen geisterhafte Wesen wohnen, die sogenannten Dämonen — entweder Wald= oder Feldgeister, unter denen die wilden Männer und die Holzweibchen die bekanntesten sind. Die wilden Männer sind die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trotzen, dann aber auch die Geister des grünenden Lebens, des Wachstums. Ihre Frauen, die Waldfrauen, steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. In manchen Gegenden verlieren aber die Waldfrauen das Riesenhafte; als Moosweiblein oder Holzweibchen gleichen sie dreijährigen Kindern, die spinnend oder strickend auf Kreuzwegen sitzen, sich auch mit den Menschen zu Tische setzen, freundlich und harmlos mit ihnen verkehren, oder ihnen helfend bei der Arbeit beispringen. Der alte Volksglaube an diese kleinen moosgrünen Waldgeister, die sich die alten Germanen als Mitteldinge zwischen der Gottheit und den Menschen vorstellten, liegt manchem Brauche, den man noch jetzt hier und da findet, zu Grunde. So läßt man im Frankenwalde bei der Ernte drei Hände voll Flachs für die Holzweibel

auf dem Felde liegen. Zu Neuenhammer in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Flachses vom Felde fünf bis sechs Halme, die man stehen läßt, oben in einen Knoten zusammen, damit das Hulzfral sich daruntersetze und Schutz finde u. s. w. Die Wald- und Feldgeister werden aber nicht nur als schadenbringende Gewalten gefürchtet, sondern auch als nutzbringende Wohlthäter verehrt. Insbesondere sollen die Baumgeister die Macht haben, Krankheiten zurückzunehmen. Deshalb umwandelt man bei Zahnschmerzen einen Birnbaum rechts und umfaßt ihn, indem man einen Spruch murmelt. In der Altmark binden Kopfwehkranke einen Faden zuerst dreimal um ihr Haupt und hängen ihn dann in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt ein Vogel hindurch, so nimmt er das Kopfweh weg. Alle diese abergläubischen Bräuche sind nichts, als allerdings oft arg entstellte Ueberreste der altgermanischen Götterzeit. Die Mythen jener Urzeit hatten aber einen tiefen Sinn, der uns in Sagen Kunde davon giebt, daß unsere Vorfahren ihre ganze Weltanschauung auf die Natur und ihren Wechsel bauten. Die Bäume, als menschliche Wesen gedacht, waren heilig und unverletzlich. Grausame Strafen standen nach den alten Rechtsgewohnheiten einzelner Orte auf Schändung der Bäume. Noch heute sprechen die Holzarbeiter in der Oberpfalz von Waldbäumen wie von Menschen und bitten den schönen, gesunden Baum um Verzeihung, ehe sie ihm „das Leben abthun". Die Verschmelzung zwischen Mensch und Baum war schließlich so innig gedacht, daß man die Bäume wie Menschen betrachtete. In Westfalen kündigt man noch jetzt den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelt und spricht: „Der Wirt ist tot." Heilige Bäume „bluten" beim Verletzen. Blutbäume, welche aus dem Blute schuldlos Gerichteter entstanden sein sollen, giebt es noch heute an manchen Orten, beispielsweise die Blutlinde zu Frauenstein bei Wiesbaden. Gewisse Bäume genossen noch eine besondere Verehrung, weil man sie als persönliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachtete. Insbesondere waren die Eiche, Esche, Linde, Birke und die Hasel den alten Germanen heilige Bäume. Auch dieser altgermanische Baumkultus hat sich in einzelnen Ueberresten bis heute erhalten. In manchen Gegenden Niedersachsens und Westfalens erhielt sich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueste Zeit. Im Paderbornischen befindet sich eine solche, zu der die Bewohner von Kahlenberg und Wormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen. Die Birke war bei den alten Germanen ein echter Freudenbaum, unter dem sie die Frühlingsfeste feierten. Als Nachklang dieses Brauches ist unsere heutige Sitte anzusehen, unsere Wohnungen zu Pfingsten mit Birkenzweigen zu schmücken. Die Haselnuß galt in der altdeutschen Mythologie als das Sinnbild des Lebens und, weil sich die Haselnüsse oft gepaart finden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glückes. Im Schwarzwald tragen die Hochzeiter noch heute eine Haselrute, und wenn in einem Jahre viele Haselnüsse wachsen, gilt es als ein Zeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen werden.

Eine romantische Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert hat ein eigenartiger Zufall den Direktor des Pariser

Odéon=Theaters Ginisty entdecken lassen. Er besitzt seit Jahren einen alten Stahlstich, der eine junge Frau im Kostüme der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit feinen melancholischen Zügen darstellte und den Namen „Marie-Elisabeth Gerard du Tillet, épouse de Pierre Hennequin, marquise Défrene“ trug. Darunter standen folgende naive und rätselhafte Verse:

Cette beauté charmante eut de grandes alarmes,
Un tyrannique époux voulut, malgré ses larmes,
La vendre au Turc barbare et médita sa fin.
Le ciel seul la sauva de son affreux destin.

(Diese liebliche Schönheit hatte großen Kummer;
ein tyrannischer Gatte wollte ungeachtet ihrer Thränen
sie an einen grausamen Türken verkaufen und beschloß ihr Ende,
der Himmel allein rettete sie vor seinem abscheulichen Plan.)

Lange hatte Ginisty vergeblich das Geheimnis dieser Marquise, die von ihrem Gatten dem Großtürken für seinen Harem verkauft wurde, zu ergründen gesucht: in keiner der Chroniken und Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts fand sich ein Wort von dieser seltsamen Geschichte. Da spielte ihm der Zufall einen Band der im Jahre 1750 bei Jean Néaulme im Haag erschienenen „Causes des separation“ in die Hände, der die lange gesuchte Aufklärung enthielt. Eine ebenso seltsame, wie rührende Geschichte ist es, die da von der sanften kleinen Marquise erzählt wird, deren trauriger Gesichtsausdruck auf dem Stiche Herrn Ginistys sie durchaus zu bestätigen scheint.

Der Roman beginnt mit einer Entführung. Marie Elisabeth ließ sich von Pierre Hennequin, für den sie eine leidenschaftliche Neigung gefaßt hatte, aus dem elterlichen Hause entführen. Um ihren Fehltritt aber zu sühnen, verlangte sie die kirchliche Einsegnung ihrer Verbindung, und der Marquis ging auch scheinbar auf diesen Wunsch ein. Er verkleidete einen spitzbübischen Bedienten als Priester — und die Farce ward gespielt! Der Vater der durchgegangenen jungen Dame indessen, Herr du Tillet, Präsident der Chambre des Comptes, erhielt Wind von diesem Betruge und vermochte es durchzusetzen, daß der Marquis zur Legalisierung seiner Verbindung gezwungen wurde. Dieser Umstand reizte den Don Juan, dessen Leidenschaft für Marie Elisabeth erkaltet war, zu höchster Wut gegen die Unglückliche. Es begann jetzt ein wahres Märtyrerleben für sie. Alle Mißhandlungen und Demütigungen mußte sie über sich ergehen lassen. Wenn der Marquis es gewagt hätte, würde er sie ohne weiteres aus dem Wege geräumt haben. Alle möglichen Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn, um sich der Verführten zu entledigen, und schließlich faßte er den seltsamsten, unwahrscheinlichsten Plan: er beschloß nämlich, Marie Elisabeth in die Türkei zu führen und dem Sultan Achmed III. zu — verkaufen. Ihre Schönheit, hoffte er, werde ihm einen ansehnlichen Preis sichern. Und sofort ging er an die Ausführung dieses abenteuerlichen Planes. Er brachte die junge Frau leicht dazu, mit ihm abzureisen, indem er vorgab, sie in einen Kurort führen zu wollen. Bis Lyon zeigte er sich von be-

strickender Liebenswürdigkeit. Von da ab aber warf er allmählich die Maske ab. Er führte die kleine Marquise, die ganz von den Mühen des Weges erschöpft war, mitleidslos durch Savoyen nach Genua, wo er ein Fahrzeug zu finden hoffte, um sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Groß war sein Gram, als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah. Er zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß in Savona ein Schiff bereit stünde, um nach dem Orient abzufahren. Die Marquise hatte von seinen Schritten Kenntnis erhalten und diese Reise, deren Zweck und Ziel ihr natürlich geheim gehalten wurde, erschreckte sie, besonders da der Gatte immer brutaler gegen sie wurde. So scharf sie auch überwacht wurde, gelang es ihr doch, ihre Befürchtungen dem Fuhrmanne mitzuteilen, der sie von Genua nach Savona bringen sollte. Dieser ehrliche Mann wurde von ihrem Schmerz so tief gerührt, daß er ihr seinen wirksamen Beistand für alle Fälle fest zusagte. Er führte das Paar in eine Herberge, deren Wirt er genau kannte, und mit dessen Hilfe vermittelte er die Flucht der Marquise in die Staaten des Herzogs von Savoyen. Der wütende Gatte setzte ihr nach und verstand sich, als er eingesehen, er könne mit Gewalt nichts ausrichten, zur heuchlerischen List. Er warf sich der unglücklichen Frau zu Füßen und schwur Reue und Besserung in so bewegten, aufrichtig erscheinenden Beteuerungen, daß der Gouverneur des Schlosses, wohin sich Marie Elisabeth geflüchtet hatte, ihm diese wieder auslieferte, obgleich das geängstigte junge Weib ihn anflehte, sich nicht von dieser Komödie täuschen zu lassen. Kaum war der Marquis wieder in den Besitz Marie Elisabeths gelangt, als er sich grausam an ihr rächte und sie entsetzlich mißhandelte. Alle Briefe, die sie an den Herzog von Savoyen schrieb, um seine Hilfe anzuflehen, wurde von ihm aufgefangen. Seinen Plan hielt er fest und belegte zwei Plätze auf einem Schiffe zu einer Ueberfahrt nach der Levante. Aber Marie Elisabeth gelang es noch einmal, ihrem Peiniger zu entschlüpfen: sie floh zu dem Herzoge und stellte sich unter seinen Schutz. Dieser geriet in die größte Verlegenheit durch diesen Vorfall, obgleich seine Haltung in demselben doch wahrlich klar vorgezeichnet war; zwar war er von lebhaftem Mitleid für die unglückliche kleine Marquise beseelt, wagte aber andererseits nicht, gegen einen Unterthanen des mächtigen Königs von Frankreich mit der im vorliegenden Falle erforderlichen Strenge vorzugehen. Er begnügte sich damit, dem Marquis sein Ehrenwort abzuverlangen, seine Gattin von jetzt an mit der gebührenden Achtung zu behandeln. So war die Aermste wieder ihrem Henker auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Dieser mußte jetzt indessen doch von seinem teuflischen Plane, die Marquise dem Sultan für seinen Harem zu verkaufen, Abstand nehmen. Er reiste mit ihr nach Frankreich zurück, voll Wut im Herzen und mit keinem anderen Gedanken beschäftigt, als dem, sich Marie Elisabeths auf die eine oder andere Art zu entledigen. Eines Abends kam ihm in einem Flecken, in dem sie zur Nachtruhe Halt gemacht hatten, eine neue teuflische Idee. In ihrer Ehre mußte das unglückliche junge Weib getroffen werden; dann war es leicht, sie los zu werden, indem er das Recht erhielt, sie lebend in einem von der Welt abgeschiedenen Kloster

begraben zu lassen. Der Marquis brachte die ganze Nacht mit Schreiben zu und füllte zwanzig Blätter aus, während eine hämische Freude sich auf seinen Zügen spiegelte. Als er geendigt, begab er sich am Morgen zu der jungen Frau und befahl ihr, die Briefe zu kopieren, ohne sich etwa zu unterstehen, ihre Schrift zu verstellen. Die Aermste warf einen Blick auf die Schreiben und verging fast vor Scham und Angst. Es waren Briefe, die sie an einen vorgeblichen Liebhaber geschrieben haben sollte, und die sie vor der Welt als Verworfene erscheinen lassen mußten. Vergeblich waren ihre flehenden Bitten, ihr dieses Schreckliche zu erlassen, vergeblich ihr Widerstand. Der Marquis holte eine Pistole aus der Tasche, und unter seiner Drohung, sie zu töten, mußte sie die qualvolle Kopierarbeit verrichten. Aber der Schutzengel wachte über die Verzweifelnde! Der Elende, der von der Neugierde eines Dritten alles zu befürchten hatte, wurde einen Augenblick durch ein Geräusch an das Fenster gelockt: Marie Elisabeth benutzte in einer glücklichen Eingebung diesen Moment und verbarg einen der von ihrem Gatten geschriebenen Zettel an ihrer Brust. Und als der edle Marquis auf die angeblichen Treulosigkeitsbeweise der jungen Frau hin nach Paris zurückgekehrt, die Klage gegen sie anstrengte, und ihre Ueberführung nach den „Madelonettes verlangte, wußte sie durch den Fetzen Papier die Intrigue des Elenden klar zu legen, der daraufhin durch eine „lettre de cachet“ in die Bastille befördert und für alle Zeiten unschädlich gemacht wurde.

Die neuesten Frauenberufe. In der gegenwärtigen Aera der Frauenbewegung ist es nichts Ungewöhnliches mehr, die Frauen auch in Berufe eindringen zu sehen, die die Männer bisher immer noch für sich allein in Anspruch genommen hatten. Weibliche Jockeys, die ihre männlichen Rivalen überflügeln, weibliche Postillone, weibliche Totengräber und weibliche Feuerwehrmitglieder — das sind die neuesten Berufe, die sich die Frauen, besonders im freien Amerika, zu eigen machen. Zu den kühnsten und geschicktesten Reiterinnen in Pferderennen gehört Mrs. Bagwill. Als zwölfjähriges Mädchen erregte sie bereits durch ihre Reiterkünste Aufsehen. Dann heiratete sie einen Besitzer von Rennpferden und veranlaßte ihren Gatten, sie die Dienste eines Jokeys übernehmen zu lassen. Der beste Postillon in Amerika ist Rose Sturgeon, die die Postkutsche zwischen Andrews und Denio in Oregon führt. Sie ist ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen. Ihre tägliche Tour geht durch einen der wildesten und einsamsten Distrikte der Vereinigten Staaten, und es ist hier nichts Ungewöhnliches, daß die Passagiere „angehalten werden“. Aber die beherzte junge Dame sieht, mit dem Revolver in der Tasche, allen Gefahren mutig ins Auge. Es macht ihr Spaß, wie sie sagt, durch Wind und Wetter mit ihren Pferden dahin zu sausen. Einen noch gefährlicheren Beruf hat eine andere Yankee-Schöne in Wyoming, Miß Allen. Ihre aufregende Pflicht ist es, das Land zu Pferde, mit einem Paar Revolver bewaffnet, abzupatrouillieren, auf der Suche nach Viehdieben und anderen Verbrechern. Mehr als einmal schon hat Miß Allen durch ihre Kaltblütigkeit mit knapper Not das Leben gerettet. Mehrere unternehmende Damen verdienen sich bereits als Kaminfeger ihren Lebensunterhalt. Auch der

Kirchhof ist von der weiblichen Invasion nicht verschont geblieben. Die eifrigste dieser weiblichen Totengräber war Mrs. Steel, die in einem Kirchhofe in Sussex das Grabscheit handhabte, bis sie sechzig Jahre alt war. In Japan haben die Frauen die anstrengende Beschäftigung der Heizer auf Dampfschiffen. Fünfzig bis hundert Frauen sieht man neben einer gleichen Anzahl von Männern oft in einem Schiff im Hafen von Nagasaki bei dieser Arbeit. Der schwerste Teil der Arbeit wird den Frauen zugeschoben. Die meisten sind hübsche junge Frauen, die von der Schwäche der weiblichen Eitelkeit doch nicht ganz frei sind, denn die meisten tragen Handschuhe, um ihre Hände zu schützen. In der schwedischen Stadt Nasso besteht die ganze Feuerwehr aus 150 Frauen, die ihre Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit erfüllen.

Professor Garner verficht, wie man weiß, seit längerer Zeit die Idee, daß die Affen sich durch eine Art Sprache untereinander verständigen. Zum Nachweis dieser Behauptung bediente er sich jetzt des Phonographen. Er nahm einige Lautäußerungen von Affen auf und reproduzierte sich dann in Gegenwart von anderen Affen, um zu erkennen, ob die Tiere beim Hören eines bestimmten Lautes stets in derselben Weise reagieren. Die eingehendsten Versuche stellte er mit einer ganzen Reihe von braunen Kapuzineraffen an, die er für die intelligenteste Affenart erklärt, die ihm bei seinen Studien vorgekommen ist. Er selbst glaubt schon dahin gelangt zu sein, die Bedeutung einer Anzahl von Lauten so weit zu erkennen, daß er im voraus wußte, was die Affen beim Hören der Worte thun würden. Im ganzen glaubt er neun Worte der Kapuzineraffensprache unterscheiden zu können, von denen einige durch verschiedenartige Betonungen in ihrer Bedeutung etwas modifiziert werden. So soll das Wort für „fressen" oder „Futter" auch als Gruß oder als Zeichen des Friedens gelten, gelegentlich auch dem Imperativ „gieb" entsprechen. Ein anderer Laut soll die Bedeutung „Liebe" oder „Freundschaft" haben, wieder ein anderer ein Alarmzeichen darstellen. Sogar für „Wetter" glaubt Garner ein besonderes Affenwort gefunden zu haben; ein Affe ließ es bei einem heftigen an die Fenster schlagenden Regen ertönen, und als der Phonograph es reproduzierte, wandte sich ein anwesender Affe sofort dem Fenster zu und sah hinaus. Die verschiedenen Affenarten haben nach Garner jede eine besondere Sprache; aber es kommt auch vor, daß einer ein Wort aus der Sprache einer anderen Affenart lernt; so lernte ein Kapuzineraffe das Wort, das bei einer ganz anderen Affenart „Fressen" bedeutet, aussprechen, nachdem er bemerkt hatte, daß dieser es anwandte, so oft er eine Näscherei erhalten hatte. Hier scheint nun allerdings die auch ohnehin genügend bekannte Neigung der Affen zur Nachahmung mit im Spiel zu sein, und es wird wohl überhaupt schwer sein, zu entscheiden, wie viel von der angeblich bewußten Affensprache unbewußte Nachahmung ist.

Wie vor 400 Jahren junge Kaufleute ausgebildet wurden, zeigen folgende Regeln aus jener Zeit, welche wir der Zeitschrift „Niedersachsen" (Jahrg. VI, No. 13) entnehmen: „Ist dir an

aine Kundin was gelegen, so mache dich gesellig, sage daß sie schönleibig seye und du Wohlgefallen an Ir findest, sie wird geblendet sain und kannst du auf vortheilhaften Verkauf sicher sain; auch wenn die Weiber häßlich und narbig sind, thue ihnen schön, es pringt Nutz. Anderes. Ist dir an aine hübsche Kundin gelegen, so mache dich gefällig, mache den Zeigefinger an die Zunge naß, greife ir damit auf die Bake oder Halskraus, thue als hättest du ain Ungezieser gefangen, werfe es auf die Erde und trette darauf, sie wird dir danken für den freindschaftlichen Dienst, den du ir getan, bringt dir Nutz. Anders. Wenn dir ain Rathsherr, oder ainer von der Geistlichkeit etwas nach Ele oder Gewicht abkaufen thut, oder gar nach Mäßlein, so laß alle Vorteilhaftigkeiten weg, diese galante Herren thun alles nachwiegen und messen und werden dich darob loben und sonderlich eren. Regul I. Farst du auf Jarmark durch Hern-Gauen oder Wald, nimm klaine Rad an dain Wagen, und hüte dich, daß du kaine Grundruhr zahlen mußt, sonst ist dein Gewinn verloren. (Die Kaufleute mußten damals ihren mit Waren bepackten Wagen nur kleine Räder geben, damit die Wagen auf den schlecht erhaltenen Straßen nicht umwarfen. Kaufmannsgüter, welche den Boden des Fahrweges berührt hatten, gingen nämlich schon durch das Berühren des Bodens allein in das Eigentum des Grundbesitzers über.) Regul II. Hast du daine Warr gut auf den Mark gepracht, hite dich vor 2 Ibeln, fir Markdibbe und fir Megdelein ... Regul III. Deine Gröschele und Pfennige trage fleißig in dain Leibgurt und laß nicht merken, daß du ainen solchen hast, so du eine Brennsuppe kaufest, gebe nur ein 2-Pfennigstück zum Auswechseln, daß man kain Gelt bei dir glaubet. Gaudiebe sind überall. Wirst du selbststendiger Krämer, so gehe alle Woche 2 mal zur Messe, und alle 14 Tage zur Peichte, aber nur in dain Sprengel, wo du als ansentlicher Kaufherr wirst geert werden, und kain pöser Leumund pringt dir Schaden. Auch ein grines Käplein ist dir anzuraten."

Wilhelm Busch auf der Schneekoppe. Wilhelm Busch, der witzige Karikaturenzeichner und Humorist, der Vater von „Max und Moritz" und „Hans Huckebein", ist auch einmal auf der Schneekoppe gewesen, und zwar am 30. September 1882. Im Fremdenbuche hat er sich mit einem längeren launigen Gedicht verewigt, das wohl nur ganz Wenigen bekannt und dessen Mitteilung deshalb allen Verehrern der Busch'schen Muse willkommen sein dürfte. Es lautet wie folgt:

Dieses ist ein alter Spruch:
Mensch, hast du des Geld's genug,
Dann ist gut es dir und nütze,
Daß du nicht auf deinem Sitze
In der Heimat kleben bleibst
Und die Zeit mit Skat vertreibst!
Einmal kann es dir nicht schaden,
Wenn du deine werten Waden
Durch das Steigen auf und nieder
Fester machst — und dann auch wieder,

Wenn dein Sinn nicht ganz gesunken,
Siehst die Welt du freudetrunken,
Und die ganze Herrlichkeit
Macht die Brust dir froh und weit! —
Dieses alles zwar erwägend,
Doch nicht lange überlegend,
Füllte ich das Portemonnaie
Und bestieg die steile Höh'!
Ach, wie schön ist's und erlabend,
Wenn man sich am frohen Abend
Nach des Tages schweren Werken
Durch Gesang und Wein kann stärken!
So hatt' ich mir's ausgedacht.
Ja — Prost Mahlzeit — gute Nacht! —
Nebel war am ganzen Tage,
Und der Aufstieg eine Plage,
Und bei dieser schweren Zeit
Wächst mit Macht die Durstigkeit.
Hier nun auf der höchsten Spitzen
Preußens wollt' acht Tag' ich sitzen,
Ungestört hier aus dem Himmel
Schau'n aufs wirre Weltgetümmel;
Eine Friedenspfeife rauchen
Und kein Schreibzeug mehr gebrauchen.
Oben, dacht' ich, hast du Ruh' —
Schrumm — schließt Pohl die Bude zu.
Gerne ist man nicht alleine,
Drum mach' ich mich auf die Beine,
Und mit diesem Vers voll Pracht
Wird im Buch der Schluß gemacht!
Nun ist's Art im Deutschen Reiche,
Darin sind wir alle Gleiche,
Wenn wer greift zum Wanderstab,
Er 'nen Abschiedsgruß giebt ab.
Darum sei auch dieser Klause,
Bleibt der Wirt auch nicht zu Hause,
Glück und Segen, Lust und Freud'
Einbescheert für alle Zeit! —
Dies der Wunsch und nun — der Schluß.
Viel Vergnügen Wilhelm Busch.

Die Fiaker-Milli. Brahms, der berühmte Komponist, war bekanntlich ein etwas galliger Herr, und wer ihn zum erstenmale sah, erkannte in dem verdrießlichen Manne viel eher den Komponisten des „Requiem", als den der „Ungarischen Tänze". Im Jahre 1870 besuchte er häufiger mit einigen Freunden ein kleines Restaurant, in welchem ein Tisch sorgsam für ihn reserviert war. Als er eines Abends erschien, fand er zu seiner Ueberraschung die Kneipe, die gewöhnlich ganz

still war, mit zahlreichen lärmenden Männern und Frauen gefüllt: eine Tingeltangel-Sängerin, die damals sehr bekannt war, die Fiaker-Milli, gab dort ein populäres Konzert. Brahms, der sehr übellaunig war, wollte schon wieder fortgehen, als der Besitzer des Lokals sich ihm näherte, um ihm zu sagen, daß die Fiaker-Milli befohlen habe, seinen Tisch zu respektieren. Die zarte Aufmerksamkeit gefiel dem Komponisten sehr; er dankte, setzte sich nieder und betrachtete, während er aß, mit Vergnügen die überströmende Fröhlichkeit der Sängerin und ihres Publikums, das aus Modistinnen, Wäschermädeln, Fiakerkutschern und anderen Leuten aus dem Volke bestand. Nach dem Konzert sollte getanzt werden: man wartete auf den Pianisten der Sängerin, um mit dem ersten Walzer beginnen zu können, als ein Bote die Meldung brachte, daß der Pianist leider erkrankt sei. Unter dem Publikum befand sich leider kein Ersatz-Klavierspieler, und die Traurigkeit war groß. Plötzlich näherte sich die Fiaker-Milli mit einem ganzen Schwarm von jungen hübschen Mädchen dem Komponisten und nahm allen Mut zusammen, um ihn zu bitten, wenigstens einen Walzer zu spielen. Ohne ein Wort zu sprechen, öffnete Brahms das Klavier und spielte einen Walzer von seinem Freunde Johann Strauß. Drei Stunden lang gab er nun Walzer, Mazurkas und Polkas in rascher Folge; Brahms spielte mit wahrer Begeisterung. Hatte er doch schon nach dem ersten Walzer von der Fiaker-Milli drei feurige Küsse als Lohn erhalten, und nach jedem Tanze näherte sich ihm eines der jungen hübschen Mädchen, um ihn in derselben Weise zu belohnen. Als der Komponist das „Requiem" lange nach Mitternacht nach Hause ging, war er so glücklich und heiter wie noch nie zuvor.

Sonderbare Hochzeitsbräuche. Zu den merkwürdigsten und unangenehmsten Gebräuchen vor der Hochzeit, denen die Bräute unterworfen werden, gehört das Zähnefeilen, das bei den Malaienmädchen angewandt wird. Die Braut — in Wirklichkeit noch halb ein Kind, denn sie ist erst vierzehn Jahre alt — hat als Frau das Privilegium, Betel zu kauen, dessen Saft für sehr gesundheitsförderlich gehalten wird. Die Folge davon ist, daß das wenige, was von ihren einst milchweißen Zähnen noch in ihrem Munde bleiben darf, mit einer häßlichen blutroten Farbe gebeizt wird. Das Feilen geschieht bei Musik und Schmausereien einen Tag vor der Hochzeit, und wenn das arme Opfer stöhnt, übertönen Harmonien ihre Schmerzenslaute. Die Zähne werden mit Stahlfeilen und Raspeln aus Sumatrastein geglättet und abgeschliffen. Länger als eine Stunde wird zu dieser Operation gebraucht, wenn die Braut nicht inzwischen ausruhen muß. Das Zahnfleisch schwillt an und verursacht die größten Qualen. Wochenlang dauern die Schmerzen und die Entzündung, der Schlaf ist ganz unmöglich, Sprechen und Kauen sind Peinigungen. Und das ist zur Zeit der Flitterwochen! . . .

Der Japaner schickt seiner Braut ein langes Ende Goldstickerei zum Hochzeitsgürtel und ein Stück weiße Seide zum Kleid, was vielleicht dazu beiträgt, das hübsche Dämchen über die Verbrennung ihrer Spielsachen zu trösten, eine Ceremonie, die ihre Eltern drei Tage vor

der Hochzeit vornehmen. — Die eigenartigsten Hochzeitssitten haben wohl die Karen in Hinterindien. Das Liebeswerben findet bei diesen bei Begräbnissen statt, bei denen alles, Werbung, Verlobung und Hochzeit, in Bausch und Bogen abgemacht wird. Wenn ein Kare stirbt, wird er nur vorläufig beerdigt, oder es werden, wenn er ein großes Besitztum hat, die sterblichen Ueberreste verbrannt und die kleine Truhe aus Teakholz, in der die Asche aufbewahrt wird, wird zeitweilig begraben. Die Länge der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Begräbnis eines Karen ist durch die Zahl der heiratsfähigen Mädchen und heiratenden Männer, die im Dorfe oder in der Nachbarschaft zur Zeit des Todesfalls sind, bestimmt. Wenn genug Heiratskandidaten beiderlei Geschlechts da sind, aber nicht früher, wird der große Begräbnis- und Hochzeitstag festgesetzt. Bei derselben Gemeinde der Karen giebt es nur selten mehr als einen solchen Tag im Jahre. Oft vergehen drei, ja manchmal auch fünf Jahre zwischen einem derartigen Tage und dem nächsten.

Sehr pittoresk werden die Hochzeiten in Marokko gestaltet. In maurischen Städten wird eine Braut abends, und fast immer bei Mondschein, in ihres Gatten Haus getragen. Die Mauren feiern ihre Vergnügungen gern nach Sonnenuntergang. Dann können auch die verschleierten und halb verschleierten Frauen Anteil an der Hochzeit nehmen, indem sie vom Dach des Harems hinabsehen oder durch die Gartenthür gucken, wenn der Brautzug vorüberkommt. Für die Frauen muß es reizend sein, in Spanien umworben zu werden. Dabei spielt die Musik eine wichtige Rolle.

Liebeswerben durch Gesang ist aber nicht allein auf Spanien beschränkt. Auch die schon erwähnten Karen werben durch Gesang und die Mädchen antworten ebenso. Wenn ein Karen-Bewerber es fertig bringt, beim Trillern zu weinen, hat er mehr Aussicht erhört zu werden, als wenn er heiter erscheint. Viele Völker sind bei der Wahl der Tage und Monate für die Hochzeit abergläubisch. In Italien ist der Mai ausgeschlossen. „Ich würde lieber gar nicht heiraten, als im Mai!“ sagte eine hübsche Römerin ernsthaft. „Am Montag verheiratet!“ rief eine großäugige Florentinerin erschreckt. Dabei erhob sie ihre braunen Hände und senkte ihre Stimme zu einem Geflüster. „Wenn ich am Montag heiratete, bekäme ich nur Mädchen und Idioten.“ — „Nun, dann Sonnabend.“ Sie zuckte verächtlich die Schultern und lachte. „Ja, nächstes Mal, aber nicht diesmal! Man würde mich für eine Witwe halten. Nur Witwen heiraten am Sonnabend. Wir halten diesen Tag für sie frei, und sie dürfen an keinem andern Hochzeit machen.“ Ebenso unmöglich ist der Donnerstag, weil dieser den Hexen und drei Furien geweiht ist. Der Freitag scheidet aus der Liste, desgleichen der Mittwoch. Der Dienstag ist ein Unglückstag. Als einziger bleibt also der Sonntag.

Die K'ain Chong-Kai, die zwischen Kanton und Mandalai wohnen, haben noch weniger Auswahl, denn sie haben nur einen Hochzeitstag, den 15. des ersten Monats.

Ein origineller Trick eines Schneiders, der sich vor unsicheren Kunden schützen wollte, wird in einem englischen Blatte

erzählt. Ein junger Schneider wollte in einer Mittelstadt einen Laden eröffnen, und da er nicht durch Schulden belastet zu sein wünschte, kam er auf eine neue Methode, die unsicheren Kandidaten unter den Einwohnern herauszubringen, die jedenfalls auch zu ihm kommen würden. Er rückte folgende Annonce in die Zeitungen ein: „Eine junge Dame, hübsch und sehr reich, wünscht mit einem Herrn aus guter Familie in Verbindung zu treten, mit Aussicht auf Heirat. Die Dame hat nichts dagegen, die Schulden (deren Betrag aber angegeben sein muß) ihres zukünftigen Gatten zu bezahlen. Bitte die Photographie beizulegen und unter X. Z. an die Expedition der Zeitung zu adressieren.“ Die Zahl der Antworten und Photographien war ungeheuer. Der unternehmende Schneider ließ von den Photographien Duplikate anfertigen und schrieb die Namen und Adressen der Eigentümer in ein Buch mit der Ueberschrift: „Nutzlose Kunden.“ Die Originale wurden alsdann unter höflichen Entschuldigungen abgewiesen. Das Geschäft des Schneiders aber macht gute Fortschritte.

Ueber des Trinkers fünf Gründe macht Professor Johannes Bolte im „Euphorion“ eine feuchtfröhliche Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß es zuerst mittelalterliche Mönche waren, die den Humor des Trinkens entdeckten. Sie machten lateinische Verse darüber, die dann später auch auf Deutsch in Umlauf kamen. Eine um 1770 in Bayern veranstaltete Schwanksammlung „Alte und neue Nützliche Tischreden und Begebenheiten von Fabulano Kurzweill“ kennt erst vier Gründe:

Die Ursach zu trünkhen seind billig und recht,
Wenn's Trünkhen nur guett ist und's Essen nicht schlecht:
Die erste, wenn ankombt ein ehrlicher Gast,
Die ander der Durst, den du vielleicht hast,
Die dritte die Guettheit und Siesse des Wein,
Die vierte ein Ursach, die sonsten fallt ein.

Der Berliner Dichter Ramler, der „Horaz des 18. Jahrhunderts“, kennt schon einen Grund mehr:

Nach meinem wenigen Bedünken
Giebt's fünf Ursachen, Wein zu trinken:
Man trinkt, den frohen Gast zu ehren,
Man trinkt, dem jetzigen Durst zu wehren,
Man trinkt, dem künftigen vorzukehren,
Man trinkt des guten Weines wegen,
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,
Um jeder andern Ursach wegen.

Und Friedrich Kind, der Dichter des Textbuches zum „Freischütz“ erhöht die Zahl der Gründe noch:

Die sieben Gründe:

Sieben Gründe giebt's, zu trinken.
Freundesankunft Nummer eins!
Zwei: Wenn schöne Mädchen winken,
Drei: Besonderer Wert des Weins,
Vier: Ein Trinklied, hoch zu achten.
Fünf: Ein trockner Gaum und Mund,
Sechs: Die Furcht vor künftgem Schmachten,
Sieben — jeder andere Grund!

Die schwarze Mutter Gottes. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Kultus der katholischen Kirche sind die schwarzen Muttergottesbilder, die hier und da in den Kirchen verehrt werden. In der Pariser anthropologischen Gesellschaft hat Dr. Félix Pommerol dargelegt, daß der Ursprung dieser schwarzen Marienbilder wahrscheinlich in vorchristlichen Kulturformen zu suchen ist. Gewisse antike Gottheiten werden in der Form von schwarzen Steinen verehrt; so der Jupiter Lapis und die phrygische Göttin Magna Mater bei den Römern, die Göttin Astarte in den Tempeln von Paphos und Biblos. Die Keilschriften erwähnen die sieben schwarzen Steine, die in dem Tempel von Uruk in Chaldäa verehrt wurden und die sieben Planeten darstellten. Der schwarze Stein, der in der großen Moschee in Mekka verehrt wird, scheint mit dem muselmanischen Halbmond direkt aus dem assyrischen Kultus herzustammen. Das Christentum hat die im Altertum der Isis, der Magna Mater, der Diana, der Aphrodite und allen Göttinnen der griechisch-römischen Welt geweihten Kulte in einer gewaltigen religiösen Synthese miteinander verschmolzen. Alle jene Gottheiten verkörperten unter verschiedenen Formen dieselbe Idee: den Kultus der Frau, der fruchtbaren Natur. Isis und Diana personifizierten auch die Nacht; vielleicht muß die Farbe der schwarzen Marienbilder auf diesen Umstand zurückgeführt werden. Auch besaßen die Bildsäulen jener Göttinnen, die sich über die ganze mittelländische Welt verbreitet hatten, gewiß ein hohes Alter, und waren daher durch die Zeit geschwärzt. Das Christentum fand überall jene weiblichen Idole, die Sinnbilder der Mütterlichkeit, verbreitet. Da entstand die Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes, die alsbald den Kultus der schwarzen Steine und der alten Göttinnen aus Zedernholz und Granit ersetzte. (Die schwarzen Muttergottesbilder in Frankreich sind aus Zedernholz.) In Gallien, wo die Isisreligion sich lange erhielt, ist eine antike Bildsäule dieser Göttin, die gewöhnlich mit ihrem Sohne Horus, ihn nährend, dargestellt wurde, noch bis ins achtzehnte Jahrhundert als Jungfrau Maria verehrt worden: nämlich in der Kirche Saint-Germain des Prés in Paris. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts wurde in Rouen eine Venus-Statue verehrt. Auf Cypern verbinden noch heutigen Tages die Bauern den Marienkultus mit dem der Göttin von Paphos; sie beten in den Kapellen der Insel die Mutter Gottes unter dem Namen Panaghia Aphroditissa an. In Frankreich befinden sich bei fast allen schwarzen Muttergottesbildern wunderthätige Quellen; Isis hat aber im römischen Gallien sicher ihre Tempel nahe bei Quellen gehabt, deren Kultus aus der keltischen Ueberlieferung stammt. Der Isiskultus hat ferner in gewissen Ortsnamen in Frankreich seine Spuren hinterlassen; die Namen Issoire, Yssac, Yseure, Issy sind wahrscheinlich darauf zurückzuführen. Die Einwohner der Umgegend von Pierre-sur-Haule sollen noch die „Diana-noire“ oder die schwarze Diana anrufen, und nahe bei Mont-Dore giebt es ein Dorf Diane und ein Col de Diane. Die christliche Geistlichkeit dürfte das Entstehen des Kultus der schwarzen Marien nicht gern gesehen haben; aber sie fand im Hohen Liede Salomos eine Stelle, durch die sie ihn rechtfertigen zu können glaubte. In der Kirche

La Daurade in Toulouse liest man folgende Inschriften: „Nigra sum, sed formosa“ (Ich bin schwarz, aber schön) und „Fulva sum quia decoloravit me sol“ (Ich bin braun, weil die Sonne mich verfärbt hat). Die Verse, denen diese Inschriften entnommen sind, lauten in Luthers Uebersetzung: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomons. Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin; denn die Sonne hat mich so verbrannt.“ (Hohelied, Kap. 1, V. 5 u. 6.)

Wie Schulerinnerungen festhaften, davon erzählen die Annalen des „Vereins ehemaliger Friedrich Wilhelms-Gymnasiasten“ in Berlin für 1894 ein interessantes Beispiel. Otto von Bismarck besuchte dieses Gymnasium nur ein Jahr lang (vom 27. September 1827 ab). Als Professor Bonnel, bei dem er in Pension war, zum grauen Kloster überging, folgte Bismarck ihm dorthin. Er stand schon auf der Höhe seines Ruhmes, als er einmal das Konferenz-Zimmer des Herrenhauses betrat, in dem sich gerade der Geh. Ober-Finanzrat Wollny befand. Bismarck ging einige Male auf und nieder und fixierte ihn scharf. Dann trat er an ihn heran und sagte: „Hören Sie, wir müssen uns kennen, sind Sie nicht der kleine Wollny von Obertertia her? Wissen Sie wohl noch — Ihr Vater hatte Ihnen damals auf Zuwachs einen für ihre Verhältnisse ungeheuren Ueberzieher machen lassen. Da war es denn ganz wunderbar anzuschauen, wenn ganz plötzlich ins Klassenzimmer ein großer Ueberzieher gewandert kam und dann aus demselben sich ein lütter Wollny entpuppte.“ Daran knüpfte Fürst Bismarck dann noch einige Schulanekdoten aus jener Zeit.

Stiergefechte in Spanien. Einige Meilen von Sevilla befinden sich die Ruinen einer alten römischen Stadt, Italica, die im Altertum eine große Rolle spielte. In Italica wurden die späteren Kaiser Trajan und Hadrian geboren. Die Ruinen sind jetzt vollständig mit einer Erdschicht zugedeckt, auf der der Bauer sein Korn säet, und nur durch Zufall gelangen Bruchstücke von Altertumsresten an das Tageslicht. Vor kurzem geschah es, daß ein Bauer seinen Pflug an einem großen, in der Erde versteckten Stein zerbrach. Er holte zwei seiner Nachbarn zur Hilfe herbei und diese gruben den Stein aus. Es war ein viereckiges Marmorstück, das der Bauer nach Hause schaffte, um es als Tisch zu gebrauchen. Beim Abwaschen der Erde zeigte es sich aber, daß der Stein auf der plattesten Seite mit einer lateinischen Inschrift versehen war. Dem Bauer war es zu teuer, diese Inschrift abschleifen zu lassen. Er freute sich deshalb, als er in dem Dorfschullehrer, der etwas Latein konnte, einen Liebhaber fand. Dieser kaufte ihm den Stein für fünf Francs ab. Kurz darauf kam ein Reisender in das Dorf, sah den Stein mit der Inschrift und erwarb ihn nach langem Hin- und Herhandeln für 100 Francs. Der Schullehrer war über das gute Geschäft hoch erfreut. Später machte er aber ein langes Gesicht, als er erfuhr, daß der Stein an das Museum von Madrid zu dem horrenden Preis von 27000 Francs verkauft worden war. Die Inschrift war nämlich das älteste bekannte Dokument über die Stiergefechte auf spanischem Grund und Boden, ein römisches

Edikt, die Ordnung der Stiergefechte in Italien betreffend, und es war deshalb dem Museum daran gelegen, sich diesen Beweis für das ehrwürdige Alter der hervorragendsten spanischen Nationalbelustigung zu sichern.

Ein Wort des alten Dessauer. Am 14. Dezember 1745, in der Nacht vor der furchtbaren Kesselsdorfer Schlacht, biwakierten die preußischen Truppen unter Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt in voller Schlachtordnung bei Röhrsdorf in Sachsen. Die Infanterie lagerte dicht hinter den Gewehrpyramiden, ohne abzuschnallen, die Pferde blieben aufgezäumt, die Geschütze bespannt, denn das Heer mußte gefaßt sein, jeden Augenblick mit dem Feinde zusammenzustoßen. Der alte Feldherr, in seinen Mantel gehüllt, erhob sich wiederholt sorgenvoll vom Wachtfeuer und schritt einsam durch die Truppen, hie und da nur im ungewissen Flackerschein von den Leuten erkannt. So kam er wieder nach einem Rundgange zu seinem eigenen Regiment zurück und bemerkte, sich langsam von rückwärts nähernd, eine kleine Gruppe Grenadiere, der einer der Kameraden die Karten legte. Illstett, der lange Straßburger — der Fürst kannte ihn persönlich, er hatte ihn auch selbst einst angeworben — kauerte vor dem trüben Feuerchen, breitete ein stark vergriffenes Kartenspiel auf der Erde aus und prophezeite jedem, der Begehr danach trug und vielleicht noch einen Schluck Branntwein oder ein Krümchen Tabak als „Entgelt für die Mühe“ spendete, sein Schicksal für die nächste Zeit. Da wurde der alte Herr ernstlich aufgebracht, denn ob auch sein Soldatengebet, wie die Geschichte uns überliefert hat, zuweilen recht knorrig und absonderlich lautete, er auch zumeist seine eigene Kirchenmelodie anstimmte, so lebte unter der rauhen verwetterten Außenseite doch ein stark religiöses Gefühl. Mit unvermutetem raschen Griff entriß er dem Wahrsager die just frisch gemischten Karten. „Warte du, ich werde abheben!“ und warf sie unwillig ins Feuer. Da erkannten die Grenadiere ihren Regimentschef und fuhren erschrocken in die Höhe. Der alte Dessauer drohte grimmig mit dem Rohrstock und donnerte barsch: „Straßburger, du Himmelschwerenöter, bist zwar sonst ein tapferer Kerl und kein windiger Durchgänger, hast aber noch viel zu viel wälschen Firlefanz unter der Blechmütze, verdrehst den Dummhänsen den Kopf! — Und ihr, ihr dämlichen Burschen, anstatt euch von dem geriebenen Faxenmacher blauen Dunst vormachen zu lassen, solltet lieber mit unserem Herrgott fein abrechnen, dann habt ihr ein gutes Gewissen, und das Donnerwetter kann kommen, wie's will! Denn das merkt euch, ihr Teufelsbraten: Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist ein rechter Matz!“

Korporal Dettenhofer. Noch heute wird in den Reihen der bayerischen Armee ein im Jahre 1870 entstandenes Lied vielfach gesungen, dessen Held der Korporal Dettenhofer des 3. Chevauxlegers-Regiments ist. Nur wenige sind es jedoch, welche die Entstehungsgeschichte des Liedes und die in demselben besungene Heldenthat genauer kennen, weshalb die Erzählung der letzteren von besonderem Interesse ist. Im Gefechte bei Meung am 7. Dezember 1870 waren 3 Offiziere und 14 Mann des bayerischen Infanterie-Leibregiments in der bereits

einbrechenden Dunkelheit unter ein französisches Bataillon geraten und gefangen genommen worden. Gegen 5½ Uhr abends erhielt der Korporal Franz Dettenhofer des 3. Chevauxlegers-Regiments den Befehl, auszukundschaften, ob sich eine französische Batterie, die von den Bayern bereits genommen war, dem vordringenden Feinde aber wieder überlassen werden mußte, noch in ihrer Stellung befände. Er ritt sofort mit acht Mann ab und ging im Schwarm vor.

Noch war die Patrouille keine Viertelstunde von ihrem Abgangsorte entfernt, als die links reitenden Chevauxlegers Feuer erhielten. Dettenhofer zog nun seine Mannschaft zusammen und trabte nach der Richtung, aus der die Schüsse gefallen waren. Auf etwa 60 Schritt an den Gegner herangekommen, bemerkte Dettenhofer etwa 25 bis 30 französische Infanteristen, die bayerische Gefangene, darunter einige Offiziere — die oben erwähnten Angehörigen des Infanterie-Leibregiments — eskortierten. Einer der Gefangenen rief Dettenhofer zu: „Chevauxlegers, wir sind gefangen; habt Acht, sonst ergeht es Euch ebenso!“ während gleichzeitig die französischen Soldaten auf die bayerischen Reiter zu schießen begannen. „Bei uns werd nix g'fangt!“ antwortete der Korporal, rief seinen Leuten zu; „Haut's zu, was könnt's!“ und fiel mit ihnen von allen Seiten auf den Feind.

Er tötete demselben 8 Mann, machte nun seinerseits 14 Gefangene und befreite die bayerischen Offiziere und Mannschaften. Von den durch die Dunkelheit begünstigten Chevauxlegers wurde weder einer getötet noch verwundet. So wurden durch diese kecke, mit echt kavalleristischer Entschlossenheit ausgeführte Attacke alle glücklich herausgehauen. Von den gefangen gewesenen Offizieren war überdies einer schwerverwundet und mußte von vier Leuten zurückgetragen werden. Zuerst begab sich Dettenhofer auf den Platz, wo die Bayern ihre Waffen und ihr Gepäck hatten ablegen müssen, dann mit seinen Befreiten und Gefangenen auf den Biwakplatz der Chevauxlegers nach La Bauery, wo sie mit hellem Jubel empfangen wurden. Die dem Korporal beigegebenen tapferen Chevauxlegers hießen: Georg Dambörk, Sebastian Wöhrl, Johann Kögl, Joseph Kröbl, Xaver Lentenmaier, Johann Endres, Andreas Kaindl und Andreas Riedherr. Dettenhofers tapferes Einhauen erregte solche Begeisterung, daß seine That bald von Mund zu Mund ging und das eingangs erwähnte Lied über ihn verfaßt wurde, das in oberbayerischem Dialekt die Heldenthat Dettenhofers mit folgender Kernstrophe preist:

„Mir san net g'fangt — Schwalangschier' haut's drein“,
Schreit Dettenhofer, sprengt unter sie nein!
Hurra! Die tapferen Schwalangschier,
Die hauen frisch ein, ganz ohne Schenier.

Ueber das Sehvermögen einzelner Vögel. Das Vogelauge ist mit einem geradezu wunderbaren Sehvermögen ausgestattet. Helms hat beobachtet, daß der Kuckuck im stande ist, Larven zu sehen, die in 10 Meter Abstand umherkriechen, und das Auge des Sperlings und Finken entdeckt ein kleines Samenkorn oder eine Brotkrume in 8—9 Meter Entfernung. Die Augen dieser Vögel sind sechsmal so er als ihre getrocknete Hirnschale. Betrachten wir ein Vogelauge,

so fällt uns in erster Linie seine Größe und Gewicht auf. Die größten Augen hat der größte Vogel, nämlich der Strauß. Es steht dem Auge von Pferd und Rindvieh nicht nach. Aber vergleicht man das Gewicht des Augapfels mit demjenigen des ganzen Vogels, so wird man finden, daß die kleinsten Vögel verhältnismäßig die größten Augen haben. So wiegt die Elster 72mal, die kleine Schwalbe dagegen nur 20mal mehr als ihre zwei Augäpfel. Natürlich sind die Augen unserer Nachtraubvögel sehr groß. Das Auge der Nachteule wiegt z. B. 9,5 Gramm, mit einem Längendurchschnitt von fast 28 Millimeter, und ist fast ebenso schwer als die Hirnschale des Vogels, ein Verhältnis, das man nur annähernd wie bei den Säugetieren findet. Dies muß uns umsomehr in Erstaunen versetzen, weil die Natur gerade mit Rücksicht auf den Vogelkopf sich bemüht hat, sparsam zu sein, um den gewöhnlich langen Hals nicht zu sehr zu belasten. Aber die Vorteile, die mit den großen Augen verbunden sind, sind so bedeutend, daß sie die damit verknüpften Uebelstände bei weitem übertreffen. Bei der langen Sehaxe und der erstaunenswerten Erweiterung des hintersten Augenabschnitts müssen die Bilder, die das Auge aufnimmt, verhältnismäßig groß, im höchsten Grade deutlich und bis in die kleinsten Einzelheiten klar werden.

Ein kühnes Reiterstückchen wurde anno 1870 am 12. Dezember von Angehörigen des 1. Hessischen Husarenregiments Nr. 13 (22. Division) ausgeführt. Gegen Abend des genannten Tages wurde dem Unteroffizier Schindehütte mit zwei Husaren von der 3. Eskadron der Befehl gegeben, eine Schleichpatrouille nach Villiers und darüber zu reiten. In der Dunkelheit und bei Nebel gelangten sie an genannten Ort, und einer von ihnen bemerkte in einer Scheune französische Infanterie, was er den beiden andern rasch mitteilte. Von echtem Reitergeiste beseelt, stürzten sich die drei sofort auf die Scheune, und es gelang ihnen, durch ins Blaue gegebene Kommandos 53 französische Infanteristen derartig zu übertölpeln, daß diese die Waffen ablieferten und sich gefangen gaben. Ein Husar voran und zwei hinter den Gefangenen her, ritten sie nun in die Dunkelheit hinein. Ueber eine Stunde weit war unsere nächste Infanterie entfernt und die Gegend selbst noch feindlich besetzt. Durch Vermeidung der Ortschaften und vieler Waldparzellen gelang es den braven Husaren, ihre gefährliche Begleitung glücklich und unter dem Jubel unserer Infanterie an diese zu überliefern.

Die Auffassungsgabe der Frauen. Die schnelle Auffassungsgabe der Frauen kann selbst von den Feinden der Frauenbewegung nicht bestritten werden. Sie beruht wahrscheinlich auf einer Verfeinerung der Sinne oder einer höheren Entwickelung der Sinnesorgane. Es giebt Damen, die in dem Augenblick, daß eine andere Dame in schnellstem Tempo vorbei fährt, ihre ganze Toilette, vom Hut bis zu den Schuhen, genau erfaßt. Sie können den Sitz des Kleides, die Qualität des Stoffes beschreiben, ja sie können sogar angeben, ob die Spitzen am Kleide echt oder nachgemachte Fabrikarbeit waren. Beim Lesen entfalten sie eine umfassende Auffassungswirksamkeit der Sinne. Kürzlich wurden in dieser Beziehung einige interessante Versuche gemacht, bei denen man das Lesen als Prüfstein für das Auffassungsvermögen

benutzte. Viele gebildete Personen nahmen um einen Tisch Platz und jeder von ihnen mußte dasselbe Stück aus einem Buch so schnell als möglich lesen. Für zwanzig Zeilen hatte man zehn Sekunden Zeit. Sobald diese abgelaufen waren, wurde das Buch den Lesern, ohne Rücksicht darauf, ob er das ganze Stück gelesen hatte oder nicht, fortgenommen. Was die Schnelligkeit des Lesens betraf, so waren die Damen den Männern bei weitem voraus. Jeder der Beteiligten mußte sofort niederschreiben, wessen er sich von dem Gelesenen erinnern konnte, und die Frauen hatten den Stoff besser in ihr Gedächtnis aufgenommen als die Männer. Eine einzelne Dame konnte genau viermal so schnell als ihr Mann lesen, und konnte das ganze Stück auch besser wiedergeben, als dieser den kleinen Teil desselben, den er gelesen hatte. Indessen können sich die überwundenen Männer damit trösten, daß eine schnelle Auffassungsgabe noch kein Beweis für die sogenannten höheren geistigen Fähigkeiten ist, was man schon daraus sieht, daß bei dieser Probe gerade die langsamsten Leser geistig hervorragende Männer waren.

Versteht ein Tier, was ein Bild vorstellt? Diese Frage hat zu allen Zeiten die Naturforscher beschäftigt. Nach genauer Untersuchung ist man zu dem Schluß gekommen, daß selbst die verschiedenartigsten Tiere im stande sind, Bilder aufzufassen. Alexander von Humboldt zeigte einmal einem kleinen Titiaffen in Orinoko einige farbige Bilder, die Heuschrecken und Wespen vorstellten, und sofort streckte der Affe die Hand aus, um nach ihnen zu greifen und sie zu verspeisen.

Vor dem Buddhaistenkloster in Lashis hatte man einen gemalten Hund aus Zink aufgestellt, der in dem Grade Eindruck auf eine Tigerschlange machte, daß diese auf den unschuldigen Abguß losfuhr und ihn verschluckte, als sei er ein wirklicher, lebender Hund gewesen.

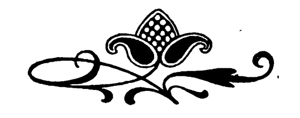
Vögel besitzen die Fähigkeit, ihr eigenes Bild im Spiegel zu erkennen. Z. B. saß ein Staar, der volle Freiheit zum Umherfliegen hatte, mit Vorliebe vor einem großen Wandspiegel und sang seinem Gegenüber im Glas die schönsten Weisen vor. Katzen und Gemsen erkennen gleichfalls ihr Spiegelbild wieder. Die Hunde verhalten sich dagegen sehr verschieden, wenn man sie vor den Spiegel stellt. Einige haben vor ihrem eigenen Bilde Abneigung, andere beschnüffeln es dagegen.

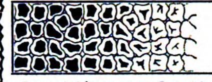
Sehr komisch ist es zu beobachten, wie die Hunde sich Gemälden gegenüber verhalten. Ein bekannter Tiermaler hatte einst ein lebensgroßes Hundeporträt ausgestellt, und dies erschreckte in dem Grade einen kleinen Rattenfänger, der zufällig in den Saal geriet, daß dieser erst laut heulte und sich dann heulend in aller Eile aus dem Staube machte. Ein Teckel, der in das Atelier eines Münchener Malers kam, umkreiste ein großes, eine Parforcejagd im Mittelalter vorstellendes Gemälde, und versuchte, sich den jagenden Hunden anzuschließen. Ein Bildhauer mußte das Modell eines Terriers und eines andern Hundes aus seinem Atelier entfernen, da ein hereinkommender Dachshund sich auf sie losstürzen und sie beißen wollte.

Aus Edisons Jugend. Gleich vielen anderen bedeutenden Amerikanern, begann Edison, der große Erfinder, seine Laufbahn als Zeitungsjunge, wie sie in den Straßen von New-York zu Tausenden

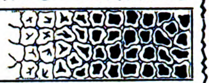
herumlaufen, barfüßig und barhaupt, aber munter und — geschäftsklug. Dann schwang er sich zum Telegraphenbeamten empor; auf einer kleinen, weltentlegenen Station des fernen Westens fand er seine erste Anstellung. Menschen bekam er hier selten zu sehen, um so mehr aber — Schaben, große und kleine, die in ganzen Heereszügen ihre nächtlichen Wanderungen anstellten. Da ihm das Ungeziefer ebensowenig behagte wie andern Leuten, so war seine erste Erfindung — eine elektrische Schabenfalle. Er hatte nämlich bemerkt, daß diese Tiere eine gewisse Mauerritze als Heerstraße benutzten. In diese Ritze senkte er nun ein elektrisches Kabel, das er an einer Stelle durchschnitt, so daß die Wirkung des Stromes so lange aufgehoben blieb, bis zwischen den durchschnittenen Enden eine Verbindung hergestellt war. Das war die ganze Falle. Denn die Tiere mußten ja zur Herstellung der Verbindung ihren eigenen Körper hergeben. Ahnungslos krochen sie auf gewohntem Wege über das Kabel, bis zur Stelle, wo der entblößte Draht durchschnitten war; sobald sie aber über den Draht zu kriechen versuchten, fand der elektrische Strom seinen Weg durch ihren Körper, von einer Drahtspitze zur andern, und die Tiere fielen entweder tot oder schwer betäubt in eine etwas tiefer befestigte Schale mit Wasser.

Ein Stücklein von Friedrich Wilhelm IV. Als der König einmal im schlichten Civilüberrocke in früher Morgenstunde unweit Sanssouci spazieren ging, bemerkte er von fern eine Frau, welche auf den vor ihren Milchwagen gespannten Esel eifrig losschlug. Er ging näher und fragte nach der Ursache ihrer Heftigkeit. Mit Thränen in den Augen antwortete die Frau: „Ach, ich hab' so große Eile, und nun will der dumme Esel nicht fort. Bin ich nicht zur rechten Zeit in Potsdam, so verliere ich alle Kunden. Ich kenne aber seine Mucken schon. Wenn ich nur jemanden hätte, der den Esel von vorn bei den Ohren faßte! Ich prügelte dann von hinten auf ihn — und so ginge er schon." Der König faßte ganz ernsthaft den Esel bei den Ohren, die Frau half nach, der Esel kam in Trab, und die vergnügte Besitzerin des Tieres dankte dem unbekannten Helfer freundlichst. Zu Hause erzählte der König seiner Gemahlin von seiner Dienstleistung. Die hohe Frau schien sein Verfahren nicht zu billigen und äußerte: „Als Kronprinz, lieber Fritz, ging das wohl; aber als König . . .?" „Liebes Kind," unterbrach sie lächelnd der Monarch, „mein seliger Vater hat manchem Esel fortgeholfen."



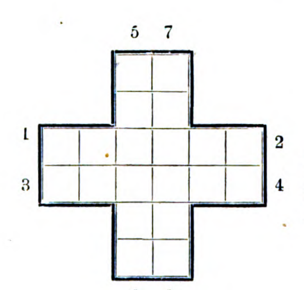


Rätsel-Ecke.



Bilder-Rätsel.





Kreuz-Rätsel.

Von Hans v. d. Mürz.

Die Buchstaben folgender Wörter:

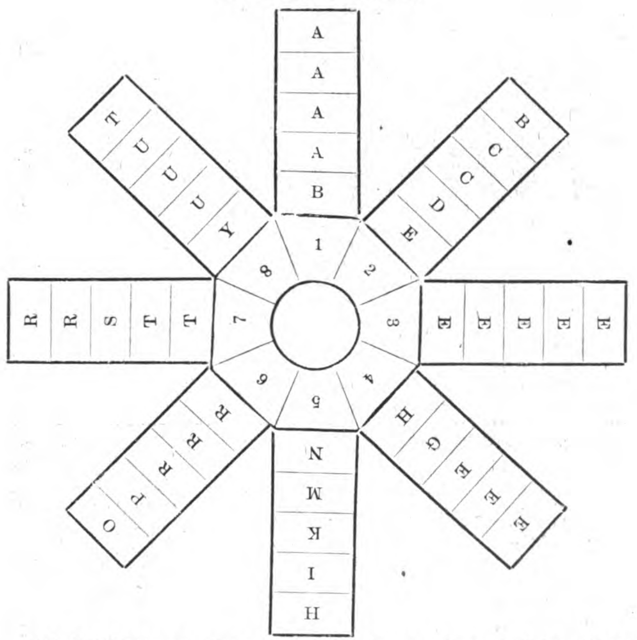
Oskar, Paul, Kain, Mund, Eis

sind in die Felder nebenstehender Figur derart einzustellen, daß die senk- und wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

1—2 Dänische Insel,
3—4 Stadt in Rußland,
5—6 Stadt in Böhmen,
7—8 Stadt in Galizien.

Sonnen-Rätsel.

Von Richard Wöleke.



Die Buchstaben in obiger Figur sind so zu ordnen, daß die Strahlen Worte von folgender Bedeutung ergeben:

1. Komponist, 3. Frucht, 5. Männlicher Vorname, 7. Baum,
2. Fluß, 4. Schiff, 6. Vogel, 8. Oper.

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben um den Mittelpunkt ein Land in Afrika.

Auflösungen aus Band V.

Bilder-Rätsel: Im engen Kreis verengert sich der Sinn.
Buchstaben-Rätsel: Salm — Salz.
Wortgruppen-Rätsel: Mai — Aal — Ilm.
Versteck-Rätsel: Viele Hunde sind des Hasen Tod.
Wort-Rätsel: Schatten.
Zweisilbige Charade: Mailand.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 918 1